<36638879440019
<36638879440019
Bayer. Staatsbibliothek

L. germ. 97-1/2

Vollſtändiger Unterricht

in der

Deutſchen Sprache

wiſſenſchaftlich begründet, unterrichtlich dar=
geſtelt und mit dazu gehörigen Uebungen
verſehen

von

Dr. E. Wilhelm Harniſch,
erſtem Lehrer an der Königl. Bildungs = Anſtalt für
Volksſchullehrer in Schleſien.

1ter Theil

Lautlehre.

Breslau, 1814.
Königliche Stadt = und Univerſitäts = Buchdrukkerei bei
Graß und Barth.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Lautlehre

der

deutſchen Sprache

wiſſenſchaftlich begründet

von

Dr. C. Wilhelm Harniſch,
erſtem Lehrer an der Königl. Bildungs-Anſtalt für Volksſchullehrer in Schleſien.

(Mit einer Kupfertafel.)

Die unterrichtliche Darſtellung und die dazu gehörigen Uebungen ſind in folgenden beiden Büchern beſonders enthalten:

1) Faſſliche Anweiſung zum vollſtändigen erſten deutſcheu Sprachunterricht enthaltend das Sprechen und Zeichnen, Leſen und Schreiben, Anſchauen uud Empfinden; für Volksſchullehrer bearbeitet von demſelben Verfaſſer.

2) Erſtes Sprachbuch oder Uebungen um richtig ſprechen, leſen und ſchreiben zu lernen; für Volksſchulen bearbeitet von demſelben Verfaſſer.

Die Sprache.

Des Daſeins erſte Töne wiegen
Des Kindes Traum, ſein Blikk erwacht;
Doch Wunſch und Wahn und Wille liegen
Gebunden noch im Arm der Nacht;
Verſchleiert ſteht vor ihm das Schöne,
Dem Lied der Amme horcht ſein Ohr,
Und freundlich ſteigt im Reich der Töne
Vor ihm des Lebens Bild empor.

Dann naht die Sprache ſich der Lippe,
Die mit der Kindheit Feſſeln ringt,
Ein Quell gewiegt im Schooß der Klippe,
Der brauſend in das Leben dringt.
Er ſteigt und bricht des Ufers Schranke,
So bricht die Feſſeln Ton und Wort,
Und rauſchend wälzt ſich der Gedanke
Im Wechſelklang der Sprache fort.

Be=

Bekränzt mit Roſen wekt die Liebe
Den erſten Wunſch, den erſten Wahn;
In Räthſeln ſpricht mit ſtarkem Triebe
Des Herzens uns das Leben an.
Und wenn empört die Wogen ſchäumen,
Dann hängt wie an dem Mei der Weſt,
Die Hofnnng mit den goldnen Träumen
Am Blüthenkranz der Sprache feſt.

Und leiſe, weiche Stimmen ſchlagen
An unſre Bruſt, dem Kampf geweiht,
Und des Gefühles Stürme tragen
Den leichten Frühlingstraum der Zeit.
Der Sprache goldne Seiten beben,
Von Furcht und Wunſch und Wahn berührt,
Die mit den Stürmen in das Leben
Die Feenhand der Liebe führt.

Ihr tönt der Vorwelt dunkle Sage,
Ihr ſpricht das Herz vom Sturm bewegt,
Das blutend in des Schikſals Wage
Die Täuſchung und die Thräne legt.
Und klagend auf der Sehnſucht Schwingen,
Entſchwebt das Lied dem Schooß der Zeit,
Der Dichtkunſt zarte Kränze ſchlingen
Sie blühend um die Würklichkeit.

Und heller glänzt der Wahrheit Spiegel,
Der aus der Dichtkunſt Roſen glüht,
Die Ahnung bricht der Zukunft Siegel,
Wo ewig jung die Hofnung blüht;
Die Blumen, die dem Leben ſtarben,
Die Kränze der verblühten Zeit,
Bewahrt im Zauber ihrer Farben
Die Sprache, der Unſterblichkeit.

Und

Und wenn verweht im Abendlichte,
Der Täuſchung zarte Blüte ſchwand,
Dann ſpricht aus Wolken die Geſchichte,
Ein Strom, der ſich der Nacht entwand.
Er ſchlägt an Gräbern, die uns ſchweigen,
Dann brauſend an der Vorwelt Thor,
Und auf der Sprache Wogen ſteigen
Die Rieſenſchatten Roms empor.

Sie hört die Nachwelt. — Ihren Söhnen
Ruft, aufgeſchrekt, das Vaterland,
An das mit leiſen Zaubertönen
Die Sprache Muth und Liebe band.
Selbſt in dem fallenden Geſchlechte
Wird nie des Kühnen Stolz gedämpft,
Der für die Heimath, ihre Rechte,
Die Freiheit und die Sprache kämpft.

Und wenn des Ruhmes Opfer fielen,
Wie Blüten, die der Nordwind brach,
Zum Grabe, von der Kindheit Spielen,
Folgt tröſtend uns die Sprache nach.
Sie ruft dem Frohſinn unter Reben,
Ihr rauſcht des Liedes Adlerſchwung,
Und auf des Wohllauts Wellen ſchweben
Die Geiſter der Erinnerung.

Erinnerung! Dem deutſchen Ruhme
Ein Geiſterbild, das zürnend ſchweigt,
Und dem verpraſten Eigenthume
Den reichen Schatz der Väter zeigt.
Verödet ſtehn des Ruhmes Hallen,
Am Grab der Freiheit nagt die Zeit
Und des Vergeſſens Schleier fallen,
Kalt über die Vergangenheit.

Das

Das Feuer loſch, nur Funken lohen,
Kein Herman bricht des Römers Joch,
Des Vaterlandes Retter flohen,
Nur ſeine Sprache blieb uns noch.
Bewahrt dies Erbtheil unſrer Ahnen,
Die Sprache, die veredelt blieb;
Seit dem das Schwert des Alemanen
Dem ſtolzen Rom Geſetze ſchrieb.

A. von Steigenteſch.

Vorrede.

Schon vor mehrern Jahren, ſchon früher, als ich mich ganz der Erziehung widmete, ganz ihr zu leben anfing, ſchon damals, da ich ſelbſt noch in der Zeit der eigentlichen Selbſtbildung war, hatte ich eine beſondere Liebe zu meiner Mutterſprache und eine ausgezeichnete Neigung. Oft ergrimte ich, wenn ich dieſelbe verachten hörte von einem meiner Lehrer, der nur der griechiſchen Sprache lebte, fern vom griechiſchen Weſen. Oft wurde ich getadelt von einem andern, der aus Liebe und recht mit Neigung und Behagen die Feinheit einer ausländiſchen Sprache prieß, um nach einer herſchenden Unſitte gebildet zu ſcheinen. Oft wurde meine Geſchmakloſigkeit gerügt, wenn ich lieber in den volksthümlichen Bardenhein mit feſtem Schritte wandelte als in der Wiege der Fremdheit träumte. — Dies vermehrte meine Neigung und ſo würkte auch hier die alte Erziehung ihrem Grundſatze gemäß, durch Drukk erzeugend die Kraft. Die Kentniſſe einiger Mundarten, eine Liebe zu dem, was mich mehr in die Geheimthümer und in das Heil und die Heiligkeit meines Volks führte, die Schikſale meines Vaterlandes, das Beengen des Raums dieſer Sprache, die Aufmerkſamkeit volksthümlicher Gelehrten und wak=

wakkerer Biedermänner auf dieſen Gegenſtand, meine Lage, meine Verhältniſſe und mehreres andere trug dazu bei, dieſe meine Vorliebe zu nähren zu ſtärken und zu ſteigern. Wie ich mich ganz der Erziehungskunſt widmete, ſo verbanden ſich beide Neigungen und ſind die Gegenſtände worin ich lebte und lebe. Ich arbeitete drei Mal nach einander einen Leitfaden aus für den ganzen Unterricht in der deutſchen Sprache und wenn ich fertig war, ſo ſah ich immer weiter nichts, als daſs ich ſo weit gekommen, wieder von forn anzufangen und die Grundſätze, die ich durch meine Arbeit mir abgezogen, zu benutzen. Stets hatte ich Gelegenheit meine Gedanken zu verſuchen und der ſelbſt findende und erzeugende Weg, den ich mit meinen Schülern einſchlug, überzeugte mich denn, ob ich richtig gedacht oder auf Nebenwege gerathen und mich verirt hatte.

So arbeitete Denken und Thun im wechſelſeitigen Verein, erzeugend ein neues Denken. — Mit meinem Denken und Thun verglich ich das, was andere darüber gedacht und was andere darin gethan; und ſuchte mich ſo vor dem Selbſtdünkel zu bewahren, Alles neu erfunden zu haben. Ich verſichere hierbei, daſs ich meine Vorgänger ſo viel als möglich benutzt und daſs ich der feſten Ueberzeugung bin, daſs ich das nicht hätte leiſten können, was ich geleiſtet zu haben glaube, wenn nicht andere ihren ſauren Schweiß und ihre mühſeelige Arbeit mir hinterlaſſen. Zugleich glaube ich aber auch, daſs ich weiter und tiefer in die Wahrheit eingedrungen als ſie; denn wenn ich nicht dieſe Ueberzeugung hätte, ſo würde ich ſtraks meine Feder niederlegen und nicht die Leſewelt mit neuem Ballaſt beläſtigen. —

Keineswegeſ ſchreibe ich dieſe Vorrede um bei der Leſewelt zu kriechen, ihr allerlei Winkelzüge vorzumachen und den Wind zu lenken. Ich verſichere deshalb, daſs kein Freund mich dringend erſucht hat dieſe Schrift zu ſchreiben und daſs ich endlich aus Menſchenliebe ſeinen Bitten Gehör gegeben. Ich bitte keineswegeſ um rükkſichtige Schonung für mein Werk, ſondern ich verſichere daſs ich weder ſklavenmüthig noch hochmüthig es gedacht, bearbeitet und herausgeben. Ob ich Fug habe dieſes Werk herauszugeben, davon kan ich in der Vorrede nicht ſprechen. Ich übergebe es denen aus meinem Volke, die in und mit ihm leben. Ihr Urtheil wird mir wichtig ſein. Den bloßen Wortliebern aber, die nur in ausländiſchen Sprachen die Weisheit ſuchen und die Wiſſenſchaft, mit Verachtung der deutſchen — dieſen bin ich keine Rechenſchaft ſchuldig, denn dieſe beurtheilen nicht mit deutſchen Augen und deutſchem Sinn die deutſche Sprache, ſondern mit fremden. Meine Meinung iſt, daſs wir auch die ausländiſchen Sprachen zwar auffaſſend in ihrer Eigenthümlichkeit, doch mit deutſchen Augen anſehen müſſen, dann ſtehen wir im Kern unſers Selbſt und nicht in dem Umkreiſe. So wie die Griechen nicht perſerten, ſo müſſen wir Deutſche nicht griecheln und römern. Wie die Römer anfingen zu griechen ſo war auch nicht mehr fern das Kriechen. — Hiemit will ich keineswegeſ die alten treflichen Sprachen verachten, oder die Biedermänner, die mit echt deutſchen Fleiß ſie bebauen; ſondern nur den Grundſatz ausſprechen: „Man verderbe nicht durch fremdes Gut das eigne!“ — In der Einleitung habe ich den Entwurf des ganzen Werks angegeben,

ben, keineswegeſ als wenn ich mit dieſem Entwurf ſchon zufrieden wäre; wahrſcheinlich wird ſich Manches noch anders geſtalten. So viel in meinen Kräften ſteht, werde ich dahin ſtreben das ganze Werk ſo gut und ſo bald als möglich zu vollenden. Aber um ſolch eine Sache aus= und durchzuführen, ſie feſt zu begründen und zu erheben, dazu kann nicht hinreichen eine flüchtige Arbeit. Das Ganze gründet ſich in der tiefſten Tiefe des Menſchen und erhebt ſich zur höchſten Höhe. Der, welcher ſolchen neuen, nur an einigen Stellen etwas gebahnten, gröſtentheils aber noch verwachſenen und rauhen Weg geht, muſſ langſam jedes Geſträuch und jeden Felſen unterſuchen, jeden Wanderer um Rath fragen, wo wohl hier ein Weg ſei; öfter große Nebenwege für ſich einſchlagen, um nur das Ziel zu ſehen, wohin er will, und kleinere Wege zu entdekken, die ihn dahin führen. Oft wird ein ſolcher irren, indem er glaubt, den geradeſten, beſten, feſteſten und ſicherſten Weg getroffen zu haben, und ſtatt zum Ziele zu kommen, wird er davon abkommen. — Eine ſolche Arbeit iſt daher nicht das Geſchäft von Monathen, ſondern von Jahren. Vor einiger Zeit kündigte ich in meinen deutſchen Volksſchulen dieſes Werk an; und wenn ich wohl und wohlgemuth bleibe, ſo hoffe ich allmälig nicht bloß dieſen ſondern mehrere Gegenſtände des Unterrichts nach den Hochbildern, die ich dort aufgeſtelt, zu bearbeiten. Ich zweifle nur ſehr, daſs ein Menſchenleben hinreicht um dieſes Feld zu beakkern. Mögen andere mir helfen, mir vorarbeiten oder nacharbeiten! Dem Beſten gebühret der Eichenkranz! Ich gehe deshalb friſch und wakker ans Werk, weil man meine Volksſchulen,

trotz

trotz ihrer großen Mängel, mit ſo vieler Liebe und Theilnahme aufgenommen, weil Leiter und Führer der Volkserziehung ſie nicht verſchmäht und weil ich gefunden daſs manches Saamenkorn ſchon hier ein Früchtlein erzeugt und dort eine Knospe zur Blüthe befördert. Nur jämmerliche, verknorpelte und verkruſtete Erzieher fanden darin einen Stein des Anſtoßes und ein Haar das lange an ihrem Gaum klebte. Zwei Erzieher gebrandmarkt durch die Liebe des Sichgehenlaſſens und des kriechenden Beimaltenbleibens fanden Gräuel in dieſem Werkchen; und einer von ihnen, behauptete, „daſs, wenn der Unſinn noch einmal unſinnig würde, ein ſolches Buch entſtünde.“ — Es ertönte aber auch eine Stimme dagegen: „Gott ſegne dieſen Unſinn, damit wir ſinnig werden und ſinnreich, thätig und thatenvoll!“ Möge man von dieſem Werke daſſelbe ſagen, ſo bin ich glüklich, ſo habe ich eine Krone errungen die mir nicht verwelkt, — das Bewuſtſein nicht vergeblich gearbeitet zu haben. — Man mag ſagen und ſprechen was man will von dieſem Werke, ich will nicht mit Worten rechten; man tadele immerhin, ich verlange nur daſs man nicht eher darüber ſpreche, bevor man nicht verſucht, geprobt und mein Werk oder den Tadel bewährt gefunden und wahr. — Daſs noch Unvollkommenheiten, daſs noch Ekken und Unebenheiten darin herſchen, daſs Manches noch beſſer ſein ſolte und müſte, auch vielleicht ſein könte, davon iſt Keiner mehr überzeugt als ich, denn ich glaube bei der Arbeit am beſten die Irrwege, die Sandungen und Strandungen erblikt zu haben, in die man geräth, wenn man mit voller Kraft, mit geſpanten Segeln oft ohne die nöthige Vorſicht, das Ziel zu erreichen

ſucht,

ſucht. Wie ich meine Volksſchulen bearbeitete, ſo war ich noch nicht geſonnen ſo bald den erſten Theil dieſes Werks folgen zu laſſen; allein mein jetziger Würkungskreis beſtimt und verpflichtet mich dazu. Ich habe einmal einen neuen und mir eigenen Weg in der Sprache eingeſchlagen und wer kann was dawider haben, wenn er nicht ſchlechter iſt als die vorhergegangenen? — Es iſt aber nun auch meine Pflicht, daſs ich meinen Schülern die Hülfsmittel in die Hände gebe, dieſen Weg betreten und wandeln zu können. Der Gedanke dis zu thun, war alſo der erſte, der mich zu der Herausgabe dieſes Werkes antrieb. Ich wolte zuerſt nur bloß das Werkliche (Praktiſche) alſo ein erſtes Sprachbuch für Kinder und eine Anweiſung dazu für Lehrer herausgeben. Ich ſah meine Arbeiten durch und fand, daſs ich das Alte nicht ganz ſo herausgeben könte, wie ich es vorher ausgearbeitet hatte. Ich muſte alſo von Neuem arbeiten. Ich drang immer tiefer und tiefer ein und ob mein Zwekk eigentlich war, bloß den Volksſchullehrern zu nützen, ſo ſah ich doch bald ein, da mein Weg ſo ſehr von andern abwich, daſs ich die Lehre (Theorie) des Ganzen aufſtellen muſte. So entſtand alſo eine Lautlehre als der erſte Theil des Sprachunterrichts. Dieſe Lehre des Lauts muſte, um ſich ſelbſt zu begründen, in die größten Einzelnheiten und Feinheiten ihrer ſelbſt eingehen. Dieſe Feinheiten ſind überflüſſig für einen werklichen Schulmann und ſo muſte alſo eine Anweiſung zur Lautlehre für Volksſchullehrer beſonders ausgearbeitet werden und ebenfals, weil auch eine Anweiſung nur in den Wind geht wenn nicht die gehörigen Hülfsmittel gegeben werden, ſo war das erſte Sprachbuch eine nothwendige Folge.

So

So erſcheint alſo hier mit einem Mal das, was zuſammen gehört, Lehre, Anweiſung und ein Uebungsbuch. Jedes iſt für ſich, jedes hat ſeinen eignen Zwekk und dennoch ſtehen alle drei in der genaueſten Verbindung. Jedes Einzelne iſt für ſich zu haben, da jedes Einzelne ſeine eigne Beſtimmung hat. Die Lautlehre iſt für den Sprachforſcher, die Anweiſung für den werklichen Sprachlehrer und das erſte Sprachbuch für den Sprachlerner.

Nimm es jezt hin mein Volk! verſchmähet Deutſche nicht die Darſtellung eures Weſens! — Unſere Sprache ſuchte ich zu unterſuchen und prüfend unſer eignes Denken darzuſtellen. Wir haben Vieles verloren, um Vieles zu gewinnen; — noch haben wir die Sprache! Laſt uns ſie erhalten, bewahren und vollkomnen zur Zierde unſeres Selbſt, zur Aufrechthaltung deſſen, was uns am theuerſten iſt, zur Freude, zum Frieden, zum Kriege, zum Siege! — Schauet nach Innen nicht nach Außen! Von Gott komt die Hülfe! Gott wohnt im Innern. Wer ihn in ſich ſelbſt nicht findet, der findet ihn nie! Unſre Sprache kann uns darauf aufmerkſam machen, was in uns liegt — viele gewaltige Kraft durch äußere Ueberſchwemmung gedrükt. So wie unſre Sprache, ſo ſei unſer Leben. Reine Sprache — reines Volk; kraftvolle Sprache — kraftvolles Volk!

Breslau am 3. Tage im 11ten
Monat im Jahr 1812.

Der Verfaſſer.

Ein=

Einleitung.

Alles was Deutſch heißt, zeigt etwas Urſprüngliches an, etwas Uraltes, Selbſtändiges, Braves und Treues. Noch in vielen Redensarten und Sprüchwörtern hat ſich dieſer Sinn erhalten. Man ſpricht von deutſcher Treue, vom alten deutſchen Degenknopf, von altdeutſchen Sitten. — Ja Deutſch und Volk war ſo nahe verwandt, daſs man deutlich und deutend damit anzeigte, dies ſei das Volk der Völker. — Ich ſage dies nicht zuerſt. Fichte in ſeinen Reden ſpricht umſtändlicher davon. Geſchichtsforſcher bezeugen es und Volksthumkundige geben den Grund an. Die Deutſchen ſtammen von da her, wo nach allen Unterſuchungen die Wiege der Völker (vagina gentium) iſt, — von dort, wo Tigris und Eufrat ſich einen, vom Fuße des Kaukaſus. Ihre Vorfahren waren Brüder und Genoſſen der Perſer, Indier, Chineſen und aller der Völker, die aſiſche Bildung erzeugten, nährten und pflegten. Ihr Name in der Vergötterung — die Aſen — erhielt dieſe Herkunft und kein Geſchichtsforſcher hat Gründe gegen das Uralterthum der Deutſchen aufgeſtelt. Sie waren das Volk mit denen im Norden Europens eine neue Ordnung begann, das eigentliche Urvolk deſſelben. So wie ſie ſelbſt dieſe Germanen oder Lanzenmänner dem Blute der frühesten Erdbewohner entſtammen, ſo entſtämt auch ihre Sprache den früheſten Keimen der Sprachkraft. Der Zuſammenhang derſelben, in Laut, Wort und Verbindung mit den Sprachen anderer aſiſchen Völker, wie der Perſer und Griechen zeigt, daſs keinesweges ihre Sprache erſt in Europa entſtand, keinesweges ein Zuſammenfluſs war aus mehreren Sprachſchätzen und Sprachſitzen. Die Deut-

Deutſche Sprache iſt alſo in ihren Keimen eine Urſprache, eine Sprache, die aus der allgemeinen Sprachkraft ſelbſtändig hervorgegangen. Daher ſo viele innendeutſame Wörter, daher jede Empfindung und jedes Gefühl ſo ſchöpfungshaltig bezeichnet, daher die großen Wortſtämme, die als mächtige Bäume in der Sprache daſtehen und durch alle Mundarten ihre Zweige ſenden, wie die Eichen im herzüniſchen Walde.

Jede Urſprache trägt die Keime ihrer weitern Fortbildung von ſelbſt in ſich, ſo wie ein jedes Thier aus des Schöpfers Mund den Ruf empfing, ſich in tauſend Räumen und tauſend Zeiten wieder zu verjüngen und darzuſtellen. Jede Miſch- und Mangſprache aus verſchiedenen Sprachſitzen und Sprachſtämmen zuſammengehäuft iſt eine leere und hohle Menſchenkunſt, eine Verzwitterung ohne Zeugekraft. Sie iſt abgeſchnitten von der Schöpfung, ſie iſt ausgeſchloſſen aus dem Leben, ſie ſteht da ohne Wurzeln, ſie lebt in einer Zweiheit, Dreiheit und Vielheit, die ſich oft durchkreuzen und widerſprechen; ſie iſt wankend und uneins, geſetzlos bei vielen Geſetzen, getheilt ohne Theilgrund, ein Wirrwarr, nur tauglich für ein wirrendes Volk und verwirtes. Sie kann ſich nur bereichern durch Anſatz und Aneignung, ſie kann nur fremde Kinder erziehen, keine erzeugen; und von ihr gilt der Schillerſche Ausſpruch: „Wer keinen Menſchen machen kann, der kann auch keinen lieben!“ Ein Volk, das eine Mangſprache hat, iſt ſelbſt gemengt in ſeiner Bildung, es iſt ein Knecht ſeiner Sprache und kann nur bezeichnen, was ſeine Sprache will, ſtatt daſs eine Urſprache ſeinem Volke folgt. — Ein deutſcher Dichter wie Klopſtokk ſagt daher mit Recht: „Ich denke, wie ich will, und die Sprache muſs mir folgen!“ Und was Lambert ausſagt von der Vollkommenheit der Sprachen: „Eine Sprache iſt deſto vollkomner, je mehr ſie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern, Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zuſammen zu ſetzen und abzuleiten, dergeſtalt, daſs man aus dem Baue des neuen Wortes ſeine Bedeutung verſtehen könne“; das gilt mit Recht von der Deutſchen. Michaelis beſtätigt dies auch von

der deutſchen Sprache: „Der Deutſche kann ausdrükken, was er will, der Franzoſe muſs ſagen, was er kann“; und ſelbſt Villers ſtimt ihm bei: „Les Allemands ont une langue, les François n'ont qu'un jargon.“ Das herlichſte Urtheil fält Leibnitz: „Was ſich in der deutſchen Sprache ohne entlehnte Worte vernehmlich ſagen läſt, das iſt würklich was Rechtſchaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein Schaum müßiger Gedanken, nimt die deutſche Sprache nicht an.“ — Deshalb ja auch Jeder dem Deutſchen die Tiefe des Denkens zuſpricht, eine Tiefe für andere, zumal ſeichte Völker unergründlich. In dieſer Hinſicht ſagt ſchon ein alter Schriftſteller vor mehrern Jahrhunderten: „Eine anmuthige Zunge wird eben ſo wenig von einem liebloſen Herzen, als ein Deutſcher von einem Franzoſen verſtanden.“ Wir Deutſchen haben uns alſo unſrer Sprache nicht zu ſchämen, denn alles, was ächt deutſch iſt, ſtelt auch echt groß ſich dar. —

Alles was aber nordiſchen Urſprungs iſt, oder ſiedelt auf nordiſchem Boden, wächſt langſam, weil Gediegenheit und Kernkraft ſtets es begleitet. Der Deutſche ſelbſt reifte ſpät, wie hätte ſeine Sprache ihm können vorgehen? Wie der Norden noch im kalten Winterſchlafe der Rohheit ruhte, da hatte ſich in Süden, in Grichenland und Welſchland eine Bildung dargeſtelt, die einzig in ihrer Art war, und wahrſcheinlich auch die Abblüthe dieſer Gegend; denn ſchwer möchte ein Athen, ſchwer möchte ein Rom wieder werden, was es war, oder ſich höher erheben. Genug — der Süden Europens, näher verbunden durch das Meer mit dem Urquell der Bildung, mehr gerüttelt und geregt ſo wie durch Wellenſchlag ſo durch Landungen und durch milden Himmel begünſtigt, überragte den Norden an Bildung. Dieſe verbreitete ſich und muſte ſich verbreiten, denn es war Licht und zwar nicht wie in China unter den Scheffel geſtelt. Das Chriſtenthum nahm beinahe denſelben Verbreitungsgang, den die Urbildung nahm, gleichſam als wenn es noch eine geiſtige Nachſchöpfung wäre. Bevor der Norden alſo zu einer beſtimmten Bildung kommen

men konte, damals, als gerade ſeine Knoſpen in Thaten und Liedern ſich eigenthümlich entwikkelten, und ſchöne Blüten verſprachen und gediegene Früchte, da brach die ſüdliche Bildung in die nördliche ein, drang ſich ihr auf, beförderte ſchnell ihre Blüthe, aber gab als Pfropfreis ihr ein andres Gepräge; und ſo wurde die Bildung des Deutſchen theilweiſe vermiſcht. Die ſüdliche Bildung bahnte ſich durch mannigfaltige Sinnenreize den Weg, beſeelte Prieſter und mächtige Gewalthaber pflanzten ſie mit Güte und mit Schwert; und unterdrükten die wilden deutſchen Kernſproſſen durch zierlich gepfropfete Reiſer. Aber der Boden, der Geiſt des Volks und die ganze Eigenthümlichkeit des Nordens wolte nie recht zu dieſer überalpner Bildung ſtimmen, und es trat eine Zeit ein, wo ſie ganz zu ſumpfen anfing. Da trat ein Luther auf und verwandelte aſiſche Sinnigkeit, entſtelt durch italiſchen Unſinn, in nordiſchen Sinn, und von ihm an kann der Deutſche erſt ſeine ſelbſtändige Gottesfurcht rechnen. Er gab der Sprache zugleich einen gewaltigen Stoß und trieb ſie dadurch zu einer mächtigen Höhe. Wäre der deutſche Kaiſer ein kräftiger Anhänger Luthers geweſen, wahrlich der Deutſche wäre damals geworden, was er zu werden beſtimt iſt — mittleres Volk und mittelndes geiſtig und leiblich. Nach Luther ging eine ſchrekliche Wortnagerei an, und während deutſche Gelehrte hätten ſollen da fortbauen, wo Luther anfing, ſo blieben ſie bei Luthers Worten ſtehen, zerzerten und zerredeten ſie, und der Teufel, den Luther verbant hatte, drang nun von einer andern Seite wieder ein. Der Deutſche ſahe nach Weſten, gafte und afte, und unterwarf ſich fremden Sitten und fremden Gebräuchen, wie ſelbſt noch dieſelben Fremdlinge ſie in ihrer Größe anſtaunten und hochachteten. —

Dieſer kurze Ueberblikk mag uns zeigen, wie unſre kernige Urſprache ſich verbuhlte, und wie ſie in ihrer urſprünglichen Reinheit, in ihrer ſchönen Einfachheit ſich behing mit Schmutzflekken. — Stets erhuben ſich Stimmen dagegen, aber ſie waren nur Klagetöne. Wie konten Einzelne durch Reden den Strom der Zeit aufhalten! Im 17ten Jahrhunderte ſtiftete Kaspar von Teutleben ſogar einen Orden zur Reinigung der Sprache — den Palmorden,

der 51 Jahr dauerte, hohe Leute zählte, aber oft mehr ſchmauſte als that. Freilich war damals der Unflath zu groß. Dies bezeugt folgender Brief:

„Monsieur! Hochgeehrter Patron! Seine hohe Meriten, dadurch er a l'extrem mich obligiret, causiren mich, demſelben mit dieſen Zeilen zu serviren. Mein Devoir hätte unlängſt mir Adresse gegeben, ſolches zu effectuiren; aber aus Manquement einiger Occasion ꝛc. Uebrigens bitte ſich in Particularien zu assecuriren, daſs ich ſterbe

Sein fidel Diener Knecht, und Esclave a jamais
M. v. Haſſhauſer.

Eine ſolche Unreinheit der Sprache zu vertilgen, war keine Kleinigkeit, zumal da ſie nur eine Frucht war von der Sucht nach Ausländerei. Auch der Pegnitzer Blumenorden geſtiftet von Harsdörfer und die Hamburgiſche deutſchgeſinte Genoſſenſchaft geſtiftet von Zeſen waren in ſich ſelbſt zu ſchwach, um den Strom zu hemmen. Späterhin miſchten ſich kleinliche Gründe dazu. So wolte man gelehrt ſcheinen, wenn man ausländerte. Die Rechtsgelehrten kreiſchten ſich daher an in ihrer Pandekten-Sprache. Die verblühten Frauen wolten durch franzöſiſche Näſelei ihre Reize erheben. Der Handwerker zeigte, daſs er auch in einer gelehrten Schule geweſen, und der Pilzgeborne (Parvenu) daſs er ein Mann von feiner Bildung ſei. — Man vergleiche hierüber: „Rügen für biedere Deutſche in Hinſicht ihrer Sprache, in Briefen von J. G. D. Schmidtgen. Leipzig 1796." Paſſow ſagt in „dem erſten Heft des Archiv deutſcher National-Bildung, Berlin 1812, (dem man ebenfals einen deutſchen Namen wünſchen muſs)." Den Grund dieſer wenig ehrſamen deutſchen Sonderbarkeit (nämlich der Wortmengerei) haben wir übrigens nicht in einer nothwendigen und unveräußerlichen Miſſgeſchaffenheit unſers Volks zu ſuchen, ſondern in jener, vom ſiebenfachen Fluch der Enkel belaſteten Zeit, als die Deutſchen ſich freiwillig auferlegten, was die Herſchſucht ſtaatskluger Eroberer von andern Völkern vergebens zu erzwingen getrachtet hat, zugleich mit vaterländiſcher Art und Sitte die edle, kräftige, reiche va-

ter-

terländiſche Sprache abzuzwingen. Das bezeugen uns vorzüglich die Stände, die ſich zum Unterſchiede von den gebildeten die höhern nanten, bei denen jener Gräuel eigentlich heimiſch war, von denen er ſich wieder verbreitete, deren Sprache noch jetzt recht ausgezeichnet gebrandmarkt iſt mit allem, was eine Sprache entſtellen kan." — Ein Leibnitz ſelbſt richtete nichts aus in der Sprache, ſo viel er ſonſt auch auf den Zeitgeiſt würkte; und ſeine Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache" war ſehr unwürkſam. Und wenn auch Michaelis die ſchreklichen Folgen der Wortmengerei zeigte in ſeiner Schrift: „Ueber den Einfluſs der Meinungen auf Sprache und der Sprache auf die Meinungen" ſo muſte er auch überhört werden, denn den Deutſchen war der Gedanke an eine Volksthümlichkeit in ihrer Zerſplitterung vergangen. Ja die Schriftſteller gefielen ſich ſo recht in dieſem Wirrwarr, denn ſie konten darunter oft ihre eigene Unwiſſenheit verſtekken. Hatte man doch ſogar den Gedanken, daſs ein Buch deſto gelehrter abgefaſt ſei, je mehrere und je gelehrtere Leute es nicht verſtänden. — Der echt deutſche Dichter Klopſtokk, der für die deutſche Sprache ein zweiter Luther war, fand wenig Anhänger und ſein Werk „Ueber Sprache und Dichtung," worin er ſo deutlich zeigt, daſs die Reinheit der Sprache ſo wichtig ſei für jede Rede, wurde eben ſo überſehen wie ſeine vortreflichen übrigen Werke zuerſt, die man erſt bei ſeinem Ableben allmälig anerkante. — Leider herſchte ja ſo oft die Unſitte, daſs der Schriftſteller ſich nach der Leſewelt richtet und auf wie viele paſt nicht der Voſſiſche Ausſpruch:

„Wer immer lalt vom ſüßen Drang
Zu honigſüßem Sang und Klang,
Der heiße billig Süßling.
Wer, welche Wiſſenſchaft er baut,
Nur auf Genieß des Leibes ſchaut,
Den nent ſchon Luther Nießling."

Dieſe Nießlinge waren es denn auch, die zu allen Zeiten ſo recht mit vollem Munde undeutſches Zeug in Römerfratzen und andern Albernheiten herpoſaunten; und

was

was Pauli von Adam Müller behauptet: „daſs er durch ſeltene Abirrung des Geſchmaks und des Verſtandes dahin gekommen, daſs er Wortmiſcherei aus Grundſatz und im Großen und recht eigentlich mit Liebe treibt“; das möchten wir von vielen Schriftſtellern ſagen, die auf dem Putztiſch der Frauen liegen, die ſich Damen nennen. Es iſt eigen, dieſe Weſen leiden keine Fliegenflekke auf ihrem Tiſch, und doch oft einen großen Haufen von Unflath in einem Buch zuſammen gefahren. Sie erſchrekken, wenn ſie den Namen Gift hören, und dennoch haben ſie daſſelbe Centnerſchwer in ihrer Bücherſammlung. Sie erröthen, wenn in Geſellſchaft irgend einer ein kerniges Wort ſpricht und die Sache beim rechten Namen nent, und dennoch ſind ihnen Frachten von Unſittlichkeit in Büchern willkommen. — Wehe, wehe kann man den Schriftſtellern zurufen, die ſo etwas ſchreiben, denn der Klopſtokkſche Zuruf: „Heiliger Luther bitte für die Armen, denen Geiſtesberuf nicht ſcholl, und die dennoch dollmetſchen, daſs ſie zur Selbſterkenntniſs endlich geneſen!“ — Dieſer Zuruf möchte wohl nie erfült werden; denn es giebt geiſtige Krankheiten, die nur der Tod heilt. Möchten auch immer die höhern Stände ſich durch ihren Sprachmang brandmarken! Das iſt nur ſchlimm, daſs die große Menge ſich in ihrer Unbildung darnach richtet. Es iſt jammervoll anzuhören, wenn ein Bauer ſo ein fremdes Wort in den Mund nimt. Es iſt, als wenn er etwas Bitteres und Spitziges darin hätte, wobei ſein ganzer Mund ſich verdreht; und leider glaubt er dann oft, daſs er recht gelehrt geſprochen. —

Man ging ſo weit in der Ausländerei, daſs man gar meinte, man könte die Mutterſprache nur richtig verſtehen und lernen, wenn man andre Sprachen verſtände; und glaubte dadurch alſo der Mutterſprache einen Gefallen zu thun, wenn man ihr die Franzöſiſche zu- oder gar überordnete. Ob es gleich wahr iſt, daſs der gelehrte Forſcher einen deſto tiefern Blikk in die Sprache thun wird, je mehrere Sprachen er vergleichen kann; obgleich einige Sprachen Spiegel, Leuchter und Lichter für andere ſind; ſo kann ich doch keinesweges zugeſtehen, daſs man die Mut-

Mutterſprache nicht richtig gebrauchen und verſtehen könne ohne eine andere Sprache. Ich kann Thatſachen dagegen aufſtellen. Das menſchliche Leben iſt zu kurz, als daſs man Jahre lang Sprachen erlernen ſolte, um die Mutterſprache deſto genauer kennen zu lernen. Dem Gelehrten geziemt dies, und ſeine Pflicht iſt es; wer aber nicht der Göttin Wiſſenſchaft ſich ganz widmet, der blikke auch nicht zu weit in ihre Sprachkammer, er wird ſonſt verwirt; denn es geht ihm wie den Eulen und den Fledermäuſen; er kann das Licht nicht ertragen. Lernt Einer eine fremde Sprache tüchtig, ſo wird er weniger ein Wortmiſcher ſein, als derjenige, der ſie halb lernt; denn dieſer will durch ſein Miſchen zeigen, daß er zwei Sprachen kann. — Für eine Volksſchule iſt daher jede fremde Sprache eine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Bildung. — Dies wird jetzt auch immer mehr und mehr anerkant. Die Zeiten haben uns belehrt, daſs wir dahin arbeiten müſſen, unſer Leben aus uns ſelbſt zu ziehen und zu bilden. Diejenigen Verſuche, die tüchtige Männer jetzt gemacht haben zur Reinigung der Sprache, ſind von den volksthümlichen Gelehrten überall als fruchtbringend anerkant. Die Namen Jahn, Colbe, Campe und andere ſind allenthalben geachtet. Man findet anjetzt doch ſchon rein deutſche Bücher, und man lieſt ſie gern. Ich erinnere an Jahns deutſches Volksthum. Wir wollen fortfahren auf dieſem Wege zur Ehre und Wehr des Volks. — Aber jede Wortbildung muſs behutſam ſein, im Geiſt der Sprache und im Sinne des Volks. — Viele Wortbildner haben Krüppel erzeugt, und ihre guten Kinder ſind deshalb mit verkant, und ſie ſelbſt wurden den Thoren zu einem Geſpött. In keinem Stükke giebt es mehr Aufpaſſer und Aufmerker, denn jeder glaubt über die Sprache urtheilen zu können, und in gewiſſem Sinne mit Recht, denn ſie iſt ja deutſches Gemeingut, beinahe das einzige, was uns noch geblieben. Daher finden wir auch oft Deutſchlinge, die als mächtige Wortrieſen und Thatenzwerge da ſtehen. Die deutſche Sprache würde ſich am beſten bilden unter deutſchen Thaten. Auf der Stube Wörter aushekken und ſo in die Welt ſenden, das iſt nur des kleinen Mannes Werk. Je mehr ein Volk thut, deſto reicher wird ſeine Sprache. — Volksgeiſt,

geiſt, Volkskraft, Volksthat und Volksſprache, dies muſs ſich durchdringen und ſich einander erzeugen. — Daher iſt es ſprachwidrig nach Campens Beiſpiel die Wörter zu überſetzen. Man giebt dadurch nur dem fremden Geiſt ein heimiſches Gewand und täuſcht ſich ſelbſt. Die deutſche Sprache muſs unbekümmert um die fremden Wörter ſo weit ihre Zweige ſtrekken, daß ſie den Fremdlingen Raum, Luft und Licht nimt und ſo ſie verdort. In den Mundarten und den Schweſterſprachen iſt ſo mancher Zweig verſtekt, liegt ſo mancher Keim vergraben; hier grabe man nach und der Sprache wird ein neues eignes Leben aufgehen — Das Richtachten und Verſtopfen dieſer Quelle, die Landsmannſchaftſucht, welche vorzüglich in dem ſonſt achtbaren Adelung ihren Stellvertreter fand, hat unſre Sprache ſehr geeinſeitigt. Wenn jede Mundart einen ſo wakkern und vielſeitigen Vertheidiger und Darſteller fände, als die ſüddeutſche an Radlof, ſo würde mehr Allſeitigkeit, mehr Fülle, Schärfe und Beſtimtheit in die Sprache kommen. Adelung glaubte, daſs die meißniſche Mundart die eigentliche veredelte Sprache ſei. Das iſt aber falſch. Die veredelte Sprache iſt ein durch Schriftſteller entſtandenes Allgemeingut, erzeugt, genährt und noch gewurzelt in allen verſchiedenen Mundarten. Klopſtokk ſagt daher in ſeinem Urtheil über Adelungs Wörterbuch: „Wo trift man den wahren Sprachgebrauch oder reines deutſch am gewöhnlichſten an? Bei den Schriftſtellern? Bei den Rednern? Auf den Kanzleien? oder in guten Geſellſchaften, die man ſo nent, ungeachtet ſie öfter eine franzöſiſche Schulübung halten? Und der Sprachgebrauch antwortet: „Bei der ſehr kleinen Anzahl von Schriftſtellern, die Dauer verſprechen, lebe ich eigentlich. Da hab' ich meinen Heerd, und der iſt Goldes werth! Doch beſuche ich auch wohl dieſen und jenen Redner. Auf den Kanzeleien hat mein Vetter Regensburger das große Wort, und wir beide ſtehen nicht ſonderlich zuſammen. In Geſellſchaft komme ich ſehr ſelten.“ — Eben ſo ſagt Schottel in ſeiner größern Sprach-

lehre

lehre S. 174: die hochdeutſche Sprache iſt nicht ein dialectus, ſondern lingua ipſa germanica, ſicut viri docti, ſapientes et periti eam tandem receperunt et uſurpant. Omnibus dialectis vitioſi aliquid ineſt, quod locum regulae in lingua ipſa habere nequit." Seit dem man Adelung folgt, iſt der hochdeutſchen Sprache alle Kraft genommen, das Niedliche des Nordens und das Erhabene des Südens; und die Lieblichkeit, die Zier, der Ungeſtüm und der bewegende Donner, den Luther hineinbrachte, verwandelte ſich in ein ſchneidendes Gekreiſch. Dagegen ſpricht ebenfals Schottel S. 158: „Es iſt faſt lächerlich, daſs ein und andre, ſonderlich aus Meiſſen, ihm (ſich) einbilden dürfe, der hochdeutſchen Sprache, ihrer Mundart halber, Richter und Schlichter zu ſein, ja ſogar ſich erkühnen nach ihrem Hörwerkzeug und wie ſie nach beliebter Einbildung ihre Sprache dehnen, ſchlenken, ſchnöbeln und kneifen, die hochdeutſche Sprache auch in ihrer unſtreitigen Grundrichtigkeit zu ändern." — Wie viele Wörter hat Adelung nicht für veraltet, für gering und platt erklärt, weil ſie nicht gemeiſnert, wohl aber gemeiſtert waren. Er bedachte nicht, daſs jedes Wort an ſeiner Stelle ſeinen beſtimten und eignen Werth hat, was doch ſchon Quinktilian anerkante (X, 1, 9.): „Faſt alle Worte, ausgenommen einige unehrbare, ſind irgendwo die beſten; denn auch niedrige mitunter und gemeine bedarf man, und die an einer geſchiktern Stelle unedel ſcheinen, ſind, wo die Sache ſie erfordert, die ſchiklichſten Ausdrükke." Tüchtige Schriftſteller haben ſich auch nie an die meiſsneriſche Sprachengung gekehrt, und ſelbſt Adelung, der ſo viel Achtung und Werth hatte, konte zu ſeiner Zeit ſein Joch nicht überall ausdehnen.

So wie jedes Zeitalter, jeder Ort und jedes menſchliche Treiben beſondere Geſpenſter bei ſich hat und mit ſich führt, ſo auch die Sprachforſcher. Dem, der im Tageslicht der Gegenwart wandelt, hält es leicht die Geſpenſter der Vorwelt zu ſehen, während er ſelbſt für ſeine eigenen blind iſt, und ohne Wiſſen von ihnen verfolgt und gekniffen

ſen wird. — Dies wollen wir auch jetzt bedenken, wenn wir über die Fehler früherer Sprachforſcher frei unſer Urtheil fällen und freimüthig. — Gräslich waren aber die Geſpenſter, die den deutſchen Sprachunterricht in den Schulen verfolgten. Der Brodteufel, der alles Lernen nur nach der Nahrungselle maß, herſchte und thronte hier in ſeinem Vollglanz. Die Sprache um ihrer ſelbſt Willen lernen, dies auszuſprechen, wäre in den Volksſchulen eine Ketzerei geweſen. — Man lernte leſen ohne ſprechen zu lernen, denn der Handwerker und Bauer ſolte nur leſen in der Bibel, ſprechen glaubte man bewürke Aufruhr. Die Sprache hatte keine Anſchauung und daher wurde ein Gebäude erbaut ohne Grund. Sie wurde daher weder begründet noch ergründet. Man drang nicht in die Tiefe und daher auch nicht in die Höhe. Man machte es ſo wie mit der ganzen Bildung. Stets fing man an in der Mitte und zwar mehr nach unten, nach dem Grundſatz, daſs der Magen das Triebrad der ganzen menſchlichen Thätigkeit ſei. Zum Kopfe wolte man hin, die Füße wakkelten aber, und mit ihnen der Kopf, der ſich bald nach Frankreich, bald nach Griechenland neigte, bald nach Rom, und wenn er es erſt recht machen wolte nach England, weil er da ein Etwas ſahe, was ihn anſprach, was zu erreichen ihm aber die Füße fehlten. Es ging alles nicht, weil man nicht ging und ſtand, ſondern lag. Das Herz wurde bei dieſem Liegen ſtets gedrükt und gequetſcht, und konte daher weder lieben noch haſſen, ſondern die Lunge ſtieß nur aus ein Ach; und dabei blieb es in Deutſchland. Dabei bliebs! —

Wie überhaupt noch der Glaube die ſogenanten höhern Stände beſeelte, das Volk müſſe in Stummheit und Dummheit erhalten werden, weil man Bildung von Verbildung, Aufklärung von Abklärung nicht unterſchied, welche Rolle konte da die Sprache ſpielen? Leſen und ſchreiben — das waren die höchſten Dinge, die eingeimpft und eingepfropft wurden. In Stadtſchulen kam es zum Rechnen und Briefſchreiben bei den Knaben. Mit vieler Pfiffigkeit glaubte man, daſs die Mägdchen keine Briefe ſchreiben müſten, denn ſie würden ſonſt Liebesbriefe ſchreiben. Warum denn nicht? Sind Liebesbriefe ſo etwas

Ver=

Verdammenswürdiges? Man ſtelt ſich ſo, als wenn es ein Unglükk wäre, daſs das Mägdchen liebt, und dennoch iſt oft die Verheirathung der Töchter Früh- Mittag- und Abendgebet mancher Mütter. — Aber für die höhern Stände, da erlaubte man den deutſchen Sprachunterricht, und um dieſen zu befördern erſchienen ſogar Mir- und Michbücher. Wer das Mir und Mich nicht verſchieden denkt, warum will man den zur Unterſcheidung abrichten? Aber die Abrichterei, — das war ebenfals ein Zeitgeſpenſt, und wahrlich kein geringes. Das Abrichten für den Broderwerb war vorzüglich durch Menſchenlieber und Würklichkeitskrämer (Philantropen und Realiſten) ſo in Gang und Schwang gekommen, daſs man alle Wiſſenſchaften und alle Künſte, ja die Gottesfurcht ſelbſt als Menſchenknechte anſah, und den Menſchen wieder als einen Knecht ſeines Magens; ſo daſs der Magen der Schutzgott der Künſte und Wiſſenſchaften war. Da hieß es denn auch wie in Ariſtoph. Nub. 639: „τέ δέ μ᾽ωφελησουσ᾽ οἱ ῥυθμοὶ προς τἄλφιτα; oder nach Wolf: „Was wird mir der Rhythmus nutzbar ſein zum Broderwerb?" So war damals Schillers Ausſpruch über die Wiſſenſchaft vorzüglich nur im 2ten Verſe anwendbar: „Einem iſt ſie die hohe, die himliſche Göttin; dem andern

Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt."

Was konte man von einem Zeitalter hoffen, das ſo grobſinnlich war, daſs es ſogar die Wiſſenſchaft nach ſeinem Magen maß, ſchätzte und ſchatzte. — Das Heer von Kinderſchriften und Kindergiften, die alle Jahre in verſchiedenem Gewande, bald als Weihnachtsgeſchenke, bald als Geſchenke eines Vaters an ſeinen Sohn, bald als Kinderfreunde, — oft Feinde, und bald als vernunftloſe Verſtandesübungen erſchienen, nährten ſo recht dieſen Sinn. Dieſe Schriften enthielten ſtets das Nützliche, d. h. dasjenige, was zum Broderwerb auf dem nächſten Wege führte. — Man machte daher die größten Sprünge in der Wiſſenſchaft — Sprünge, worüber engliſche Bereiter in Erſtaunen würden gerathen ſein. So forderte man, wenn das Kind nothdürftig abſchreiben und Vorgeſagtes nach-

ſchreiben

ſchreiben konte, es ſolte Aufſätze machen, denn ſeine Gedanken ſchriftlich aufzuſetzen — das war nützlich. John Lokke über die Erziehung der Jugend ſagt davon ſchon: „Es heißt die Erfindungskraft auf die Folter ſpannen, wenn Jemand über eine Sache ſchreiben ſoll, die er nicht kent. Es gleicht der Tyrannei der Egypter, die den Iſraeliten geboten Ziegel zu machen, ohne ihnen Brauchſtoffe zu geben. Es iſt ſo thörig, als wenn man begehrt ein Blinder ſoll von Farben oder ein Tauber vom Tone reden.“ — Man wolte früher ſchreiben laſſen, ehe das Denken entwikkelt war, und kante oder übte den allgemeinen Grundſatz nicht aus: „daſs Jeder das ſchriftlich und mündlich recht gut vorträgt, was er genau kent und weiß, oder worüber er gedacht.“ Statt tüchtig und ſchön leſen und ſprechen zu lehren, ging man über zum ſogenanten Declamiren und ließ Stükke ohne Auswahl nehmen. Entweder wurden dieſe Stükke hergeleiert; oder (was noch übler war) man impfte eine gezierte und verzierte Sprechart ein, hinter der der gemeine Schösling ſtets hervorgukte. Wenn auch wakkere Männer beſſere Wege zeigten, ſo pflegte man ſie gleich damit abzuweiſen, „das iſt nicht ausführbar!“ Ja hättet ihr geſagt: „das wollen wir nicht ausführen!“ ſo wäre doch wenigſtens der Wahrheit die Ehre gegeben. Heinatz ſchreibt ſchon in ſeinen Briefen, die deutſche Sprache betreffend, Berlin 1772, S. 101: „Was meinen Sie? Wäre es nicht beinahe rathſam, von einigen deutſchen Schriftſtellern eigene Schulausgaben zu veranſtalten? Gellerts Fabeln, dünkt mich, hätten dazu das nächſte Recht, und ich glaube, man könte ſein Bildniſs ſicher davor drukken laſſen, ohne daſs es Naſenſtüber würde auszuſtehen haben. Nichts müſte unerklärt, und kein Fehler gegen die Sprache unbemerkt bleiben. Schönheiten müſten gezeigt und auch Fehler in Abſicht des Inhalts (der Art zu erzählen, der Einmiſchung gewiſſer Umſtände, des Zuſammenhangs der Moral

mit

mit der Fabel u. ſ. w.) müſte man nicht vorbeigehen. Ein leichteres Mittel den Geſchmakk in öffentlichen Schulen früh zu bilden, weiß ich nicht.“ Auch der berühmte Scheller, der doch gewiſs auch Griechen und Römer achtete, empfiehlt das Leſen deutſcher Schriftſteller in Schulen in dem Werke: „Gedanken von den Eigenſchaften der deutſchen Schreibart und Empfehlungen der deutſchen Sprache im Reden und Schreiben, Halle 1772.“ Aber dieſe Männer wurden überhört, denn ſie empfahlen ja nur das Gute und Schöne, aber nicht das Nützliche und Nützende. — Eben ſo wird auch Schlegel ſo lange wohl überhört werden, als noch der Grundſatz im Leben und Streben ſich äußert: „der Topf, der Topf iſt Vaterland, das Uebrige iſt eitel!“ Weil wir aber nicht für Leſer und Ueber ſolcher Grundſätze ſchreiben, denn wir wollen keinesweges den Mohren weiß waſchen, ſo können wir uns nicht enthalten auch Schlegels Worte im deutſchen Muſeum, Januar 1812 darüber mitzutheilen: „Man hat in unſern Tagen über die Erziehung unſäglich viel unnütz geklügelt. Die Grichen verſtanden es beſſer. Sie ließen alle Freigeborne am Homer das Leſen lernen. Nur erſt alle die läppiſchen Kinderſchriften bei Seite geſchaft, die von kindiſch gewordenen Männern hingeſchwätzt zu nichts weniger taugen, als aus Kindern Männer zu machen. Die Niebelungen ſei unſre Ilias, die Geſchichte des Heldenbuchs unſre Odyſſee!“ Gewiſs kein übler Vorſchlag um Manlichkeit und ehrwürdiges Volksthum wieder herzuſtellen!

Wir wollen wünſchen, hoffen und darnach ſtreben, daſs unſre Volkſchulen endlich den Namen verdienen, und wirklich deutſche Volksſchulen ſind in Lehre und Leben. Der deutſche Sprachunterricht muſs dann in ſeiner ganzen Fülle und Kraft eintreten, Leben zeigend in der Vorwelt, in der Mitwelt es zeugend zur Erhaltung der Nachwelt. — Wir verwerfen daher den Vorſchlag, den ſelbſt tüchtige Männer machten, daſs die deutſche Sprache brauche gar nicht gelehrt, ſondern bloß im Leben gelernt werden.

Wenn

Wenn die deutſche Sprache allgemein in ihrer Fülle lebte, wenn ſie nicht in Fürſtenſälen entſtelt, in Menſchlichkeits-Geſellſchaften verſcheuſalt und in der Unbildung des großen Haufens in ihrer Kindheit erhalten wäre, ſo möchte dieſer Vorſchlag eher zu billigen ſein, denn es iſt immer beſſer Leben zu erzeugen durch Leben, als durch künſtliches Lehren. Aber auch in dieſem Falle, der leider fürs erſte noch nicht eintreten wird, möchte ich dennoch dem deutſchen Sprachunterricht den erſten und gröſten Plaz in Volksſchulen anweiſen, nicht als trokne Leſeübungen, ſondern als Denkübungen und zur Erwekkung des Kunſtſinnes. Beinahe alle Gelehrte ſtimmen darin überein, daſs Sprachunterricht die beſten Denkübungen wären; und welcher Sprachunterricht kann dies mehr, als der in der Mutterſprache, und zwar dadurch, daſs ſie zur Sprachmutter erhoben wird? Wo ſpricht ſich der Geiſt des Volks wohl klarer aus, als in der Sprache? Und was iſt wichtiger für den Jüngling und die Jungfrau, als im Geiſte des Volkes, worin ſie leben und lieben, als in dieſem Geiſte eingeweiht zu ſein? — Da jezt aber die deutſche Sprache in deutſchen Geſellſchaften noch als Kehrig zu den Füßen liegt, da ein Fremdling ſie oft verdrängt und beſchmuzt hat, ſo iſt die Schule vorzüglich der Ort, wo ſie ihr Haupt frei wieder erheben muſs. Aus der Schule geht ſie dann in die Geſellſchaften, in Männer- und Weiberklubs, in die Gerichtshöfe, auf die Märkte, ins Schauſpiel und in die Fürſtenſääle. Mit dieſen Wünſchen habe ich das Buch angefangen, mit dieſen Hofnungen werde ich es enden. — Die Zeiten ſind jezt anders als ſie waren. Sie werden noch anders werden als ſie ſind. Wir leben in einer Vorſchule, in den Zeiten, wo alles mächtig keimt. Wir wollen dieſe Keime nicht erſtikken, wir wollen ſie ſuchen zu entfalten. Die Scheinfrüchte ſind wurmſtichig abgefallen, viele Trugbilder, vieler Wahn und manche Täuſchung iſt vorüber. Es iſt jezt die Zeit des Selbſterkennens. Wer ſich erſt ſelbſt erkent, hat die Gewisheit des Beſſerwerdens und Machens. — Die Zeiten haben uns gelehrt, was uns kein menſchlicher Lehrer lehren kann. Die Zeiten lehren oft mit Härte und Strenge, mit Feuer und Schwert, mit Froſt und Hitze, aber ſie lehren gut.

gut. — Allenthalben erregt ſich jezt ein guter Sinn, und wo er auch noch im Verborgenen ſchlummert durch Menſchenfurcht zurükgehalten, wo er noch in der Halbheit ruht, da wächſt er doch immer mehr und mehr. — So wie in Allem, ſo auch in der Sprache. Zu keiner Zeit gab es mehr Männer, die der deutſchen Sprache das Wort redeten, ja ſelbſt Verehrer fremder Zungen weiſen jezt hin auf die eigene. — Selbſt ein Wolf läſt deutſcher Verskunſt Gerechtigkeit wiederfahren, und viele wünſchen, daſs Klopſtokke ſich verjüngen möchten! „Edle des Volks, wacht über die Reinheit der edlen Sprache, die Klopſtokk, welcher nun ausruht, durch mehr als 50jährige Arbeiten aus gottſchediſchem Verderb zum ächten urſprünglichen Glanz erneuerte. Laſſ't nicht wiederum ihre feinen mit Kunſt und Mühe geläuterten Metalle entweder ungenuzt roſten, oder durch groben Zuſaz, durch rohe Bearbeitung, ſich entwürdigen oder verſchlakken! Duldet nicht länger, daſs von der gemeinſamen Münze für weiſe und erhabene Geſinnungen immer die vollwichtigſte an Schrot, die reichhaltigſte an Korn, durch Kipper gefälſcht und durch Wipper aus dem Umlaufe gebracht werde!" So Voſſ in der Beurtheilung der grammatiſchen Geſpräche von Klopſtokk (Jenaiſche Literaturzeitung St. 24—43. im Jahr 1806.) Die Erziehung nimt die rechte Richtung auf Kraft und Leben: Peſtalozzi entzündete einen mächtigen Funken, der viele Erzieher ergriffen. Er zerſtöhrte die Grundſätze der Nützlichkeit, und Weiſe und Wiſſenſchaftskundige thun daſſelbe. — Das Licht, was Peſtalozzi anzündete, brach anfänglich kärglich und dürftig hervor. Nie erſchien das Licht der Aufklärung des Beſſerſeins und des Beſſermachens als ein mächtiger, auffahrender Blitzſtrahl, der alles verzehrt hätte, worin alles aufgegangen wäre. In Einzelnen kamen einige Funken zum Vorſchein, andere ergriffen ſie und zündeten daran ihr eignes Licht an, oder erhöhten es durch eignes. — So Peſtalozzi, die neuen Erzieher, ihr Denken und Handeln. — Lange ſchon brent dieſes Licht; viele und vielerlei Winde und Regengüſſe hat es ſchon ertragen, und iſt dadurch bewährt und geläutert; viele ſtehen ihm noch bevor, aber in dieſem Wechſel iſt nie untergegangen das große Hochbild: „Entwikke-

wikkelung des Menſchen in und zur Selbſtſtändigkeit.“ So unterſcheiden ſich die neuen Erzieher ſcharf von den Gebrauchserziehern, ſo den Menſchen nur wollen abrichten, damit er ſein Ich auf eine gute Weiſe durch die Welt ſchleppe; und von den einſeitigen, ſo einzelne Anlagen im Menſchen entwikkeln und heraufbilden auf Koſten der übrigen. Die neuern Erzieher faſſen daher den Menſchen auf in ſeinem ganzen Weſen, in ſeinem Vollſein, und in ſeiner ganzen Beziehung zu ſeinen Umgebungen. Sie betrachten daher den Menſchen, 1) als ein Einzelweſen, das in ſich als ein Ganzes geſchloſſen, und fähig iſt in ſich ſelbſt das Göttliche darzuſtellen, ſich zu demſelben als zu ſeiner Beſtimmung zu erheben; 2) als einen Theil der Erſcheinung des Göttlichen in Wechſelwirkung ſtehend mit den übrigen Erſcheinungen. Den Erziehern und Lehrern liegt ob, dieſe ganze Entwiklung des Göttlichen. Sie müſſen dabei anerkennen, daſs nur das Göttliche durch Freiheit ſich darſtelt, daher den Zögling leiten ſeine gebundene Freiheit löſen, damit ſich ſo das Göttliche entwikle. Sie müſſen ferner anerkennen, daſs ſich das Göttliche verſchieden in jedem Einzelweſen geſtalte, obgleich Eins in ſeinem Urſprunge; und daher bei der Gleichheit des Weſens im Menſchen die Verſchiedenheit der beſondern Geſtaltung des Göttlichen in verſchiedenen Zöglingen verſtehen, und nicht ſich ſelbſt wiederkäuen wollen, ihr Ich ſetzen in die Stelle eines daſeienden oder daſſelbe auf ein anderes pfropfen. — Dieſe Grundſätze, allgemein anerkant von wakkern Erziehern, muſs man auch in jedem Zweige des Unterrichts auszuüben ſuchen.

Viele haben auch jetzt verſucht dem deutſchen Sprachunterricht einen neuen Weg anzuweiſen. Wenigen iſt es noch gelungen, weil ſie den Buchſtaben ſtatt des Geiſtes huldigten. So ſchrieb eine Betty Gleim eine Fundamentallehre, ſo arbeitete ein Wilmſen, ſo ein Zeller und mehrere. In ihnen war ein Streben, aber nicht ein Leben. Sie haben etwas gethan, aber nicht immer das Rechte. Gleichzeitig mit den Peſtalozziſchen Beſtrebungen traten viele Lautforſcher auf, und arbeiteten vor. — Einigen fehlte der wahre Sinn der Erziehung, andern die Tiefe der Kentniſs, die meiſten verwechſelten Anſichten mit Einſichten,

ſichten, und nahmen oft Rükkſichten, wo die Sache muſte von vorn angeſehen werden. Ihr Streben verdient dennoch Achtung, und ich verdanke ihnen vieles, ſo wie ich wünſche, daſs Nachfolger von mir daſſelbe rühmen mögen. Ich habe ein Werk angefangen, wozu mich meine Liebe trieb und meine Neigung. Ich habe mich bemüht zu leiſten, was ich konte, und bin von dem feſten Glauben beſeelt, daſs man meinen Willen nicht verkennen wird, bei vielen falſchen Anſichten, die ich auch gewiſs noch habe. Möge meine Arbeit andern als Vorarbeit dienen! Ich trete zurükk, wenn ein anderer mir vorläuft, ſo wie ich auftrete und das ſuche zu vollkomnen und zu einen, was andere angefangen. — Ich habe diejenigen Grundſätze bei meiner Arbeit befolgt, die ich für die richtigen hielt, leider iſt öfter ein Dafürhalten nicht ein wahres Wiſſen, und Irrthum erzeugt ſich oft, wo man am wenigſten glaubt. Die Grundſätze, die ich befolgt, ſind folgende:

I. In Hinſicht des Gegenſtandes (des Object) nämlich der Sprache.

1) Da die deutſche Sprache eine Urſprache iſt, ſo muſs ſie durch ſich ſelbſt erklärt werden, ihre Geſetze müſſen in ihr ſelbſt liegen, ſchon in der Kindheit kindlich angetroffen werden.

2) Ihr geſchichtlicher Bildungsgang muſs Licht auf ihr jetziges Sein werfen, und zeigen, wie die Geſetze, die in ihr liegen, ſich allmälig ausgebildet.

3) Die Mundarten ſind als ihre Nahrungsſtoffe zu betrachten, wozu ſie ihre Zuflucht nimt, wenn ein Stamm ſich völlig entwikkelt hat, oder wenn ihre Aufgabe iſt Begriffe zu verallgemeinen, die ſonſt nur örtlich waren.

4) Sie muſs daher nie im Tode, nie als ein Geſchloſſenes, ſondern im Leben, im Entwikkeln aufgefaſt werden. Jedes Jahrzehend ſchwängert ſich mit neuen Begriffen, jedes Jahrzehend muſs alſo auch die Sprache von neuem befruchten.

5) Es müſſen ihr daher keine Zeitfeſſeln angelegt, das Zufällige, Oertliche und Zeitliche nicht als etwas Nothwendiges und Geſetzliches aufgeſtelt werden. Wezel

ſagt darüber in ſeiner Schrift: „Ueber Sprache, Wiſſenſchaft und Geſchmakk der Deutſchen. Leipzig 1787:“ „Wenn die Literatur eines Volkes noch nicht ausgeblühet hat, iſt die Grammatik die beſte, die am wenigſten feſtſetzt; ſie darf nichts enthalten als die Tabellen der Deklination und Konjugation, die allgemeinſten ſyntaktiſchen Regeln und eine Kaſuiſtik, worinnen aber der Verfaſſer völlig ſkeptiſch verfahren, nie entſcheiden, ſondern bloß die Verſchiedenheiten angeben, und die Gründe dafür und dawider vortragen muſs.“

6) Der Sprachlehrer hat keineswegs die Aufgabe, eine neue Sprache zu bilden, oder die vorhandene nach Willkühr umzuſchaffen, oder ihr neue Geſetze aufzudrängen; oder ſie wie Adelung nach der Einſeitigkeit einer einzigen Mundart zu handhaben. Wer dies thut, frevelt am Heiligſten des Volks; und eignet ſich als ein Alleingut an, was Gemeingut iſt.

7) Der Sprachlehrer darf daher eigentlich auch nicht die Sprache fortbilden, ſondern ſie muſs ſich im Leben ſelbſt bilden, und er zeigt nur wie ſie ſich gebildet, und entfernt die Schwierigkeiten, die ihr im Wege liegen, wenn es ihm möglich iſt. Solte daher nicht Wolke in ſeinem Anleit zu weit gegangen ſein, ſolte er nicht die Sprache zu ſehr auf Kunſt gründen wollen, wie er es S. 374. ſelbſt ausſpricht?

8) Er kann und ſoll und muſs daher fremde Wörter vertreiben, nicht aber dadurch, daſs er fremde Begriffe mit deutſchen Namen belegt und fremde Wörter überſetzt; ſondern er muſs dem Bildungsgange der Sprache gemäß neue Wörter aufſtellen, die ganz ſprach- und denkrecht ſind. — So iſt es fehlerhaft das Wort Maitresse zu überſetzen, da wir Hure und Buhlerin haben; eben ſo koquet, da unſre deutſchen Frauen es nicht ſein ſollen. — Auf einem ſehr richtigen Wege ſind in dieſer Hinſicht Pauli und Radlof.

9) Der Sprachlehrer muſs aber ſtrenge wachen auf die ewigen Geſetze der Sprache, und ſobald das Volk verführt

führt und verleitet, denn von ſelbſt komt es ſo leicht nicht darauf, dieſe Geſetze mit Füßen tritt, als Warner auftreten und als Richter.

10) So kann er auch ihren Geſetzen gemäß ſie auszudehnen und zu bereichern ſuchen, verſteht ſich von ſelbſt mit Bereicherung des Begrifs, und andeuten, wo dieſes noch möglich iſt.

11) Er muſs daher die Sprache in ihrer Tiefe erkennen, in ihrer Gegenwart auffaſſen und die Möglichkeit ihrer Bildung in der Zukunft ſchon vorſchauen, ſo weit ein menſchliches Auge vorſchauen kann.

12) Stets muſs er ihre Geſtalt in der Geſtalt des Begrifs ſuchen, damit er keine taube Nüſſe zieht, und keine leeren Schattenbilder erzeugt und hohle Seifenblaſen. Bodmer dringt hierauf ſchon in ſeinen „Grundſätzen der deutſchen Sprache."

13) Er muſs nie die Geſetze der Schönheit und des Wohllauts vernachläſſigen, und ſtets zeigen, wie weit die Sprache es darin gebracht hat. Man vergleiche Krugs freilich nur einſeitige Schrift: „Ueber die Beförderung des Wohllauts in der deutſchen Sprache."

14) Er muſs daher keinesweges, wie bis jetzt beinahe alle Sprachforſcher, bloß die Schriftſprache vor Augen haben, ſondern vorzüglich die Lautſprache, und nicht bloß dahin ſtreben Schreibern und Leſern zu nützen, ſondern Rednern und Sprechern. Heinatz ſagt ſchon im 23ſten ſeiner Briefe die deutſche Sprache betreffend: „Das Ohr des Kindes muſs eher Buchſtabiren lernen, als ſein Auge." Leider thun aber das nicht einmal die Sprachforſcher, was das Kind ſchon thun muſs, um ſeine Sprache zu erlernen.

15) Endlich muſs jeder Sprachforſcher mit Liebe zu Volk und Vaterland, mit Stolz auf eignes Gut ſeine körnige und kernige Mutterſprache behandeln, und nicht mit einem kalten Verſtande und leerer Allerweltsklugheit.

II. In Hinſicht des Selbſtandes (des Subjekt), nämlich des Kindes, in dem die Sprache entwikkelt werden ſoll:

1) Jeder, wer die deutſche Sprache lehren will, einem Kinde ſie lehren will, muſs einen richtigen Begriff vom Lehren haben. Lehren heiſst keineswegeſ dem Lehrlinge ſeine Urtheile und Meinungen mittheilen, damit er ſie ſich merke, oder Beweiſe dafür vorlegen, damit er ſich von der Wahrheit überzeuge, oder Worte erklären, um ſo zu ſagen Begriffe beizubringen, oder allgemeine Sätze und Urtheile zu lernen geben, in dem Wahne, gute Grundſätze beizubringen, oder ihm etwas aus den Heften vorleſen oder in die Feder ſagen; die Worte und Meinungen ſogenanter gelehrter Leute von einem Blatt Papier aufs andere ſchreiben laſſen, oder Beweggründe vorbringen, damit der Schüler feſt daranglaube, oder gar üble Folgen drohen, wenn ihm ein Zweifel anwandelt, oder den Lehrling durch Machtſprüche und Grimaſſen von Anſehen zu einer Art von Achtung gegen das Geſagte zwingen; — nein! Lehren heiſst das Entſtehen eines Wiſſens und Könnens in einem Bewuſtſein abſichtlich bewürken. Es iſt daher

2) dahin beim Kinde zu ſehen, daſs es durchaus ſelbſtthätig beim Unterricht iſt, keineswegeſ ſich verhält wie ein Wachs, in das man eindrükken kann jedes beliebige Bildwerk, ſondern wie eine Knoſpe, die ſich bei der Wärme entfaltet. — Die Wärme iſt der Lehrer. — Das Kind muſs alſo ſuchen, damit es finde, was zu finden iſt. Nur dasjenige muſs der Lehrer mittheilen, was nicht zu finden iſt, und dennoch wieder ein Keim zu vielen Früchten wird. Daher muſs der Lehrer das Zufällige von dem Nothwendigen gehörig in der Sprache zu unterſcheiden wiſſen.

3) Der ganze Gang, den er nimt, muſs vom Leichtern zum Schwerern fortſchreiten; das Gewuſte muſs ſtets der Grund des neuen Wiſſens ſein, und ſo eins aus dem andern folgen, eins aus dem andern im Kinde im nothwendigen Zuſammenhange und lükkenloſer Fortſchreitung entſtehen. So entſteht aus der Einfachheit die Vielheit, und aus dieſer die Einheit und das Ganze. Der Unterrichtsgang iſt alſo im Ganzen zuſammenſetzend (ſynthetiſch); doch tritt hie und da eine Auf-

Auflöſung ein, wo ſchon die Vielheit vorhanden iſt. Es müſſen bisweilen Nebenwege eingeſchlagen werden, um den geraden Weg zu bahnen, ja ſelbſt oft, um ihn zu finden.

4) Ganz vorzüglich wichtig iſt daher die Verbindungslehre (Combination) wie bei jedem, ſo auch beim Sprachunterrichte. Herbart ſagt in ſeiner Schrift: Peſtalozzis Idee eines A B C der Anſchauung unterſucht und wiſſenſchaftlich ausgeführt, Göttingen 1812. „Uebung im Combiniren ſolte ſchlechterdings ein weſentliches Stükk jedes Lehrzyklus ſein. Es würde um viele Wiſſenſchaften anders ſtehen, wenn ihre Gründer und Pfleger dieſelbe beſeſſen hätten. Und wie viele Dinge des frühern Schulunterrichts, unter andern namentlich das Decliniren und Conjugiren, würden den Geiſt nicht mehr tödten, ſondern heben, wenn man dabei combinatoriſche Betrachtungen anſtelte.“

5) Der Lehrer muſs dahin ſehen, daſs nicht bloß die Kinder die Sprache kennen und wiſſen, ſondern daſs ſie dieſelbe auch können und ausüben. Daher müſſen beim Unterricht ſtets Uebungen vorkommen von mancherlei Art. So wird Sprachkraft erzeugt.

6) Der Lehrer muſs nie einſeitig einen Theil des Unterrichts zu ſehr heraus heben, ſondern alles muſs im Einklange ſtehen, und dahin geſtrebt werden, daſs die Sprache in gröſter Vollkommenheit im Kinde entwikkelt wird. Das Anwenden auf gewiſſe Fälle des Lebens findet ſich als Zugabe dann ganz von ſelbſt. Man muſs nicht dahin eilen, ſondern vorzüglich zuerſt ſehr langſam gehen, dann gelangt alles zur Feſtigkeit, weil es einen guten Grund hat. Man vergleiche: Deutſche Volksſchulen, mit beſonderer Rükkſicht auf die Peſtalozziſchen Grundſätze, von Dr. C. Wilhelm Harniſch. Berlin 1812. 7ter Abſchnitt 1te Abtheilung.

Das erſte Leben, worin das Kind ſich äußert, iſt ein lautes. Es ſchreiet und weinet. Es ſchreiet und weinet aber nicht ohne Grund, ſondern krampfhafte Empfindungen

gen des Schmerzes erregen es unwillkührlich. Die Schöpfung regt alſo das erſte Leben durch Schmerz an, und läſt dieſen laut hervorbrechen. Hier iſt der Keim und der Grund der Sprachentwikkelung. Der Lehrer muſs der Schöpfung da helfen, wo ſie angefangen; er muſs das Nothwendige zu einem Freien, das Bewuſtloſe zu einem Bewuſtſein geſtalten. In Empfindungen gründet ſich alſo das erſte Leben, in Laute bricht es aus. Die erſten Anfänge des Sprachunterrichts müſſen alſo darin beſtehen, die Empfindungen zu erwekken und die Kraft den Laut hervorzubringen zu ſteigern. So entſteht alſo eine Lautübung und eine Uebung der Empfindungen. Da das Kind ſchon mit dem erſten Jahr ſein inneres Leben anfängt nach Außen zu verſetzen, da es die Sinnenwelt wahrnimt, nach nothwendigen Geſetzen; ſo muſs auch hier wieder Freiheit und Bewuſtſein eintreten, und die Wahrnehmung übergehen in Anſchauung. Zu den Uebungen der Empfindung geſellen ſich die der Anſchauung. — Die Lehre von den Lautübungen iſt die Lautlehre. Ihr zur Seite laufen Empfindungs- und Anſchauungslehre. — Das Einfache löſt ſich darin zum Mannigfachen auf, und das Mannigfache ſtrebt wieder zur Einheit. Daher entſteht aus der Empfindung und der Anſchauung der Begriff, ſo wie aus dem Laut das Wort. — Das Wort und der Begriff ſchlagen zuſammen, und bilden den eigentlichen Anfang der Sprache, führen in das Heiligthum derſelben; indem der Laut und die Empfindung und Anſchauung nur noch in den Vorhallen derſelben verweilten. — Da die menſchliche Kraft des Bildens — Geſtaltens und Sichtbarmachens auch den Laut ergriff, und ihn ſichtbar darſtelte, ſo folgen auf die Lautübungen, die Uebungen in der ſichtbaren Bezeichnung deſſelben (Leſen und Schreiben). Da Laut und Zeichen abweichen, ſo muſs auch dieſes in ſeiner Mannigfaltigkeit aufgefaſſ't werden — Rechtſchreibung. Sieht man auf die Schönheit der Zeichen, ſo entſteht eine neue Kunſt — Schreibekunſt. Sofern der Laut in das Feld der Schönheit ſchlägt, weil er nach Höhe und Tiefe in beſtimte Zeitmaße kann dargeſtelt werden, erzeugt er eine eigne Kunſt — die Tonkunſt, die nicht hieher gehört. Alles Uebrige

zuſammen nennen wir ſchlechtweg Lautlehre. Ihr Ziel iſt Wort und Begriff zu bilden. — Wort und Begriff gehen nun ſtets Hand in Hand, ſie ordnen ſich, und bilden ſich. Ein Begriff entſteht aus dem andern, ein Wort aus dem andern. Es giebt Grundbegriffe und Grundworte, abgeleitete Begriffe und abgeleitete Worte, zuſammengeſetzte Begriffe und zuſammengeſetzte Worte. Die Begriffe åndern ſich, die Worte åndern ſich. Die Begriffe beſtimmen ſich; die Worte beſtimmen ſich. Die Begriffe haben verſchiedenen Gehalt, verſchiedenen Werth, ſo die Worte und ihre Theile, die Spellen (Sylben). Der Gehalt arbeitet hin zur Schönheit im Leſen und Sprechen und bringt einen Takt in die Sprache (Versbau). Dieſes zuſammen nennen wir Wortlehre. — Begriffe verbinden ſich jetzt und zwar einfach, ſo daſs ein Urtheil entſteht. Worte verbinden ſich und bewürken einen einfachen Satz. Urtheile verbinden ſich und bewürken Schlüſſe. Einfache Såtze verbinden ſich und erzeugen zuſammen geſetzte. Das Mannigfaltige, was der Begriff erzeugt, wird hier wieder verwandelt in die höchſte Einheit. So wie beim Wort der Wortton den Gehalt angab, ſo bei dem Satz der Sprachton. Sprachnachdrükke und Sprachpauſen (ſichtlich Sprachzeichen) treten ein. Dieſen Theil des Unterrichts nennen wir die eigentliche Sprachlehre oder Satzlehre. — Richtig, ſchön, und mit Bewuſtſein ſprechen, leſen und ſchreiben iſt die Folge dieſer Sprachbildung. Die Sprache als Sprache iſt im Bildling vollendet, und es iſt nur noch übrig, ſie auf alle Gegenſtånde der Schöpfung und des freien Denkens anzuwenden. Vielfache Gegenſtånde muſs unterdeſſen der übrige Unterricht im Kinde entwikkelt, und ſo der angewandten Sprachlehre vorgearbeitet haben; denn die Sprache hat es nicht ſowohl mit dem Stoff als mit der Form zu thun; ſie bedenkt aber wohl, daſs Form ohne Stoff nichts iſt. — Der Sprachunterricht iſt auf dieſe Weiſe die wahre und fruchtbare Denklehre (Logik) und verdamt dadurch die knöcherne und hölzerne. — Zur nåhern Ueberſicht des ganzen Sprachunterrichts noch Folgendes:

I. Laut-

I. Lautlehre.

Dunkle Empfindungen und — Stimme (Schall)
unbewuſte Wahrnehmungen

Bewuſte Empfindungen und — Laut — (Ton) — Zeichnen
klare Anſchauungen
(ſo umfaſſend als möglich)

Begriff — Wort
(beſtimt) (deutlich)

Schönſchreiben und Rechtſchreiben { Lautbezeichnung; Wortbezeichnung (deutlich Leſen u. Schreiben)

II. Wortlehre.

Begriff		Wort (hörbar und ſichtbar)
1) Unterſcheidung deſſelben		1) Unterſcheidung deſſelb:
2) Ableitung	—	2) Ableitung
a. Grundbegriff	—	a. Stammwort
b. Nebenbegriff	—	b. Abgeleitetes Wort
c. Zuſammengeſetzter Begr.		c. Zuſammengeſetztes W.
3) Abänderung	—	3) Abänderung.
		a. Geſchlecht
		b. Fälle und Zahl
		c. Steigerung
		d. Zeit, Form u. Perſon
4) Beſtimmung		4) Beſtimmung
		a. im gleichen Verhältniſs
		b. im ungleichen Verhält:
		c. durch eine Eigenſchaft
		d. durch den Zuſtand.

} Leſen und Sprechen nach dem Worts gehalt — Versbau.

III. Sprachlehre.

Urtheil — einfacher Satz
Schluſs — zuſammengeſetzter Satz
} Sprechen, Leſen u. Schreiben nach dem Sprachgehalte, Redepauſen und Schriftzeichen.

IV. Angewandte Sprachlehre.

Auf alle mögliche Gegenſtände im richtigen und ſchönen Sprechen, Leſen und Schreiben in gebundener und ungebundener Rede.

Dieſe kurze Ueberſicht mag ein Schlüſſel zum Ganzen ſein, wovon ich in dieſem Werke nur den erſten Theil darſtelle. —

In-

Inhaltsanzeige.

I. Vorrede.

II. Einleitung.

III. Lautlehre.

1ter Abſchnitt. Sprache.

§ 1. Sprachanlage.
§ 2. Entſtehen der Sprache.
§ 3. Weiteres Fortbilden derſelben.
§ 4. Lautſprache.
§ 5. Vorrang derſelben.

2ter Abſchnitt. Werkzeuge der Sprache.

§ 6. Sprachwerkzeuge im Allgemeinen.
§ 7. Die Lunge.
§ 8. Die Luftröhre.
§ 9. Der Luftröhrenkopf.
§ 10. Die Stimmritze.
§ 11. Die Naſe.
§ 12. Der Gaumenſegel.

§ 13. Der Mund.
§ 14. Die Zunge.
§ 15. Die Zähne und Lippen.

3ter Abſchnitt. Verſchiedene Lagen und Thätigkeiten der Sprachwerkzeuge.

§ 16. Thätigkeit der Lunge.
§ 17. Dehnbarkeit der Luftröhre und des Luftröhrenkopfes.
§ 18. Oefnen und Verſchließen der Stimmritze.
§ 19. Lagen des Gaumenſegels.
§ 20. Mundgeſtaltung.
§ 21. Zungenlage.
§ 22. Lage der Zähne.
§ 23. Lippengeſtaltung.

4ter Abſchnitt. Die Stimme.

§ 24. Entſtehung des Schall's.
§ 25. Nähere Beſtimmung des Schall's.
§ 26. Benennung deſſelben.
§ 27. Menſchliche Schallkraft.
§ 28. Was die Stimme iſt.
§ 29. Ton und Laut.
§ 30. Höhe und Tiefe der Stimme.
§ 31. Laut- und Tonverwandſchaft.
§ 32. Verſchiedene Eigenſchaften der Stimme.
§ 33. Das Sprechen.
§ 34. Stimmlaut und Mitlaut.
§ 35. Künſtlichkeit des Sprechens.
§ 36. Der Geſang.
§ 37. Fehler bei der Stimme.

5ter Abſchnitt. Mundſchalle, die nicht zur Sprache gehören.

§ 38. Athmen, Hauchen, Weinen, Lachen.
§ 39. Schnarchen, Aechzen und Röcheln.
§ 40. Räuspern, Huſten, Nieſen, Schnäuzen, Gähnen, Schlukken.
§ 41. Schalle, erzeugt durch die Zunge.
§ 42. Schalle, erzeugt durch die Zähne und Lippen.
§ 43. Vorbemerkung zum Folgenden.

6ter Abſchnitt. Stimmlaute.

§ 44. Verſchiedene Eintheilung des Stimmlautkegels.
§ 45. Das Verhältniſs dieſer Eintheilung.
§ 46. Allgemeine Beſtimmung des Stimmlauts.
§ 47. Die Stimmlaute beſtimt durch die Lippen.
§ 48. Die Stimmlaute beſtimt durch die Zungenlage.
§ 49. Die Beſtimmung der Stimmlaute nach den Lippen, verglichen mit der nach der Zunge.
§ 50. Folgerungen aus dem Vorigen.
§ 51. Anderweitige Beſtimmung der Stimmlaute.
§ 52. Tonleiter der Stimmlaute.

7ter Abſchnitt. Gedoppelte Stimmlaute.

§ 53. Mögliche Zuſammenſetzungen.
§ 54. Würkliche gedoppelte Stimmlaute.
§ 55. Verwerfliche gedoppelte Stimmlaute.
§ 56. Zuſammengeſetzte Stimmlaute.

8ter Abſchnitt. Mitlaute.

§ 57. Verhältniſs der Stimmlaute zu den Mitlauten.
§ 58. Unendlichkeit der Mitlaute.
§ 59. b und p.
§ 60. d und t.
§ 61. g und k.
§ 62. h, j und ch.
§ 63. w und f.
§ 64. ſch, ſ, ß und z.
§ 65. m und n.
§ 66. l und r.
§ 67. Die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge bei den Mitlauten erwogen.
§ 68. Benennung und Eintheilung der Mitlaute.
§ 69. Verwandſchaft der Mitlaute.
§ 70. Abweichung einiger Mitlaute von ihrem Weſen.
§ 71. Schwere Unterſcheidung einiger Mitlaute als Nachlaute.
§ 72. Angabe der einzelnen Laute in ſolchen Wörtern, die man gewöhnlich richtig ausſpricht.

9ter Abſchnitt. Zuſammengeſetzte Mitlaute.

§ 73. Sonderung aus dem großen Schatze der Zuſammenſetzungen.
§ 74. Wie man zu dieſer Sonderung gelangt.
§ 75. Nutzen dieſer Unterſuchung.
§ 76. Unterſchied der Zuſammenſetzungen.
§ 77. Zuſammengeſetzte Vorlaute.
§ 78. Zuſammengeſetzte Nachlaute.
§ 79. Rechtfertigung zuſammengeſetzter Mitlaute.
§ 80. Entſtehung zuſammengeſetzter Mitlaute.
§ 81. Die zuſammengeſetzten Mitlaute ſind keine beliebige.
§ 82. Die Verbindungsgeſetze bei den Vorlauten.
§ 83. Die Verbindungsgeſetze bei den Nachlauten.
§ 84. Das Anſchließen der Stimmlaute an die Mitlaute.

10ter Abſchnitt. Spellen und Wörter.

§ 85. Verſchiedenheit des Lauts und des Worts.
§ 86. Unterſcheidung der Wörter nach Spellen.
§ 87. Spelleneintheilung.
§ 88. Nähere Beſtimmung der Spellen.
§ 89. Zuſammenziehen der Spellen.
§ 90. Zuſammenſetzung der Spellen und Wörter.
§ 91. Lange und kurze Wörter an und für ſich.
§ 92. Lange und kurze Wörter im Zuſammenhange.

11ter Abſchnitt. Lautbezeichnung.

§ 93. Bezeichnung überhaupt.
§ 94. Sprache als Bezeichnung.
§ 95. Sichtbare Bezeichnung der Sprache.
§ 96. Der Hang des Menſchen alles durch ſichtbare Zeichen darzuſtellen.
§ 97. Wahl dieſer Zeichen.
§ 98. Erſtes Entſtehen der Schrift.
§ 99. Weiteres Fortbilden derſelben.
§ 100. Weſentliche Verſchiedenheit der Schrift.
§ 101. Urſprung der Buchſtabenſchrift.

12ter Abſchnitt. Verſchiedenheit der Laut- und Schriftſprache.

§ 102. Namen und Folge der Buchſtaben.
§ 103. Deutſche Buchſtabenſchrift.
§ 104. Verſchiedenheit der deutſchen Buchſtaben und Laute.
§ 105. Nähere Unterſuchung dieſer Verſchiedenheit in Hinſicht der Stimmlaute.
§ 106. In Hinſicht der Mitlaute.
§ 107. Fortſetzung.
§ 108. In Hinſicht der verdoppelten Mitlaute.
§ 109. Urſachen der Laut- und Buchſtabenverſchiedenheit.
§ 110. Angewandte Mittel den Laut und Buchſtaben zu einen.
§ 111. Was jetzt in dieſer Hinſicht geſchehen könte.
§ 112. Was bei fremden Wörtern zu thun iſt.
§ 113. Wie man ſonſt die Rechtſchreibung handhabte.
§ 114. Verſchiedene Wege, die Rechtſchreibung zu erzielen.
§ 115. Die Rechtſchreibung iſt ganz Sache der Lautlehre.

13ter Abſchnitt. Schriftarten.

§ 116. Große und kleine Buchſtaben.
§ 117. Schreib- und Drukkſchrift.
§ 118. Runde und ekkige Schrift.
§ 119. Schreibekünſtler.
§ 120. Worauf beim Schreiben vorzüglich zu ſehen.
§ 121. Wie die Schreibekunſt zu betreiben iſt.

14ter Abſchnitt. Unterſuchung der Lautbegrifslehre.

§ 122. In welcher Beziehung dieſer Abſchnitt mit dem Vorigen ſteht.
§ 123. Allgemeine Lautbegrifslehre.
§ 124. Sprachallgemeinheiten.
§ 125. Jedes Volk ſoll ſeine eigne Sprache haben.
§ 126. In der Würklichkeit hat es nie eine Urſprache gegeben.
§ 127. Beſondere Lautbegrifslehre.
§ 128. Näheres Eindringen in die beſondere Lautbegrifslehre.

15ter Abſchnitt. Anſchauungs- und Empfindungslehre.

§ 129. Das Ausgehen vom Wurzelwort.
§ 130. Anſchauung und Empfindung.
§ 131. Das frühere Streben nach etwas Aehnlichem.
§ 132. Vorbemerkungen zur Anſchauungs- und Empfindungslehre.
§ 133. Namen, Zahl und Theil.
§ 134. Farbe, Geſtalt und Größe.
§ 135. Gehör, Gefühl, Geruch, Geſchmakk.
§ 136. Beſtandtheile, Zuſtand, Gebrauch.
§ 137. Unterſcheidung, nähere Beſtimmung und Verhältniß der Dinge, Eigenſchaften und Zuſtände.
§ 138. Unter-, Neben-, Ueber- und Inordnung.
§ 139. Zuſammenhang.
§ 140. Zurükgerufene und übergangene Anſchauung.

16ter Abſchnitt: Geſchichtliche Darſtellung der Lautlehre.

§ 141. Vorerinnerung.
§ 142. Werke über den Laut ohne unterrichtliche Abſicht.
§ 143. Was die Wortforſcher hierin geleiſtet.
§ 144. Die Taubſtummenlehrer.
§ 145. Was in Hinſicht der Anſchauungs- und Empfindungslehre geleiſtet.
§ 146. Die alte Art Leſen zu lehren.
§ 147. Verbeſſerungen vor Olivier.
§ 148. Olivier.
§ 149. Stephani.
§ 150. Krug.
§ 151. Andere Lautforſcher.
§ 152. Kurze Darſtellung des eignen Ganges.

IV. Nachſchrift.

Laut-

Lautlehre.

Lautlehre.

1ſter Abſchnitt.

Sprache.

§. 1. Sprachanlage.

Das Entſtehen der Sprache war eben ſo einfach, wie alles einfach iſt, was entſteht. Vielfachheit erzeugt ſich erſt im fortgeſetzten Werden, Schaffen und Bilden. Nicht als ein Gott, entſtanden im Nu, trat die Sprache fertig unter die Menſchen und vollzog eine geiſtige Vermählung mit denſelben. Nicht bekamen ſie die Menſchen aus der Schöpferhand als eine Gift, wie ſie zuerſt anfingen auf der Erde zu ſein und zu leben; denn ſie müſten denn mit einem hohen Grade der Bildung dieſes Erdenleben angefangen haben, wogegen die Geſchichte der Völker und eines jeden einzelnen Volkes eine Verneinungsſtimme erhebt. Nur die menſchlich-göttlichen Anlagen waren die Mitgift, das Ein und das Alles der beginnenden Menſchheit. Dieſe auszubilden war Zwekk ihres Daſeins. Das Denken, Empfinden und Wollen war dieſe Mit-

Mitgift, aber auch nicht in der Fülle der Blüte, ſondern in dürftigen Keimen, klein, aber zum Großen beſtimt. Die Anlage zur Sprache gehört mit zu dieſen Keimen, nicht aber ihre Ausbildung. Ausgebildete Sprache ohne ausgebildetes Denken wäre ein Leib ohne Geiſt, unbeweglich, unbrauchbar, nichtig — und eigentlich auch undenkbar; denn das papageimäßige Nachſprechen und das affenmäßige Nachmachen wird Keiner für eine Sprache halten. Man wende die Sache, und es iſt eher denkbar ein Empfinden, Anſchauen und Denken ohne eine Sprache. Dieſe Kräfte können ſich ſchon entwikkeln, ohne gerade ſich in Sprache zu entäußern. Die Sprache in ihrem Außenſein iſt nichts Nothwendiges; — die Verſchiedenheit der Sprachen iſt ein Beweis davon. In ihrem Innenſein iſt die Sprache die Vernunft ſelbſt, ihre Nothwendigkeit klar, ihre Aeußerung aber bedingt. Wo Menſchheit iſt, iſt Denken nothwendig, Sprechen gewöhnlich die Folge, aber keine nothwendige. Die Sprache iſt das Erſcheinen des innern Lebens, des Anſchauens, Empfindens und Denkens; ein Verſetzen deſſelben in die Außenwelt durch ein Zeichen. Nicht ſelbſt kann das Denken entäußert werden, ſondern nur durch Zeichen erſcheint es — wird angedeutet ſein Daſein; durch beſtimte Zeichen alſo das beſtimte Sein deſſelben. Sprache in dieſem Sinne iſt nothwendig, allenthalben wo das Denken erſcheint oder ſich entäußert. Ein einzelner Menſch kann denken, ohne dies Denken zu entäußern — durch Zeichen es erſcheinen zu laſſen; es iſt ein inneres ſtilles Denken. Das Entäußern des Denkens durch Zeichen, das Erſcheinen deſſelben bringt daſſelbe aber erſt zur Klarheit und Beſtimtheit. Es wäre daher zwar ein Menſch und alſo

auch das Denken ohne Sprache denkbar, aber es würde immer im Keimen — in der Unbeſtimtheit bleiben, nie zur Klarheit kommen, gleich den Gefühlen in der Tiefe des Innern verſchloſſen.

§. 2. Erſtes Entſtehen der Sprache.

Was ich eben von der Sprache ſagte, gilt von ihr in der allgemeinſten Bedeutung des Worts; und nicht allein von der Lautſprache. In dieſem weiten Sinne iſt Sprache die Kraft im Menſchen ſein inneres Leben außer ſich räumlich darzuſtellen zur Anſchauung für ein anderes Weſen. Die Sprache iſt ſo das Band des Geiſtes — ein Denkenmachen meines Denkens. Dieſe Kraft der äußern Darſtellung des innern Lebens kann ſich aber verſchiedener Wege zu ihrer Entäußerung bedienen; darnach gibt es verſchiedene Sprachen. Bediene ich mich der Augen dazu, ſo heißt die Sprache eine Augenſprache; bediene ich mich der Hände, der Finger, der Füße oder andrer Glieder, ſo habe ich jedesmal ein anderes Werkzeug, folglich eine andere Sprache. Jedes Handeln iſt auf dieſe Weiſe eine Sprache. Durch Gebehrden läſt ſich eine ganze Sprache erſchaffen. Die Taubſtummen, die zum Denken kommen, liefern einen Beweis dazu. Diejenige von allen dieſen Sprachen, die am ſinnlichſten alles ausdrükkte, war gewiſs die erſte; denn die erſte Sprache war ein ſinnliches Würken auf den Leib, ein nothwendiges Darſtellen der Empfindungen ohne Bewuſtſein; daher weder Laut- noch Gebehrden- noch Augen- noch ſonſt eine Sprache allein, ſondern alles vermiſcht. Das Thier liefert hierzu den Beweis durch Brüllen, Stampfen mit den Füßen, Blinzen mit den Augen, Wedeln mit dem Schwanze, Hüpfen, Schlagen u. ſ. w.

Die Thiere geben ſich ſo Gefahr, Liebe, Haſs, Furcht u. ſ. w. zu erkennen. Die wilden Völker können den zweiten Beweis liefern. — Herder ſagt in ſeiner Abhandlung über den Urſprung der Sprache S. 82: „Indem die ganze Natur tönt, ſo iſt einem ſinlichen Menſchen nichts natürlicher, als daſs ſie lebt, ſpricht, handelt. Jener Wilde ſahe den hohen Baum mit ſeinem prächtigen Gipfel und bewunderte: der Gipfel rauſcht! das iſt die webende Gottheit! Der Wilde fält nieder und betet an! — Bei dem Wilden von Nordamerika iſt noch Alles belebt; jede Sache hat ihren Genius, ihren Geiſt; und daſs es bei Griechen und Morgenländern eben ſo geweſen, zeigt ihr älteſtes Wörterbuch und Grammatik. Sie ſind, was die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon, ein Reich belebter, handelnder Weſen. Indem der Menſch aber alles auf ſich bezog, indem alles mit ihm zu ſprechen ſchien, und würklich für oder gegen ihn handelte, indem er alſo mit oder dagegen Theil nahm, liebte oder haſſ'te, und ſich alles menſchlich vorſtelte, ſo drükten ſich alle dieſe Spuren der Menſchlichkeit auch in die erſten Namen. Auch ſie ſprechen Liebe oder Haſs, Fluch oder Seegen, Sanftes oder Widrigkeit; und inſonderheit wurde aus dieſem Gefühl in ſo vielen Sprachen der Artikel. Da wurde alles menſchlich zu Weib und Mann perſonifizirt; überall Götter, Göttinnen, handelnde, bösartige oder gute Weſen! Der brauſende Sturm und der ſüße Zephyr, die klare Waſſerquelle und der mächtige Ozean — ihre ganze Mythologie liegt in den Fundgruben, den Verbis und Nominibus der alten Sprache; und das älteſte Wörterbuch war ſo ein tönendes Pantheon, ein Verſamlungsſaal beider Geſchlechter, als den Sinnen des er-

ſten

ſten Erfinders die Natur. Hier iſt die Sprache jener alten Wilden ein Studium in den Irrgängen menſchlicher Phantaſie und Leidenſchaften, wie ihre Mythologie."

§. 3. Weiteres Fortbilden derſelben.

Je mehr die Menſchheit ſich entwikkelte, deſto mehr Bezeichnungen hatte ſie nöthig, um ihr inneres Leben darzuſtellen. In die genaueſte Verbindung konte man das Zeichen mit dem Bezeichneten nicht mehr bringen, es wurde das Band immer weiter, und Willkürlichkeiten ſchlichen ſich oft da ein, wo zuerſt Nothwendigkeit war. Statt einer zuſammenhängenden Reihe von nothwendigen Bezeichnungen kamen wohl gar ganze Reihen von willkürlichen, die ſich målig und målig immer mehr ordneten, an einander fügten, ergänzten und vollkomneten, ja ſogar oft die Spuren von dem nothwendigen Zuſammenhang verwiſchten. So entſtand eine Wortſprache durch Verbindung von Lauten, eine Bilderſprache durch in die Augen fallende Nachahmung der Gegenſtände, eine willkürlich bezeichnete Wörterſprache (Hieroglyphen) eine willkürliche Gebehrdenſprache, eine Schriftſprache u. ſ. w. Der Grund und die Quelle war ſtets ein nothwendiger Zuſammenhang des Zeichens und des Bezeichneten. Hierzu liefern uns die Geſchichten verſchiedener Völker Beläge.

§. 4. Lautſprache.

Von allen dieſen Arten aber, das Denken räumlich darzuſtellen, hat Eine das Uebergewicht über alle erhalten, ſo daſs man ſie vorzugsweiſe Sprache nent. Dies iſt die Art, durch Lufterſchütterungen, welche

welche die Lunge erzeugt, und die durch den Mund und andere Theile des Körpers mannigfaltig beſtimt werden, ſich mitzutheilen. Man kónte ſie die Lautſprache zur Unterſcheidung der übrigen nennen. Sie wird als ſolche durch das Ohr wahrgenommen, während die andern gröſtentheils das Auge in Anſpruch nehmen. Man nent ſie vorzugsweiſe Sprache, weil alle andern Arten ſich auszudrükken nicht zu der Vollkommenheit gediehen ſind, — weil ſie eigentlich jezt nur unſre Sprache iſt.

§. 5. Vorrang derſelben.

Dieſe Lautſprache muſs alſo einen Vorzug vor allen übrigen haben, weil ſie den Vorrang vor ihnen von jeher behauptet hat und ſtets behaupten wird. Selbſt in ihrer Wurzel muſs dieſer Vorzug liegen, keinesweges in der Gewohnheit ſeit Jahrtauſenden erhalten, ſondern in ihrem Weſen ſelbſt; und in der Art ihrer Entſtehung. Das Leben eines Einzelweſen und ſo der ganzen Menſchheit entwikkelte ſich allmälig. Die erſte Regung äußerte ſich durch Erkennengeben des Wechſels des innern Zuſtandes. Angenehme und unangenehme Empfindungen, Freude und Schmerz, Furcht und Ruhe, Froſt und Hitze, Behaglichkeit und Unbehaglichkeit, Lebenskraft und Lebenserſchöpfung — dieſe ſind die erſten Beſtimmungen, die erſten Zuſtände des innern Lebens eines ſich entwikkelnden Kindes; und damit iſt ſtets die ſich allmälig entwikkelnde Menſchheit zu vergleichen. Die Uebergänge des innern Lebens von einem dieſer Zuſtände in den andern, oder das Befinden in dieſem oder jenem, äußert ſich auf den Leib, drükt ſich räumlich in ihn ab. Der Umlauf des Blutes, die Beweglichkeit des ganzen Leibes, die Sehnen-

nen= und Faſer=Kraft wird dadurch beſtimt, befördert oder gehemt. Das Athemholen ſteht mit dieſen Beſtimmungen und Abänderungen des ganzen leiblichen Zuſtandes in genaueſter Verbindung. Es wird daher ebenfals dadurch beſtimt, befördert und gehemt. Mit dem Athemholen und ſeinen Beſtimmungen, mit der geringer oder ſtärker zuſammengepreſten Luft in der Lunge, mit der ſtärkern oder gelindern Ausſtrömung, mit den verſchiedenen Geſtaltungen der Kehle und des Mundes — mit dieſem Allen ſteht in genaueſter Verbindung oder iſt Folge davon der Schall, oder Ton, oder Laut, der dem menſchlichen Munde entfährt. So entſteht Lachen, Weinen, Schreien, Jauchzen u. ſ. w. — ganz als Abdrükke der Beſtimmungen des innern Lebens; je nachdem Freude, Unwille, Liebe, Haſs, Zorn, Verlangen, Mitleid, Furcht, Herzhaftigkeit und Schrekken das Innere erregen. Und ſo war denn die erſte Mittheilung der Menſchen vorzüglich eine hörbare, weniger eine ſichtbare; aber zugleich eine allgemein verſtändliche, weil Zeichen und Bezeichnetes gleichſam Eins wären, oder in nothwendiger Verbindung ſtanden. Bei den meiſten Thieren iſt dieſe Mittheilung; und je geringer ſie iſt, deſto unvollkomner im Durchſchnitt das Thier. Der ſchönſte Geſang der Nachtigall bis zum Quaken des Froſches und dem Geſumſe der Vielfüße herunter iſt eine ſolche nothwendige Mittheilung dem Geſchlechte von ſelbſt, den Menſchen erſt durch Schlüſſe vernehmbar. Es wäre nicht unwichtig, Unterſuchungen anzuſtellen über dieſe Laute, vom Menſchen herab alle Thiergeſchlechter hindurch. — So war alſo die Sprache in ihrem Entſtehen nothwendig eine Lautſprache. Sie bildete ſich von Innen nach Außen heraus, und nicht

von Außen nach Innen hinein, ſo wie alles Schaffen und Wachſen. Da ſo die Wurzel der Sprache der Laut war, ſo war es leicht nicht allein die lauten Aeuſſerungen des innern Sinnes, ſondern auch Wahrnehmungen mit dem Ohr, wie die Laute der Thiere, zum Mittheilen zu gebrauchen. Selbſt die Sprachen beweiſen es noch, daſs die Namen der Thiere zuerſt ihre Laute waren. Vom Hörbaren ging alſo die Sprache aus und hierauf bauete ſie weiter, was noch Tauſende von Wörtern beweiſen, die den Laut nachahmen. Was nicht laut war, ſich nicht laut äußerte, wurde nun nach einer Aehnlichkeit benahmt. Das Auge und das Gefühl halfen dem Ohr, und Witz nebſt Scharfſinn traten da ein, wo die Sinne nicht mehr reichten. — Genug die Lautſprache war nothwendig, nicht zufällig. Die natürliche Gebehrdenſprache war auch nur die einzige, die eben ſo früh wie die Lautſprache entſtand. Bilder- und Zeichenſprache ſind Erzeugniſſe eines ſchon etwas ausgebildeten Denkens. Die Gebehrdenſprache muſte aber zurük bleiben gegen die Lautſprache, weil bei ihr von den innern Empfindungen kein ſo leichter Uebergang ſtatt fand zu den äußern Wahrnehmungen, wie bei der Lautſprache; denn 1) war der Laut eines Thieres weit leichter nachzuahmen und nachzumachen, wie ſeine Gebehrde darzuſtellen; 2) konte man Dinge an dem Laut wahrnehmen, die man noch gar nicht ſah, vielleicht gar noch nicht geſehen, bloß gehört hatte, wie das Geheul des Windes, das Krachen des Donners u. ſ. w. 3) konte man in der Ferne ſich mittheilen auf dieſe Weiſe, während die Gebehrdenſprache nur in der Nähe zu gebrauchen war.

Die Lautſprache war nothwendig und ſie iſt die beſte wegen ihrer ins Unendliche gehenden Bildſamkeit, deren keine andere Sprache fähig iſt.

2ter Abſchnitt.

Werkzeuge der Sprache.

---

§. 6. Sprachwerkzeuge im Allgemeinen.

Um etwas genau kennen zu lernen, muſs man herunter ſteigen zu ſeinem Entſtehen, und zu den Urſachen, wodurch es entſteht. Die Sprache iſt eine Würkung; es müſſen alſo Werkzeuge da ſein, die dieſelbe bewürken. Die Kentniſs derſelben iſt der Schlüſſel zur Lautlehre. Die Sprache beſteht aus Wörtern; die Wörter aus Spellen (Silben), oder ſind ſelbſt nur eine Spelle; die Spelle iſt entweder ein Laut, oder beſteht aus mehrern Lauten. Die Laute ſind alſo die Wortkeime. Dieſe Wortkeime werden erzeugt durch verſchiedenen Gebrauch der Sprachwerkzeuge.

Es würde zu weit führen, wenn ich gleich einem Zergliederer jeden Knochen und Knorpel, jede Sehne, jedes Häutchen und Band beſchreiben wolte. Ausführlich handelt davon Haller in ſeinen Anfangsgründen der Phyſiologie des menſchlichen Körpers, 3ter Band, und jede menſchliche Zuſtandslehre (Phyſiologie) enthält etwas, was hierein ſchlägt. Nur die unmittelbar in Thätigkeit geſetzten Werkzeuge ſind hier zu beſchreiben; und dieſe ſind folgende:

gende: Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf, Stimmhäute, Naſe, Gaumenſegel, Mund, Zunge, Zähne, Lippen. Alles, was hier über die Sprachwerkzeuge vorkomt, habe ich niedergeſchrieben, nachdem ich ſelbſt durch Hülfe eines berühmten Zergliederers (Anatomen) mich anſchaulich davon belehrt. Mit meinen Anſchauungen verglich ich die Erfahrungen anderer, die hierüber geſchrieben. — Wie bei allen Dingen der Erſcheinungskunde, ſo iſt auch hier das Wichtigſte, das eigene Sehen und Unterſuchen. Wer nicht Gelegenheit hat menſchliche Körper zerſchneiden zu ſehen, der benutze hierzu das Schlachten der Thiere. — Die Sprachwerkzeuge des Schweines haben viele Aehnlichkeit mit denen der Menſchen. Da man hierzu Gelegenheit genug hat, und da es für den Nichtarzt ſehr ſchwer hält, ſich aus Kupfern zu verſtändigen, die dieſe Gegenſtände darſtellen, ſo habe ich keine Kupfer beigefügt. Die beſten Abbildungen findet man im folgenden Werke: „Sam. Thom. Sömmerring's Abbildungen der menſchlichen Organe des Geſchmaks und der Stimme. Frankfurt am Main 1806.

§. 7. Lunge.

Die Lungen oder die Lunge beſteht aus 2 Stükken, aus 2 Kammern, die kegelförmig geſtaltet im Körper liegen und wovon die rechte etwas größer iſt, als die linke. Beide Stükke beſtehen eigentlich aus mehrern Lappen. Ihr Inneres iſt häutig, zellig und ſchwammig zum Einnehmen der Luft.

§. 8. Luftröhre.

Die Luftröhre (Kehle) iſt die Oefnung, durch welche die Luft ein= und auszieheт von der Lunge in den Mund und umgekehrt. Sie iſt eine beinahe walzenförmige Röhre, zuſammengeſetzt aus ziemlich geſchloſſenen ringel= oder kreisförmigen und durch Bänder und Häute verbundnen Knorpeln, die ſich zuſammenziehen und ausdehnen, und dadurch verkürzen und verlängern. Das untere Ende theilt ſich gabelförmig in 2 Aeſte, wovon jeder in eine Lunge geht. Der obere Theil läuft aus in den Luftröhrenkopf.

§. 9. Der Luftröhrenkopf.

Der Luftröhrenkopf (Kehlkopf) iſt ein aus Knorpeln, Sehnen, Bändern und Häuten beſtehendes weites aber kurzes Stükk Röhre, was noch weniger walzenartig iſt, als die Luftröhre ſelbſt, und umgeben mit einer Drüſe. Im Innern iſt der Luftröhrenkopf oben hart, mehr nach unten zu mit Häuten gefuttert und daher weicher. Unten ſitzt er auf der Luftröhre und iſt weiter als dieſe; oben öfnet er ſich gegen den Rachen. Die nach Außen oder nach Vorn gekehrte Seite ragt etwas hervor, bei Einem ſtärker, bei dem Andern ſchwächer und macht den Adamsapfel aus. Dieſer Theil iſt auch ein wenig höher oder länger, und mehr verſchloſſen als der hintere.

§. 10. Stimmritze.

In dem Luftröhrenkopf iſt enthalten die Stimmritze oder Luftröhrenſpalte. Dieſe beſteht aus zwei Häuten, die waſſerrecht (horizontal) ausgeſpant ſind. Beide zuſammen machen ungefähr eine Kreisfläche aus, jede

jede einzelne einen Halbkreis. Der Umkreis iſt rings an der Wand des Luftröhrenkopfes. Da wo beide Halbkreiſe durch den Durchmeſſer getrennt ſind, können ſie ſich der Länge nach berühren durch Ausſpannung, und ſo feſt zuſammenſchließen, daſs keine Luft hindurch kann, wo dann die Kreisform übergeht in ein längliches Rund. Geben ſie ſich von einander, oder laſſen ſie in ihrer Spannung nach, ſo iſt die Oefnung ungefähr wie der Durchſchnitt einer Linſe — linſenartig (eliptiſch), und zwar gröſser und kleiner, jedoch immer etwas mehr nach Hinten offen, als nach Vorn. Ueber dem Luftröhrenkopfe befindet ſich eine kleine Zunge, genant der Kehldekkel. Dieſer iſt befeſtigt vorn an der Erhöhung oder mehr noch an beiden Seiten des Luftröhrenkopfes und ſtekt alſo die Spitze hinterwärts. Er iſt eine Dekke für die Stimmritze und eine Brükke dadurch für die Speiſen, die hinter der Luftröhre in den Schlund hinabgleiten. Iſt der Kehldekkel beim Schlukken der Speiſen nicht feſt verſchloſſen, was oft beim ſchnellen Schlukken komt, wo Athem und Schlukken ſich begegnen, ſo kömt etwas in die Luftröhre (wie man ſagt in den unrechten Hals) und ſie arbeitet ſo lange, bis ſie dies wieder heraus hat. Man ſoll Beiſpiele haben, daſs Menſchen hieran geſtorben ſind. — Weil der Kehldekkel durch das Zungenbein in genauer Verbindung mit der Zunge ſteht, ſo ſchiebt er ſich jedesmal dadurch zurük und über den Luftröhrenkopf, daſs ſich die Zunge beim Schlukken zurükſchiebt und hinten hebt.

§. 11. Naſe.

Gerade über dem Luftröhrenkopfe befindet ſich die innere Oefnung der Naſe. Der innere Bau der Naſe

gleicht einem Bergſtollen, die Grundfläche iſt ſchmaler als die Seitenwände, die ſich oben wie ein gothiſches Gewölbe zuſammenſchließen. Dieſe Höhlung wird der Länge nach durch eine Wand in 2 gleiche Theile getheilt. Die Naſe liegt waſſerrecht über dem Gewölbe des Mundes, ſenkt ſich aber zur Kehle hinabwärts. Der ganze Bau beſteht aus Knochen und Knorpeln, die im Innern mit einem breiartigen Stoff und kleinen Häutchen überzogen ſind. Der äußere Bau der Naſe iſt jedermann ſichtbar.

§. 12. Gaumenſegel.

Zu Ende des Gaumens über dem Kehldekkel hängen 2 bogenförmige Häute herab. In der Mitte dieſer Hautbogen entſpringt aus beiden gemeinſchaftlich ein Fleiſchzäpfchen (der Zapfen), welches abwärts hängt. Man kann ſich das Ganze wie 2 doppelte Schwibbögen vorſtellen, die in der Mitte auf einer gemeinſchaftlichen Säule ruhen. Gerade hinter und über dem Zäpfchen befindet ſich die in die Naſe führende Oefnung. Dieſes ganze häutige Gewölbe, genant der Gaumenſegel iſt nachgiebig und beweglich zum Auf- und Abwärtsziehen und ſteht unten mit den Seiten der Zunge in Verbindung. Wenn man in den Spiegel ſieht, und die Zunge mit einem Griffel niederdrükt, ſo bemerkt man den Gaumenſegel recht gut; gewöhnlich aber heraufgezogen.

§. 13. Der Mund.

Der Mund iſt der Raum, der ſich zwiſchen den beiden Bakken von den Lippen bis zu dem Gaumenſegel ausdehnt. Sein Geribbe beſteht aus Knochen, nämlich dem obern und untern Kiefer (Kinbakken).

Je-

Jener iſt aus mehreren Stükken zuſammen geſezt; dieſer beſteht bei Erwachſenen aus Einem Stükk. Der Gaumen oder das Mundgewölbe iſt um $\frac{3}{4}$ ganz hart. Nach hinten zu fängt eine ausgeſpante etwas herunterhängende Haut an. Dieſe ſchließt oder legt ſich an den Gaumenſegel, und heißt der weiche Gaumen. Der obere Kiefer iſt unbeweglich, der untere aber beweglich. Durch die Beweglichkeit des untern Kiefer bekomt die Zunge mehr Beweglichkeit. Auch die verſchiedenen Mundöfnungen ſind Folgen hiervon. Eine ziemliche Anzahl Speicheldrüſen befindet ſich im Munde, ſo wie zum Zermalen der Speiſen, ſo auch zur Bewegung der Sprachwerkzeuge nöthig.

§. 14. Die Zunge.

Die Zunge iſt ein kurzes breites Stükk Fleiſch, obenher frei, unten nur um ein kurzes Ende bei der ſtumpfen Spitze abgelöſ't. Sie ſteigt mit ihrem Rükken vom Kehldekkel hinauf, mit deſſen Seiten ſie durch das Zungenbein ſo in Verbindung ſteht, daſs ſich zwiſchen beiden, wenn die Zunge vorgeſtoßen wird, eine Höhlung befindet. Der übrige Theil iſt mäßig abhängig. Die obere Fläche oder der Rükken wird in der Mitte durch eine etwas undeutliche Rinne getheilt. Sie iſt durch ihre Bekleidung und Sehnen an dem Zungenbeine, dem Schlund, den Mandeln, dem Kehldekkel, dem Luftröhrenkopf und dem Zahnfleiſch befeſtigt. Das vorzüglichſte Zungenband iſt eine Falte. Dieſe bindet den mitlern Theil der untern Zungenfläche an diejenige Haut des Mundes, welche über den Drüſen unter der Zunge liegt, und an das Zahnfleiſch.

§. 15. Die Zähne und Lippen.

Die Zähne, in der Vollkommenheit 32 an der Zahl, werden eingetheilt 1) in vordere oder Schneide-Zähne, 2) in Spitz- Augen- oder Hundszähne, 3) in Bakken- oder Stokkzähne. Schneidezähne ſind 8, Augenzähne 4 und Bakkenzähne 20 (gewöhnlich nur 16), die man in einfache und doppelte theilt. Die Lippen dienen außer ſehr vielen andern Beſtimmungen, auch vorzüglich zur Sprache. Ihre Geſtalt iſt bekant.

Dies ſind die Werkzeuge, die zur Sprache gehören. Ich habe ſie ſoweit erörtert, als es nöthig iſt, um das ganze Sprachwerk zu überſehen. Alle dieſe Werkzeuge haben viele andere Beſtimmungen noch, die wir hier übergangen haben, als nicht zur Sache gehörig.

3ter Abſchnitt.

Verſchiedene Lagen und Thätigkeiten der Sprachwerkzeuge.

---

§. 16. Lungen.

Die Lungen werden in beſtändiger ziemlich gleich bleibender Wiederhohlung von den Ribben und dem Zwergfell, welches den Oberleib oder den Bruſtkaſten (thorax) von dem Unterleib oder der Bauchhöhle trent, zuſammen gedrükt. Hierdurch entſteht das Ausathmen (exspiratio); und durch Nachlaſſen des Druks das Einathmen (inspiratio); bewürkt durch eigene Schwere

der

der Luft und durch ihre Eigenſchaft ſich ſtets ins Gleichgewicht zu ſetzen. Vor dem Einathmen iſt zu wenig Luft in der Lunge, vor dem Ausathmen zu viel. Einathmen und Ausathmen zuſammen heißen Athmen (respiratio). Das Athmen iſt nicht ganz willkührlich und nicht ganz unwillkührlich. Es liegt zwiſchen beiden in der Mitte. Beim gewöhnlichen Athmen iſt das Einathmen langſamer als das Ausathmen, zwiſchen Ausathmen und Einathmen eine Pauſe, aber nicht zwiſchen Einathmen und Ausathmen. Beim Sprechen iſt dies umgekehrt; nämlich das Einathmen kürzer als das Ausathmen; und ſo auch die Pauſen anders. Die Sprache muſs die Geſetze des Ein- und Ausathmens verändern, weil ſie die ausſtrömende Luft gebraucht zu den Lauten, und alſo ſparſamer mit ihr umgehen muſs. Kinder verſtehen dieſen Uebergang von den Geſetzen des Athmens zu den Geſetzen des Sprechens erſt nicht gut zu finden. Sie ſtrömen gewöhnlich zu viele Luft und zu ſchnell aus und haben hernach Mangel daran. — Eben ſo geht es ja auch den Anfängern im Geſange.

§. 17. Luftröhre und Luftröhrenkopf.

Die Luftröhre kann ſich vermöge ihrer Knorpel und Bänder zuſammen ziehen und ausdehnen, verkürzen und verlängern. Dieſe Beweglichkeit wird noch dadurch vermehrt, daſs hinten die Knorpeln nicht ſchließen, ſondern durch ein gemeinſchaftliches Band verbunden ſind, was etwas tiefrund iſt, ſo daſs die Speiſeröhre ſich bequem anſchließt. Beim Schlukken kann man dieſe Beweglichkeit vorn am Halſe genau bemerken; denn da zieht ſich die Luftröhre ſtets in die Höhe, um die Speiſen über ſich weg nach der Speiſeröhre zu treiben, und um ſich noch enger mit dem Kehl-

dekkel zu verbinden. Die Luftröhre zittert (vibrirt) auch beim Sprechen und Singen; aber ihr Zittern iſt keine Urſach von der Stimme und hat gar keinen Antheil daran; ſondern iſt eine Folge ohne Folge. Mit der Luftröhre zieht ſich zugleich auf und abwärts der Luftröhrenkopf. Ob die Schilddrüſe, die den Luftröhrenkopf umgiebt, denſelben in der Bewegung hemt als Dämpfer, iſt unentſchieden. Daſs der Klang der Stimme ohne ſie anders ſein würde, iſt wohl gewiſs.

§. 18. Stimmritze.

Iſt die Oefnung der Stimmritze nicht ſo groß, daſs durch dieſelbe die Luft ihren freien Durchgang hat, ſo bringt ſie durch das Durchdringen die beiden Häute und dadurch den Luftröhrenkopf und andere in Verbindung ſtehende Theile in eine zitternde Bewegung. Dadurch entſteht die Stimme. Beträgt der kleine Durchmeſſer der Oefnung einen Strich (Linie) oder den 10ten bis 12ten Theil eines Zolles, ſo iſt die Stimmritze ſo weit, daſs die Luft frei durchzieht; oder daſs keine Stimme entſteht. Je enger ſich die Häute ſchließen, deſto höher iſt die Stimme und umgekehrt. Die Höhe und Tiefe der Stimme in demſelben Menſchen hängt daher theils (und nach Ferrein ganz) von der Spannung der Häutchen; theils (und nach Dodart ganz) von der Oefnung der Stimmritze ab. Beides ſteht eigentlich in der genaueſten Verbindung. Unſere Stimme gleicht alſo zugleich dem Blaſe- und Seitenwerk, am erſten vergleichbar mit der Windharfe (Aeolsharfe). Die Stimmhäutchen ſind Seiten, die verſchieden geſpant werden. Die durchfahrende Luft ſtreift an dieſe Seiten und bringt ſie in eine zitternde Bewegung.

Daſs die weibliche Stimme und die der Kinder und Frühverſchnittenen gewöhnlich feiner iſt, komt daher, weil die Stimmhäutchen feiner und kürzer, überhaupt der ganze Luftröhrenkopf kleiner iſt. Die weibliche Stimme verhält ſich zur mänlichen, wie die Geige zur Bratſche. Die Seiten von erſterer ſind kürzer und feiner. Bei Kindern wird die Sprache dadurch allmälig gröber, daſs ſich die Sehnen und Faſern in den Stimmhäutchen verdikken. Da dies oft nicht in gleichem Maße bei allen geſchieht, ſo tritt gewöhnlich eine Zeit ein, wo die Stimme unrein wird, (das Wechſeln der Stimme). Wenn beim Aus- und Einathmen die Stimmritze nicht einen Strich im kleinſten Durchmeſſer Weite hat, ſo entſteht ebenfals oft eine Stimme. Die Stimme wird zum Schweigen gebracht:

1) Wenn die Stimmritze zu weit offen,
2) Wenn ſie ganz verſchloſſen iſt;
3) Wenn der Drukk der Lungen unterbrochen wird;
4) Wenn beinahe gar keine Luft in der Lunge iſt;
5) Wenn die Luft eingeathmet,
6) Wenn ſie ausgeathmet wird;
7) Wenn Naſe und Mund geſchloſſen ſind;
8) Wenn der Kehldekkel zufält und die Stimmritze bedekt.

Die Stimmhäutchen haben Straff- und Schlaff-Muskeln, und dadurch eine Zieh- und Flieh-Kraft. Sind die Straffmuskeln in Thätigkeit, ſo verengt ſich die Stimmritze; ſind die Schlaffmuskeln in Thätigkeit, ſo erweitert ſie ſich.

§. 19. Gaumenſegel.

Der Gaumenſegel iſt derjenige Vorhang, der entweder die Naſenhöhle verſchließt oder öfnet. Er iſt

daher

daher beweglich und kann ſich auf- und abwärts ziehn. Iſt er herauf und ſo nach hinten gezogen ſo dekt er die Naſenöfnung, im Gegentheil nicht. Es giebt 4 Fälle bei der Oefnung und Verſchließung der Naſenhöhle:

1) Kann der Gaumenſegel in der Mitte gerade herabhängen, ſo daſs er nicht die niedrig liegende Zunge berührt. Es zieht alsdann die Luft durch Naſe und Mund.

2) Kann er ſich mit ſeinem Rande an die hintere Wand des Schlundes anlegen; während die Zunge ſich mit ihrem hintern Theile zum weichen Gaumen hinauf krümt. So iſt Mund und Naſe verſchloſſen.

3) Kann er ſich mit ſeinem untern Rande vorwärts an das etwas erhabne Hintertheil der Zunge anlegen. Dann geht die Luft bloß durch die Naſe, weil die Zungenſtraße verſchloſſen iſt.

4) Kann er ſich an die hintere Wand des Schlundes anſchließen bei niedriger Zungenlage. Dann ſtrömt die Luft bloß aus dem Munde.

§. 20. Mund.

Die Mundhöhlung kann groß und klein ſein, welches durch die Beweglichkeit des untern Kiefer bewürkt wird. Die innere Geſtalt des Mundes kann wiederum ſehr verſchieden ſein, und wird bewürkt durch die verſchiedenen Lagen der Zunge und der Lippen. Die Zungenſtraße kann ſogar verſchloſſen werden und zwar dadurch, daſs ſich die Zunge mit ihrem hintern Theile an den weichen Gaumen legt oder an den Gaumenſegel.

§. 21. Zunge.

Die Zunge kann vorzüglich folgende Hauptlagen und Geſtalten annehmen:

1) Sie kann ſich legen an die obern,
2) an die untern Zähne;
3) an den vordern,
4) an den mitlern,
5) an den hintern Gaumen;
6) an das obere,
7) an das untere Zahnfleiſch;
8) zwiſchen die Zähne;
9) zwiſchen die Lippen.
10) Sie kann ihre Spitze zurükziehen,
11) ſich waſſerrecht ausſtrekken,
12) den Rükken heraus biegen,
13) den Rükken hohl machen,
14) die Seiten walzenförmig zuſammen ziehn.

Die Zunge iſt das Hauptwerkzeug bei der Sprache und ſo hatten Römer und Griechen für beide nur Einen Namen.

§. 22. Die Zähne.

Die Zähne können folgende Lagen haben:

1) Die obern Zähne klappen über die untern;
2) die obern ſtehen ſenkrecht auf den untern;
3) die Zähne ſtehen über einander aber getrent;
4) die obern Zähne klemmen ſich hinter die untern.

Dieſe leztere Lage iſt ſchon verſchränkt und unweſentlich für die Sprache.

§. 23. Die Lippen.

Die Lippen ſind entweder geſchloſſen, oder ſie ſind offen. Geſchloſſen können ſie ſein:

1) in gewöhnlicher Lage;
2) in die Länge gezogen;
3) vorn vor gezogen und geſpizt;

4) eingezogen; welches auch ſchon eine Verſchränkung iſt.

Offen können ſie ſein:

1) weit,
2) breit,
3) ſpitz.

4ter Abſchnitt.

Die Stimme.

§. 24. Entſtehung des Schalles.

Derjenige Eindrukk, welchen der Menſch durch das Gehörwerk erhält, heißt Schall, im allgemeinſten Sinne des Worts. Eine äußere Urſache muſs hierbei thätig ſein, und dieſe iſt die Luft, welche durch das Eindringen in die Ohrmuſchel das Trommelfell in Bewegung oder in Erſchütterung ſetzt. Vom Trommelfell pflanzt ſich der Schall durch die andern Gehörwerkzeuge, Sehnen und Faſern weiter fort. Die Luft kann durch andere Luft in Bewegung geſetzt ſein, wie z. B. beim Winde, oder es können andere feſtere Körper ſie erſchüttert haben. Dieſe können wieder von einem andern erſchüttert ſein, und ſo kann man ſich die Urſachen bis ins Unendliche fort denken. Die Luft iſt aber immer die Brükke von der Schallurſache zum Ohre.

§. 25. Nähere Beſtimmung des Schalles.

Wenn man einen beſtimten Schall genau unterſuchen will, um ſeine Geſtalt und ſeinen Stoff zu erkennen, ſo muſs man dabei auf Folgendes Rükſicht nehmen:

1) Wie iſt der Körper beſchaffen, von welchem aus die Lufterſchütterung ausging? — iſt er weich oder hart? — groß oder klein? — wie geſtaltet? u. ſ. w.
2) Wie ſtark war die Kraft, die ihn ſelbſt zur Erſchütterung der Luft antrieb? — wie würkte ſie auf ihn? — wie war daher ſeine Bewegung beſchaffen? und wie die Luft, in der ſie geſchah? — u. ſ. w.
3) Wie viele mitwürkenden Urſachen waren nebſt der Haupt- oder erſten Urſache bei dem Schall? — wie viele Körper wurden in Bewegung geſetzt? — Wie verhielten ſich dieſe Körper zu einander? — Standen ſie in gleicher oder in einer Wechſel-Würkung? — Wie beſchaffen war jeder einzelne dieſer Körper? —

Durch Beantwortung der erſten Frage wird angegeben der Stoff des Schalles - ſein Innenweſen, wodurch er ſich von allen andern unterſcheidet. Man nent dies überhaupt **Klang** im allgemeinen Sinne, z. E. bei der Klokke. So ſpricht man von einem reinen und unreinen, von einem hohlen und von einem dumpfen Klange. Kann dieſer Klang nach Höhe und Tiefe geändert werden, ſo heißt er Ton, wie bei allen tonkünſtleriſchen (muſikaliſchen) Werkzeugen und der menſchlichen Stimme.

Durch Beantwortung der zweiten Frage giebt man an, ob der Schall ſtark oder ſchwach — laut oder leiſe iſt. — Die Stärke und Schwäche nämlich beruht auf die Stärke oder Schwäche des erſten Körpers; das Laute und Leiſe beruht auf die Stärke und Schnelligkeit der Luftſchwingungen, ſofern ſie noch durch nichts bedingt ſind, außer durch die Luft, worin ſie geſchehen; denn ihre Dikke und Dünne hat großen Einfluſs auf den Schall. (§. 32.)

Durch

Durch Beantwortung der dritten Frage erhält man die beſtimte Geſtalt eines beſtimten Schalles, ſo fern er bedingt iſt durch alle äußeren Urſachen.

§. 26. Benennung des Schalles.

Durch die verſchiedenen Abſtuffungen des Mehr und Minder aller dieſer einwürkenden Urſachen, und durch ihre verſchiedenartigen Verbindungen entſtehen die ſo verſchiedenen Schallarten. Unſere Sprache bezeichnet dieſe Arten ſo ziemlich. Selten unterſcheidet man hier aber genug, weil die meiſten Eindrükke dieſer Art wie die des Geſchmaks und Geruchs dunkle Empfindungen bleiben und nicht zum klaren Bewuſtſein kommen: es wäre aber der Mühe wohl werth, dieſe Empfindungen zu beſtimmen, zu ordnen und noch näher zu bezeichnen. Von den gewöhnlichſten Schallarten führe ich folgende an: Knall, Hall, Klang, Laut, Ton, Getöſe, Gepolter, Gepraſſel, Geraſſel, Geräuſch, Geheul, Geſchwirr, Geklirr, Gekreiſch, Geziſch, Geſchrei, Geſauſe. Eben ſo verſchieden ſind auch die Eigenſchaften z. B. dumpf, hohl, ſchneidend, knirſchend u. ſ. w. Alle Wörter die einen Schall oder Eigenſchaften deſſelben bezeichnen ſind gewöhnlich Nachahmungen der Sache ſelbſt.

§. 27. Menſchliche Schallkraft.

Der Menſch kann auf verſchiedene Art und durch Regung verſchiedener Glieder einen Schall hervorbringen. Vorzüglich aber ſind dazu fähig und geſchikt die Sprachwerkzeuge. Unter allen dieſen Schallarten zeichnet ſich eine ganz vorzüglich aus, weil ſie die Mutter des Geſangs und der Sprache iſt; ſie heißt die Stimme.

§. 28. Was die Stimme iſt.

Die Stimme iſt weder an und für ſich ſelbſt ein Ton noch ein Laut, weder Geſang noch Sprache, aber die Quelle von beiden. Die Stimme iſt nach Haller der klingende Weg oder Lauf, den die Luft durch die Luftröhrenſpalte (Stimmritze) nimt. Ihr Sitz iſt alſo in der Luftröhrenſpalte oder in der Stimmritze. Ohne ſie giebt es keine Stimme. Das erſte Triebrad bei der Stimme iſt die Lunge. Die erſte Bedingung dabei iſt, daſs ſie mit Luft angefült ſei; die zweite iſt ein Drukk der Lunge, wodurch Luft ausſtrömt in die Luftröhre. Die wichtigſte Bedingung iſt nun, damit es kein Hauch werde, daſs die Stimmritze um einen Strich, den zehnten Theil des Zolles im kleinſten Durchmeſſer offen, aber auch nicht verſchloſſen ſei, wo weder Hauch noch Stimme entſtände (§. 18.). Die Stimme entſteht daher wie das Ausathmen und Aushauchen nur bei mehr verſchloſſener Stimmritze. Die Ribben und das Zwergfell geben der Lunge einen Drukk. Die in der Lunge verſchloſſene Luft ſtrömt in die Luftröhre, von da in den Luftröhrenkopf, und preſt ſich durch die enge Stimmritze. Dieſe geräth dadurch in eine zitternde Bewegung, welche ſich ſelbſt der Luftröhre, dem Luftröhrenkopf, den Knochen des Kopfes, der Bruſt und des ganzen Körpers mittheilt. Dadurch entſteht ein Schall genant Stimme. Die Luft ſtrömt durch den Mund oder die Naſe oder beide zugleich hernach aus, und ſetzt wieder die äußere Luft in Bewegung, wodurch die Stimme ſich fortpflanzt und andern vernehmbar wird. Die Zunge iſt dabei liegend, die Zähne und Lippen von einander, damit die Luft über der Zunge freien Durchzug hat. Selbſt beim Aushauchen und beim Gähnen entſteht oft die Stimme unwillkührlich, weil die Stimmritze nur wenig geöfnet iſt.

Der eigentliche Klang der Stimme, oder das Weſen, wodurch man die verſchiedenen Menſchenſtimmen unterſcheidet, rührt her von der Beſchaffenheit der Knorpel der Fleiſchfaſern, des Schleims, der Stärke und Schwäche der verſchiedenen Theile u. ſ. w. So hat auch jedes einzelne Tonwerkzeug ſeinen eignen Klang (§. 25.)

§. 29. Ton und Laut.

Ton und Laut ſind weſentlich unterſchieden und dennoch ſo oft verwechſelt. Beide ſind Kinder der Stimme; aber verſchiedenartige Geſchwiſter. Ton heißt die Stimme, ſo fern ſie ſich verändert durch das mehr oder weniger Verſchließen der Stimmritze. Laut heißt die Stimme, ſo fern ſie ſich verändert durch das mehr oder weniger Heben der Zunge, oder durch Verengerung und Erweiterung der Zungenſtraße und der Lippen. Zungenſtraße nenne ich die Oefnung zwiſchen der Zunge und dem Gaumengewölbe. Sie fängt alſo an, wo die Zunge und der weiche Gaumen anfängt und endigt bei der Zungenſpitze und den obern Zähnen, wo ſie ſich in die Lippenöfnung verliehrt. Man könte ſie auch Stimmſtraße nennen, weil die Stimme ſtets dieſen Weg nehmen muſs. —

§. 30. Höhe und Tiefe der Stimme.

Der Ton hat Höhe und Tiefe, je nachdem die Stimmritze ſich mehr verſchließt oder öfnet, die Faſern darin ſich mehr ſpannen oder nachlaſſen (§. 18.). Da die Straff- und Schlaffmuskeln der Stimmritze (§. 18.) in Verbindung ſtehen mit den Muskeln des Luftröhrenkopfes, ſo würken auch dieſe bei der Höhe und Tiefe der Stimme. Bei der tiefen Stimme ſenkt ſich der Luftröhrenkopf, bei der hohen erhebt er ſich. Wenn die Muskeln,

keln, welche den Luftröhrenkopf herunter ziehn, in Thätigkeit ſind, ſo entkräften ſie die, welche das Zungenbein herabziehen; und ſo umgekehrt. Daher Zungenlage und auch Lage des Kehldekkels durch die Stimmritze verändert werden (§ 31.). Durch Anſtrengung können wir aber die Zungenlage unabhängig machen von dem Heben und Senken des Luftröhrenkopfes, wie dies das Sprechen beweißt (§ 31 und 48.). Je mehr ſich der Luftröhrenkopf hebt, deſto beſſer ſchließt der Kehldekkel an, wie wir dies beim Schlukken ſehn; und deſto enger iſt dann die Oefnung zwiſchen ihm und dem Luftröhrenkopfe, welche Verengung vielleicht auch mit zur Höhe des Tons beiträgt. (Hildebrandt's Phyſiologie). Der Ton kann alſo gedacht werden als ein ſpitz zu laufender Kegel. Gewöhnlich iſt dieſer gedachte Kegel ſo lang, daſs er in 12 Theile kann eingetheilt werden, oder Jeder kann gewöhnlich 12 Töne hervorbringen oder 1½ Achtſtelle (Octave). Ich ſage gewöhnlich, denn es giebt Menſchen, die nur 2 Töne hervorbringen können. Die Eintheilung des Tons in Achtſtellen (Octaven) iſt willkührlich; man könte eben ſo gut nach Neun-, Zehn- u. ſ. w. Stellen theilen, wie man im Rechnen ſtatt des Zehnergeſetzes auch das Zweier- Dreier- Vierer- Geſetz u. ſ. w. annehmen könte. Der Ton eines Werkzeuges kann alſo verſchieden getheilt werden. Tonkünſtler nehmen an, daſs man den Einen Ton noch in 100 vernehmliche Stuffen eintheilen könte. Daraus folgte, daſs ſich die Stimmhäutchen in 1200 verſchiedene Spannungen und Lagen begeben könten. Ich zweifle an dieſer ſo weit getriebenen Theilung des Tons, aber denkbar iſt dieſe Eintheilung bis ins Unendliche. Es fragt ſich, können wir uns den Laut auch als einen ſpitzen ins Unendliche theilbaren Kegel denken, oder gibt es eine Steigerung

rung in den Lauten? Die Frage iſt verſchieden beantwortet. Wir beantworten ſie mit Ja. Das Nähere darüber wird ſich im 6ten Abſchnitt ergeben. So viel können wir auch ſchon hier einſehen, daſs da eine würkliche Verſchiedenheit der Laute iſt, auch eine Verſchiedenheit in der Lage derjenigen Sprachwerkzeuge ſtatt finden muſs, die den Laut erzeugen.

§. 31. Laut= und Tonverwandſchaft.

An und für ſich ſind alſo Ton und Laut ganz verſchieden, und man kann den tiefſten Ton gebrauchen bei dem höchſten Laut, und umgekehrt bei dem tiefſten Laut den höchſten Ton. Weil aber bei dem tiefen Ton der Luftſtrom gröſser iſt als bei dem hohen, ſo ſtimt doch mehr mit dem tiefen Ton der tiefe Laut, und mit dem hohen Ton der hohe Laut; denn bei dem tiefen Laut iſt die Zungenſtraſse gröſser (§ 48.), und der tiefere Ton findet eher einen bequemern Durchgang mit ſeiner Luftmenge. Iſt der Ton hoch und der Laut tief, ſo verliehrt ſich gleichſam wieder der ſchmale und dünne Luftſtrom in der breiten und weiten Zungenſtraſse. Auſserdem gibt es noch eine körperliche Verbindung des Tons und des Lauts. Der Laut wird vorzüglich durch die Zunge beſtimt (§. 48.). Die Zunge ſteht durch das Zungenbein in Verbindung mit dem Luftröhrenkopf (§. 30.) Senkt ſich der Luftröhrenkopf, was beim tiefen Ton der Fall iſt, ſo erhebt ſich gern hinten die Zunge, wie bei der Lage des o und u (§. 48 und 52.) — Daher wird ein guter Tonſetzer ſtets die wichtigſten Laute in einem Stükk wohl beachten. Darauf beruht auch die Erfahrung, daſs wir gewöhnlich die höhern Laute mit höherm Tone, die tiefern mit tieferem Tone ausſprechen, und daſs die Taubſtummen einen beſtimten Laut in Vergleichung mit

einem ſchon bekanten an der äußern Kehle wahrnehmen, obgleich eigentlich die Kehle nichts mit dem Laut zu thun hat, ſondern nur bei dem hohen Tone ſich hebt und bei dem tiefen ſenkt. — Der Menſch kann verſchiedene Töne zum Sprechen wählen, oder immer in demſelben Tone (eintönig) fortſprechen. Gewöhnlich wählt der Menſch den Ton zum Sprechen, der der Mittelton von den Tönen iſt, die er herausbringen kann.

§. 32. Verſchiedene Eigenſchaften der Stimme.

Die Stimme, ſie mag Laut oder Ton ſein, hat folgende Eigenſchaften:

1) Höhe und Tiefe. Hiervon iſt §. 30. das Röthige geſagt.

2) Gröbe und Feine oder Grobheit und Feinheit. Außer dem, was §. 18. davon geſagt iſt, noch Folgendes: Dodart irte ſehr, wenn er das Grobe und Feine der Stimme in dem mehr oder weniger Verſchließen der Stimmritze ſuchte und ſomit Höhe und Tiefe verwechſelte. Ferrein und Runge entdekten es, daſs die grobe und feine Stimme vorzüglich von der Stärke und Schwäche der Bänder und Faſern herrühre, welche in den Stimmhäutchen ſind.

3) Das Laute und Leiſe oder die Stärke und Schwäche der Stimme (§. 25.) hängt vorzüglich ab von der Menge der ausſtrömenden Luft. Dieſes erfährt man ſogleich, wenn man denſelben Satz laut und leiſe ausſpricht, oder ſingt. Man wird bei der leiſen Stimme merken, daſs der Athem viel länger reicht als bei der lauten. Die Stimme kann ſo leiſe werden, daſs ſie gar keine Stimme mehr iſt, ſondern ein liſpelndes Mundgeſäuſel, ohne Höhe und ohne Tiefe. Man kann alle Stimmlaute (§. 33.) ganz leiſe ausſprechen; dann

dann ſind ſie aber eigentlich keine Stimmlaute mehr, denn ſie enthalten keine Töne, die Stimmritze ſchweigt, und ein Geſäuſel wird hervorgebracht durch die im Munde vorhandene Luft. Taubſtumme verſtehen ſich, weil ſie nichts hören, bei ſolcher leiſen, lautloſen Lispelſprache eben ſo gut; und auch wir gebrauchen ja dieſe Sprache oft bei Heimlichkeiten. In ihrem Weſen iſt ſie dieſelbe, wie die gewöhnliche. Zur lauten und leiſen, oder zur ſtarken und ſchwachen Stimme trägt Folgendes bei: 1) die eigentliche Luftmenge, 2) die Stärke des Hervorſtoßens, 3) die Ausdehnbarkeit der Lunge, (deshalb iſt nach dem Eſſen ſchlecht ſprechen) 4) die Weite der Luftröhre, 5) die Menge und Beſchaffenheit der Körper, an denen ſich die Stimme bricht, z. B. die Mundhöhle, die Lippenöfnung, der Gaumen, die Beſchaffenheit der äußern Luft u. ſ. w. Der Gaumen iſt bei Frauen nicht ſo hoch als bei Männern; das iſt ein Grund mit, warum die Weiberſtimme gewöhnlich leiſer iſt. Einige unterſcheiden das Laute und Leiſe von dem Starken und Schwachen (§. 25.), und laſſen dann Letzteres von der Stärke des Ausſtoßens abhängen. Noch andere ſagen: Die Stärke und Schwäche des Schalles wird beſtimt durch die Maſſe des Körpers und durch den Umfang ſeiner Schwingungen; das Laute und Leiſe aber durch die Geſtalt des ſchallenden Körpers und alſo durch die Form der Schwingungen. Beides iſt gewöhnlich vereint und daher iſt die Trennung und Beſtimmung ſo ſchwer. Männer, erwachſene, ſtarke, heftige Menſchen haben eine ſtarke Stimme; Weiber, Kinder, ſchwache, ſanftmüthige Menſchen, eine ſchwache. — Die Beſchaffenheit der Luft trägt viel bei zum Sprechen,

theils

theils wegen des Einathmens und ihres verſchiedenen Gehalts an Kohlenſäure, theils wegen der Fortpflanzung des Schall's.

4) Die Länge und Kürze der Dauer der einzelnen Töne und Laute hängt ab von der Zeit der Luftſtrömung.

5) Die Langſamkeit und Schnelligkeit der Aufeinanderfolge einzelner Töne und Laute hängt ab von der Zeit des Aufhörens des Luftſtroms, von der Luftſtrompauſe.

Alle dieſe Beſtimmungen gehören nicht zur Stimme, wenn man ſie rein in ihrem Weſen auffaſt.

§. 33. Das Sprechen.

So wie der Laut eine Tochter der Stimme iſt, ſo iſt die Sprache eine Tochter des Lauts. Soll die Stimme ein Laut werden, ſo muſs ſie ſich verändern durch die Zungenlage. Dieſe verſchiedenen Veränderungen heißen Stimmlaute (*Vocales*), weil die Stimme laut wird. Mit Stimmlauten fing die Sprache an (§. 5.). So lange ſie nicht weiter ging, war ſie ein bloßes Lauten, wie wir es bei den Thieren finden, wo wir es mit Aechzen, Stöhnen, Jauchzen, Schreien rc. bezeichnen. Solte der Laut in Sprache übergehen, ſo muſte noch eine andere Vermählung mit ihm vorgehen. Dies geſchah dadurch, daſs der Mund ſich bei den Lauten verſchieden geſtaltete, oder daſs eine andere ſtimmloſe Luft ſich einfand. Dieſe Urſachen würkten auf den Laut, gaben ihm eine Form, und lauteten ſo gleichſam mit ihm, deshalb ſie Mitlaute (*Consonantes*) heißen.

§. 34. Stimmlaute und Mitlaute.

Stimmlaute und Mitlaute ſind daher dem Weſen nach ganz unterſchieden. Erſtere haben ihren

Grund

Grund in der Stimme (*Vox*) und ſind nie ohne einen Ton; leztere ſind ſtets tonlos, denn bei ihnen muſs die Stimmrize ſo weit offen ſein, daſs kein Ton entſteht; und haben ihren Grund in den übrigen Sprachwerkzeugen, aber durchaus nicht in der Stimmrize. Stimmlaute ſind an und für ſich etwas Lebendiges; die Mitlaute bekommen nur ihr Leben durch die Stimmlaute. Eine Sprache ohne Stimmlaute iſt todt; denn der Stimmlaut iſt das Leben der Sprache. Taubſtumme bedienen ſich ſolcher lautloſen Sprache; auch andere, wenn ſie ganz leiſe ſprechen (§. 32.). Eine Sprache ohne Mitlaute iſt eine Sprache im erſten Entſtehen (§. 33.). Der Mitlaut ſpricht vorzüglich das Geſicht, ſo wie der Stimmlaut das Ohr an. Taubſtumme ſehen daher ſtets nach dem Munde. Der Stimmlaut iſt zwar auch ſichtbar an den Lippen, aber man kann auch mit derſelben Lippenlage zwei verſchiedene Laute hervorbringen (§. 49.). Die Luft, die mit dem Mitlaut oft ſich verbindet, iſt nie ein Ton, ſondern entweder aus dem Munde oder ein Hauch aus der Kehle. Der Mitlaut kann eine doppelte Stelle haben. Entweder ſchließt er ſich vorn oder hinten an den Stimmlaut. Ganz mit ihm vereinigen, ſo daſs er in demſelben Augenblikk erſchiene, das iſt ihm unmöglich; denn beide heben ſich wechſelſeitig auf. Reihet ſich der Mitlaut vorn an den Stimmlaut, ſo daſs er die reine Grundgeſtaltung deſſelben beſtimt und verändert, und alſo gleichſam ein Beſtimmer deſſelben wird, ſo nennen wir ihn **Vorlaut**. Reihet ſich der Mitlaut hinten an den Laut, ſo daſs die Lage des Stimmlauts durch die Lage des Mitlauts verdrängt wird, ſo nennen wir ihn **Nachlaut** oder **Hemmlaut**, denn er hemt den Strom des Stimmlauts, — bringt ihn zum Aufhören. — Vorlaute und

Nach=

Nachlaute ſind alſo im Weſen Eins, und nur durch ihre Stellungen unterſchieden.

§. 35. Künſtlichkeit des Sprechens.

In dem Sprechen beſteht ein großer Vorzug des Menſchen vor den Thieren. Kein Thier kann ſprechen. Ob die Mundwerkzeuge einiger Thiere nicht zum Sprechen eingerichtet ſind, d. h. ob ſie nicht deſſen fähig wären, darüber will ich nicht entſcheiden; glauben möchte ich es wohl; denn es gibt Thiere, die in ihrem Geſange oder Geſchrei oder wie man es nennen will, ſehr viele Mannigfaltigkeit beſitzen und auch Laute hören laſſen die mit andern lauten (Mitlaute). Zum Sprechen wird aber kein Thier gelangen, da es nicht zur Sprache komt, zu dieſer komt es nicht, weil Sprache Aeußerung des Denkens iſt (§. 1.), welches ihm fehlt. Ein Sprachwerk wird man daher nie erfinden; an einem Sprechwerk haben ſchon Mehrere, mit vorzüglichen Erfolg aber Kratzenſtein in Petersburg und Kempelen in Wien gearbeitet. Ein vollſtändiges leicht zu ſpielendes Sprechwerk brachten aber auch ſie nicht zu Stande. Neulich hat der durch ſeine Geiſtererſcheinungen und Luftfahrten bekante Robertſon auch einen ſolchen Verſuch gemacht. Er brachte es nur bis zum Napoleon.

§. 36. Der Geſang.

Der Geſang iſt die Tochter des Tons, aber nicht der Ton ſelbſt. Man kann den Ton verſchieden erhöhen und vertiefen in verſchiedener Zeitdauer, oder man kann mit der Stimme ganze Weiſen tönen wie auf jedem Tonwerk, indem man kleinere und größere Stükke ſpielt. Dieſes Vermögen zu tönen iſt auch den Thieren

ren eigen, und wir bezeichnen es fälſchlich mit dem Namen Geſang wie bei der Nachtigall. Ganz richtig nennen wir es beim Menſchen Grölen. — Das pfeifende Singen (Fiſtuliren) entſteht dadurch, daſs die Stimmritze ſich nach hinten zu in einen Punkt ſtatt ſonſt gewöhnlich mehr in einen Strich öfnet. Dies erfordert eine groſse Beweglichkeit in der Stimmritze, eine groſse Anſtrengung der Lunge, und auch gewöhnlich eine kleine Verſchränkung des Mundes. — Der Geſang iſt eine Ton- und Lautkunſt und daher eigentlich nur dem Menſchen eigen. Durch Vermählung des Tons und des Lauts auf die künſtlichſte Weiſe wird dieſe Sprache der Liebe und der Fröhlichkeit erſt hervorgebracht. So wie urſprünglich die Sprache erſt ein Lauten war, und aus dieſem ſich entwikkelte, ſo war der Geſang urſprünglich ein Tönen. Laut und Ton iſt alſo gleichſam Mitgift der Schöpfung; durch Kunſt wurden ſie allmälig vervielfältigt, und durch andere Verbindungen endlich zu der Sprech- und Singekunſt gevollkomnet, die, wenn ſie der wahre Aus- und Abdrukk des Innern ſind, Sprache und Geſang heiſsen. Der Geſang iſt eine der edelſten Blüten der Menſchheit, die auf der unterſten Bildungsſtufe ſchon ſich zu entwikkeln ſtrebt. Völker, die mit Selbſtſtändigkeit und Freiheit Liebe und Fröhlichkeit verlieren, von dieſen fallen auch dieſe edelſten Blüten wurmſtichig ab, und nur in Treibhäuſern erhält man ſie durch Kunſt. Die Sprache iſt eine Frucht dagegen gediegener und kerniger. Ihre Werkzeuge ſind ſtärker, und ihre Würkſamkeit erſchöpft ſich nicht ſo leicht. Die Stimmhäutchen aber und ihre Sehnen und Faſern ſind ſehr fein, — lange Anſtrengung können ſie nicht ertragen, daher Keiner lange ſingen kann.

§. 37. Fehler bei der Stimme.

Die Stimme iſt das edelſte Geſchenk der Schöpfung. Ohne ſie wäre die Mittheilung nur eine todte, die Darſtellung unſers Innern eine kalte. Wohl iſt ſie deshalb vom Schöpfer verwahrt, aber dennoch leidet ſie bisweilen, wird ſchlecht und unbrauchbar. Folgendes auch hiervon: Es gibt Menſchen, die nicht allein zu gewiſſen Zeiten eine falſche Stimme haben, oder keinen reinen Ton herausbringen können, ſondern immer. Zwei Gründe können dabei ſtatt finden: 1) Das Gehör iſt fehlerhaft, ſo daſs es keinen Ton richtig unterſcheidet. Dies kann theils in dem Bau deſſelben liegen, theils in der vernachläßigten Bildung. 2) Können die Sehnen und Faſern der Stimmhäutchen nicht im gehörigen Verhältniſs ſtehen. (§. 18.) Dies kann theils angeboren, theils dadurch bewürkt ſein, daſs der Geſang nicht früh ausgebildet wurde, wo denn die Lage der Stimmhäutchen, in welcher der Menſch gewöhnlich ſpricht, ihm zur Gewohnheit geworden, die Sehnen ſich ſchon darnach gebildet, und die Stimmhäutchen nicht beweglich genug ſind, ſo daſs der Sänger ſtets zum Sprechton zurük will. So entſteht das Herunterziehen, worüber Geſanglehrer oft ſo große Klagen führen müſſen. Ueber das Heraufziehen hört man ſeltner klagen; denn an die Lagen der tiefen Töne iſt der Menſch dadurch gewöhnt, daß er ja oft vom Sprechen zum Athmen übergeht, und umgekehrt; und in dieſem Raum ja die tiefen Töne liegen.

Durch Krankheiten, vorzüglich durch die Luſtſeuche, können die Stimmhäutchen zerſtört, zerfreſſen oder beſchädigt ſein. Dann fehlt der Ton gänzlich, und die Sprache iſt ein leiſes, lautloſes Gefliſter.

Durch

Durch Kröpfe, Halsweh, Geſchwulſt, Verſchleimungen und Huſten tritt ein heiſeres Sprechen ein, das ſich bald dem lauten, bald dem leiſen nähert. Die Bewegung der Stimmhäutchen wird dann, wenn auch nicht immer ganz gehemt, doch erſchwert.

Iſt Eine Straße der Naſenhöhlung verſtopft oder die ganze Höle verſchleimt, oder ſind Beulen am Gaumen oder auf der Zunge, oder die Lippen beſchädigt; ſo wird die Stimme ebenfals ſchlecht, weil gleichſam Verhakke ſind auf ihren Wegen, ſo daß ſie nicht frei durchkommen kann.

Wenn der Gaumenſegel mangelt oder beſchädigt iſt; ſo kann er die Naſenhöhle nicht verſchließen, und die Stimme wird ſchlecht, weil ſie immer mit durch die Naſe geht und daher naſig wird. Man nent es durch die Naſe ſprechen. Nur m und n verliehren nichts dabei, (§. 65) weil ſie ihren Ausgang aus der Naſe haben. Es gibt noch ein anderes durch die Naſe ſprechen, welches wir eigentlich durch den Mund ſprechen nennen ſolten, denn es entſteht bei verſtopfter Naſe. Dies kann geſchehen durch ein zu großes oder gedoppeltes Zäpfchen, oder durch Verſchleimung der Naſenhöhle. Hierbei verliehrt m und n am meiſten (§. 65.).

Wenn einige Zähne fehlen, oder ſie zu weit von einander oder zu dicht zuſammen ſind, ſo wird der Wohlklang der Stimme ebenfals verändert. Vorzüglich leiden darunter ſch, ſ. ß, z, f, w. (§. 63 und 64).

Wenn am Luftröhrenkopf oder Kehldekkel Krankheiten vorgehen, ſo wird die Stimme ebenfals klein, undeutlich und heiſer.

Sind die Bänder der Stimmhäutchen durch Krankheit erſchlaft, ſo wird die Stimme tief und grob; ſind ſie aber durch Entzündung geſpant, hoch und fein.

Sind die Bånder mit Fett umgeben, ſo muſs die Stimme ebenfals grob werden.

Eine ganz fehlende oder beſchådigte oder nicht genug bewegliche oder zu dikke Zunge bewůrkt eine fehlerhafte Ausſprache. Eine zu lange und zu kurze Zunge ſchadet ebenfals. Von der letzteren leitet man das Stammeln her. Es iſt oft aber auch die Dikke und Unbeweglichkeit der Zunge oder ůble Gewohnheit daran Schuld. Sehr wůrkſam auf die Stimme ſind Krampf und Schwåche; vorzůglich auch Schrekk, der oft die Stimme auf eine Zeit, bisweilen auf immer hemt. Auch bei Thieren ſoll Schrekk dieſe Wůrkung haben; ein Beiſpiel von einem Kanarienvogel iſt mir bekant.

5ter Abſchnitt.

Mundſchalle, die nicht zur Sprache gehören.

---

§. 38. Athmen, Hauchen, Weinen, Lachen.

Das Einathmen und Ausathmen (§. 16.) gehört nicht zur Sprache, und iſt auch lautlos, außer bei heftigen Gemůthserſchůtterungen, wo oft ſich die Stimmritze ſo weit verſchließt, daſs ein Laut entſteht. Dies kann beim Aus- und Einathmen ſtatt finden. Gewöhnlich ſtrömt beim Aus- und Einathmen die Luft durch Naſe und Mund zugleich, und iſt deſto weniger hörbar, je weiter ſie offen ſind. Iſt aber eine von dieſen Oefnungen verſchloſſen, ſo wird die Luft ſchon mehr zuſammengepreſt, und iſt mehr hörbar, oder nähert ſich ſchon dem Hauche; denn der Hauch iſt weiter nichts, als das Ausathmen der zuſam-

men-

mengepreſten Luft. Die Luft kann zuſammengepreſt werden theils dadurch, daſs die Lunge gewaltſam, ſchnell und viel Luft ausſtrömt, theils durch die beengten Straßen durch welche ſie zieht. Es gibt darnach Naſen- und Mundhauche. Erſterer unterſcheidet ſich von dem letztern durch ſein ziſchendes Weſen, entſtanden durch die zwei engen Naſenſtraßen. Letzterer hat ein hohles Weſen, weil der Gaumen und die Lippen gewölbt ſind. Den Naſenhauch gebraucht die deutſche Sprache nur bei m und n (§. 65.) Die franzöſiſche Sprache liebt dieſen Hauch, und iſt daher ſehr näſelig. Der Mundhauch wird oft gebraucht bei den Mitlauten. (§. 62. u. 67.) Das Keuchen (*anhelitus*) iſt ein öfteres und kürzeres Athmen, entſtanden vom ſchnellen Laufe des Blutes. Man kann auch beim Einathmen hauchen (einhauchen.) Beim Weinen, entſtanden durch lebhafte Traurigkeit, wird das Ausathmen durch heftige krampfhafte Einathmungen; und beim Lachen, dem Ausdrukk muthwilliger Freude, das Einathmen, durch ſchnell auf einander folgendes Ausathmen unterbrochen. Das Ausathmen iſt beim letzteren ſtoßweiſe, und gewöhnlich mit einem Schall verbunden, weil die Stimmritze ſich dabei willkührlich zuſammenzieht. Beim Weinen im Gegentheil iſt das Ausathmen oft mit krampfhaften Zuſammenziehungen verbunden, die ſich auch auf die Stimmritze erſtrekken, und dadurch hörbar werden. So entſteht das Schluchzen.

§. 39. Das Schnarchen, Aechzen und Röcheln im Schlaf.

Das Schnarchen gehört gar nicht zur Sprache, inſofern es im Schlafe geſchieht. Von dem Schnarchen

bei

bei einigen Mitlauten unten (§. 66.) Im Schlaf geſchieht es

1) Wenn der Schlafende bei geſchloſſenem Munde die Luft durch die Naſe zieht, und der Gaumenſegel die Naſenöfnung nicht ganz geöfnet hat. Der Gaumenſegel komt dadurch bei der durchziehenden Luft in eine zitternde Bewegung.

2) Wenn die Luft bei verſchloſſener Naſe durch den ofnen Mund zieht, und die Zunge hinten hoch liegt, ſo daſs zwiſchen ihr und dem weichen Gaumen nur eine geringe Oefnung iſt. Die durchziehende Luft bringt dann den weichen Gaumen zum Zittern.

3) Wenn beides mit einander verbunden iſt.

Das Aechzen, Seufzen oder Klagen im Schlaf und beim Wachen iſt ein Stimmtönen bei dem Athmen. Die Stimmritze iſt alſo nicht offen genug, ihre Häutchen gerathen ins Zittern. Die Urſache davon iſt eine Angſt, dadurch entſtanden, daſs ſich das Blut zu ſehr in der Lunge und im Herzen gehäuft. Durch tieferes langſameres Einathmen ſuchen wir dieſe Angſt zu vertreiben, und den Fortgang des Bluts zu befördern. So entſteht das Seufzen (*suspirium*); welches man gewöhnlich Aechzen (*gemitus*) nent, wenn mit dieſem Einathmen ein ſtarkes Ausathmen bei verengter Stimmritze verbunden iſt.

Das Schnauben oder Röcheln im Schlaf entſteht, wenn die Luft entweder durch den Mund oder durch die Naſe geht, und der Gaumenſegel die Mund- oder Naſenöfnung etwas verengert, doch nicht ſo viel daſs er durch die Luft zum Zittern gebracht wird, ſondern daſs die Luft bloß mit Geräuſch durchdringt.

§. 40.

§. 40. Räuſpern, Huſten, Nieſen, Schnäuzen, Gähnen, Schlukken.

Das Räuſpern hat mit dem Schnarchen viel Aehnliches, nur daſs es beim Wachen geſchieht, vorſätzlich und mit mehr Gewalt. Es gibt 3 verſchiedene Arten des Räuſperns.

1) Bei geſchloſſener Naſe hebt ſich der hintere Theil der Zunge ſo hoch, daſs er den weichen Gaumen etwas berührt, die Luft wird mit Gewalt hineingeſtoßen und bringt den weichen Gaumen zum Zittern. Aller Unrath der an den Sprachwerkzeugen liegt wird dadurch entfernt. Daher räuſpert ſich Mancher, wenn er ſprechen will oder eine Pauſe macht.

2) Bei geſchloſſenem Munde kann man die Luft gewaltſam durch die Naſe einziehen, und dadurch die Unreinigkeit bis zum Schlunde bringen, wo ſie die Zunge auswirft; oder auch die Luft ausſtoßen, wo die Unreinigkeit aus der Naſe fährt.

3) Iſt Luftröhrenkopf oder Kehldekkel verſchleimt, und wollen ſie ſich von dieſem Schleim befreien, ſo fält der Kehldekkel zu, der Luftſtrom dringt mit Gewalt aus der Lunge, der zugemachte Kehldekkel widerſetzt ſich. Dadurch wird der Schleim herausgeführt. Hierbei entſteht zugleich ein Schall.

Zwiſchen dieſem letzten Räuſpern und dem eigentlichen Huſten liegt der Unterſchied nur in der ſehr plötzlichen Oefnung des Kehldekkels beim Huſten. Bei ihm muſs auch die Luftröhre durch irgend etwas gereizt ſein. Man athmet tief ein und ſchnell aus, ſo daſs dabei Stimmritze und Luftröhre krampfhaft zuſammengezogen werden.

Wenn

Wenn man nieſen will, ſo ſchöpft man eine groſſe Menge Luft ein, ſchließt dann die beiden Luftöfnungen (Naſe und Mund,) drükt die in der Lunge enthaltene Luft zuſammen, und öfnet nun plötzlich Mund- oder Naſenöfnung oder beide zugleich.

Beim Schnäuzen drükt man die Naſenflügel mit den Fingern zuſammen um ſie zu verſchließen. Kinder verſchließen die Naſe oft beim Schnäuzen mit der Oberlippe. Bei unten verſchloſner Naſe ſchöpft man mit dem Munde viel Luft ein, ſchließt die Zunge feſt an den weichen Gaumen an, und drükt die Luft mit Gewalt in die Naſe. Drauf läſt man die Naſenläpchen auseinander, welche dadurch in eine zitternde Bewegung gerathen, wodurch das Getöſe entſteht. Das Gähnen (*oscitatio*) beſteht in einem tiefen lange fortgeſetzten Einathmen und langſam folgenden Ausathmen. Beim Einathmen ſpert ſich der Mund auf, und es tritt ſo viel Luft ein, daſs ſogar der Mund voll wird. Bei dem Ausathmen entſteht oft ein hörbarer Schall, wenn die Stimmritze nicht weit genug offen iſt; der durch die groſe Luftmaſſe ſein eigenthümliches Weſen bekömt. — Das Schlukken, (Schnukk, *singultus*) entſteht durch Reiz des Zwergfels, das Lunge und Luftröhre, bei ſchnellem Einathmen, krampfhaft in die Höhe treibt, ſo daſs die Luft in die Luftröhre hineinplatzt, wobei ein Schall entſteht. Einige Menſchen ſind im Stande zu jeder Zeit auf dieſe Weiſe, nämlich durch Einziehen der Luft bei in die Höhe getriebner Luftröhre, einen Schall zu machen, der alſo nach Innen geht, und ein verkehrter Ton iſt. Dies iſt der Uebergang zum Bauchreden, einem umgekehrten Reden, oder einem Reden mit Einathmen, was allerdings ſehr anſtrengt.

§. 41. Schalle, erzeugt durch die Zunge.

Das Schnalzen geſchieht dadurch, daſs man die breit an den Gaumen gelegte Zunge durch das Athmen plötzlich losreißt.

Das Ausſpeien oder Spukken wird dadurch bewürkt, daſs ſich der Speichel auf der Zungenſpitze ſammelt; die vorn ſich gegen die Zähne ſenkt. Die innere Luft wird nun angeſpant, die Zunge reißt ſich mit ihrem mitleren Theile gleich vorn vom Gaumen ab, und der Speichel wird durch die Luft fortgeriſſen.

Das Pfeifen entſteht auf folgende Weiſe: Die Lippen machen eine ſehr kleine Oefnung; die Zunge legt ſich mit dem mitlern Theil an den Gaumen, und läſt dort eine kleine Rinne. Zwiſchen dieſen beiden kleinen Oefnungen entſteht ein Luftraum, der durch das Durchziehen der Luft beim Aus- und Einathmen in eine zitternde Bewegung geräth. Soll der Pfeifton tiefer werden, ſo zieht ſich die Zunge immer mehr und mehr zurük, wodurch der Luftraum vergrößert wird.

§. 42. Schalle, erzeugt durch die Zähne und Lippen.

Das Zähneklappern entſteht dadurch, daſs die untere Kinnlade geſchwind hinter einander ſich auf- und ab-bewegt; wobei die Zähne auf einander ſchlagen. Das Zähneknirſchen hingegen entſteht dadurch, daſs ſich die Zähne auf einander reiben. — Erſteres wird vorzüglich durch Froſt, letzteres durch Zorn bewürkt.

Es gibt verſchiedene Schallarten, die durch die Lippen erzeugt werden. Ihre Entſtehungsart iſt zu unwichtig für unſern Zweck. Nur noch das Küſſen ſei hier beachtet, da es oft ſo theuer und werth iſt. Das leiſe Küſſen und den ekelhaften Schmaz übergehen wir,

weil ſie theils denſelben Urſprung haben, theils keinen Schall geben. Der freundſchaftliche liebevolle Herzenskuſs iſt ein Herzenserguſs. Die Lippen ziehen ſich dabei in eine ſchöne runde Geſtalt, und drükken ſich auf den zu küſſenden Gegenſtand. Dadurch werden die Ränder der runden Oefnung, die ſich in ihnen befindet, zuſammengedrükt, ſo daſs keine Oefnung bleibt. In dieſer Lage verweilt man eine kurze Zeit, und zieht den Athmen an. Fährt man nun aus dieſer Stellung zurük, ſo fahren die angeſpanten Lippen von dem Gegenſtande fort und auseinander, und die Luft fährt in den Mund hinein, wodurch der Schall entſteht. —

Ueber dieſe 4 letzten Abſchnitte vergleiche man Kempelen und Haller. (Phyſiologie 3ter Theil.)

§. 43. Vorbemerkung zum Folgenden.

Wenn wir im Folgenden über die Laute der deutſchen Sprache urtheilen und aburtheilen, ſo richten wir uns nie nach den Zeichen dieſer Laute nach den Buchſtaben, nie nach der Ausſprache dieſer oder jener deutſchen Landſchaft, ſondern nach der reinen Ausſprache der wahrhaft Gebildeten, die in allen Landſchaften vertheilt ſind, nach dem Urtheil derjenigen die hierin ein Urtheil haben, und endlich und ganz vorzüglich nach dem Weſen der Sache ſelbſt und nach ihren Erſcheinungen gerade in dieſer Zeit; denn daſs es anders mit den Lauten geweſen wie jetzt, davon kommen Beweiſe in Hülle und Fülle vor; daſs es künftig hierin anders ſein wird, kann auch beſtimt Keiner leugnen; da auch hier wie in Allem, die Sache ſelbſt immer mehr nach Vollkommenheit ſtrebt.

6ter

6ter Abſchnitt.

Stimmlaute.

---

§. 44. Verſchiedene Eintheilungen des Lautkegels.

Die Stimme (*Vox*) iſt in gewiſſer Rükſicht mit einem Kegel zu vergleichen; und die Stimmlaute (*Vocales*) mit verſchiedenen gleichlaufenden Kegelabſchnitten. Es gibt keine nothwendigen Abſchnitte in dieſem Kegel, ſondern nur beliebige. Der Wiſſenſchafter kann ſich von Vorne herein eine gleichmäßige Eintheilung dieſes Kegels denken, vielleicht auch auf den Gedanken kommen, ſie zu verwürklichen, und ſo eine allgemeine Lautkunſt als Grundlage zu einer allgemeinen Sprechkunſt (denn Sprachkunſt wird dies noch nicht ſein) aufzuſtellen; — wir aber ziehen uns von ihm zurük. Der werkliche und würkliche Sprachforſcher findet ein Gegebenes — eine Sprache vor. Jede Sprache hat den Lautkegel anders eingetheilt; und ſo viele verſchiedene Sprachen, ſo viele Lauteintheilungen: Schon in der verſchiedenen Eintheilung des Lautkegels zeigt ſich das Abweichende des Volks; und öfters auch der Völkerſchaften. Ja die deutſchen Völkerſchaften unterſcheiden ſich in ihren Mundarten vorzüglich an der Eintheilung dieſes Lautkegels, und es iſt angenehm zu beobachten wie ſich hierdurch ein gewiſſes landsmannſchaftliches Sittengepräge darſtelt. So liebt der Baier ſeinen Vollaut, der Meißner ſein fein ſchneidendes ei; der Norddeutſche ſein niedliches i und ſein bewegliches e. Boden, Himmelsſtrich und der verſchiedene Bildungsgang erzeugten dies und beförderten es. Da die Mundarten

aber

aber nur die Wildſtämme der Sprache ſind, ſo kann durch ſolche Verſchiedenheit nicht das Volk als verſchieden betrachtet werden, zumal wenn es, wie bei dem deutſchen Volke der Fall iſt, noch eine edle Hauptſprache hat, als den Kern und die Frucht der Mundarten. Die Griechen hatten noch abweichendere Mundarten, keine ſo allgemein verbreitete Bücherſprache, und dennoch gab es in der Blüte des Volks nur Griechen. — Die ganz beliebige Eintheilung des Lautkegels iſt Grund und Urſache von dem Schwanken und dem Wechſeln der Laute in einer und derſelben Sprache. Die hebräiſche Sprache hatte ihre Laute bei nahe gar nicht beſtimt; und noch jezt gibt es Sprachforſcher, die das Schaaf im Griechiſchen *bibi* blöken laſſen. Einige Völker ſind deshalb ſehr lautarm, andere ſehr lautreich. In 2 verſchiedenen Sprachen gränzen oft 2 Laute nahe an einander, ſo daſs ſie beinahe Eins ſind, und es doch nicht ſind, wie das deutſche und franzöſiſche *o*; oft auch würklich ſind wie das lateiniſche und deutſche *a*. Die engliſche Sprache iſt mit deshalb ſo ſchwer auszuſprechen für den Deutſchen, zumal für den Meiſsner, weil er Laute findet, die ſein Mund nie ausgeſprochen hat.

§. 45. Das Verhältniſs dieſer Eintheilung des Lautkegels.

Wenn wir hier Unterſuchungen über die Laute, ihre Beſchaffenheit und Folge anſtellen, ſo haben wir nur die deutſche veredelte Sprache im Auge; entſagen uns der Unterſuchungen über die Mundarten und über andere Sprachen, und wollen keine allgemeine ſondern deutſche Stimmlaute aufſuchen. Einen Unterſchied der Laute haben wir noch anzugeben, den ebenfals unſere Vorſtellun-

lung eines Kegels am beſten erklärt. In den meiſten Sprachen finden wir den Lautkegel nicht gleichmäßig eingetheilt; bei einigen mag es vielleicht nach gewiſſen Verhältniſſen ſein; worüber wir nicht entſcheiden wollen; allein, wenn der Laut rein ausgeſprochen iſt, ſo iſt er immer ein richtiger Laut den Geſetzen der Sprache, wozu er gehört, genügend. Vermiſcht ſich aber mit dem Laut etwas Unreines, durch Verkrüppelung entſtanden, ſo iſt der Lautkegel nicht richtig, ſondern verkrüppelt. Dies kann ſein beim ganzen Volke oder bei einem Einzelweſen. Entſteht dieſe Unrichtigkeit durch Unreinheit der Sprachwerkzeuge oder durch eine falſche Lage derſelben, ſo iſt gleichſam der Lautkegel ſchief zerſchnitten. Sobald alſo der Lautkegel gleichlaufend mit der Fläche zerſchnitten wird, ſo iſt der Laut richtig. Den Kegel kann ich gleichlaufend mit der Grundfläche mir bis ins Unendliche zerſchnitten denken, ſo auch die Laute. Wie viele Laute das Gehör würklich unterſcheiden möchte, kann ich nicht entſcheiden, doch wenn ich den Laut mit dem Ton vergleiche und die nochhörbaren Unterſcheidungen der Töne, welche Tonkünſtler behaupten, erwäge, ſo möchten doch wohl hundert Laute bequem unterſchieden werden können. Je beſſer das Volk den Lautkegel nach Menge und richtiges Verhältniſs theilt, deſto ſchöner, kräftiger, wohlklingender wird die Sprache ſein. Deshalb finden wir bei einem ungebildeten Volke ſehr unbeſtimte und ſehr rauhe Laute, die gleichſam die Auslaufspunkte des Lautkegels ſind. — Derjenige Tonkünſtler iſt mit der gröſste, der das zuſammengeſetzteſte Tonſtükk noch in ſeinen Theilen unterſcheidet, und Einklang im Vielklang findet. So wie für den rohen Amerikaner unſre gebildete Tonkunſt nicht paſt, und er keinen Sinn dafür hat, ſo auch nicht für eine ausgebildete Sprache;

denn er faſt in der Vielheit keine Einheit. Man kann einen Wilden mit einem Hunde vergleichen, dem unſre Tonkunſt Ohrenſchmerz machen ſoll.

§. 46. Allgemeine Beſtimmung des Stimmlauts.

Luft, die aus der Stimmritze ſtrömt bei verſchloſſener Naſenſtraße iſt die Bedingung des Stimmlauts. Die Menge der Luft, die Stärke des Druks, mit der ſie ausgepreſt wird, und die Oefnung der Stimmritze beſtimmen nicht das Weſen des Stimmlauts (§. 29. u. 32.); ſondern ſind zufällige Eigenſchaften deſſelben. Der Sitz des Lautes iſt ein längliches Gewölbe mit 2 Oefnungen, genant die Zungenſtraße. Die Dekke bildet der weiche und harte Gaumen, den Boden die Zunge, den Eingang der Gaumenſegel, den Ausgang die Lippen. Der Gaumen iſt unbeweglich; alſo zur Bildung der verſchiedenen Laute gleichgültig; der Gaumenſegel verſchließt entweder Naſe oder Mund (§. 10.); bei den Stimmlauten aber immer die Naſe, bleibt alſo bei allen unverändert, und kann nichts zu ihrem verſchiedenen Weſen beitragen. Die Lippenbewegung aber iſt unabhängig von der Zungenbewegung, wie ein Verſuch es Jeden lehren kann, und daher beſtimmen Lippen und Zunge den Stimmlaut.

§. 47. Die Stimmlaute beſtimt durch die Lippen.

Man hört in der veredelten deutſchen Sprache 8 Stimmlaute; nämlich: a, å, e, i, ö, o, ů, u.

Jeder dieſer Stimmlaute hat ſeine eigene Lippenſtellung oder ſeinen eigenen Ausgang; der ſich bei genauer und mühſamer, oft wiederholter Beobachtung füglich beſtimmen läſt. Die Richtung von einem Mundwinkel zum andern nennen wir die Breite, und die von der

Naſe zum Kinn die Höhe. Nach Höhe und Breite beſtimmen wir den Lippenausgang, und können ihn ſo im Geviert (Quadrat) berechnen, obgleich er rund und länglich rund iſt, denn wir wollen ihn eigentlich nicht ausmeſſen; ſondern nur das Verhältniſs der Oefnung bei den verſchiedenen Stimmlauten beſtimmen. Darnach entwirft ſich folgendes Verhältniſs:

Höhe 1, Breite 1, Geviert 1 = u

Höhe 1, Breite 1½, Geviert 1½ = ü

Höhe 1¾, Breite 2¼, Geviert 3 15/16 = o

Höhe 1⅛, Breite 4, Geviert 4½ = ö

Höhe 1¼, Breite 10, Geviert 12¼ = i

Höhe 1¾, Breite 9, Geviert 15¾ = e

Höhe 2¼, Breite 8, Geviert 20 = ä

Höhe 3, Breite 7½, Geviert 22½ = a

§. 48. Die Stimmlaute beſtimt durch die Lage der Zunge.

Um die Lage der Zunge bei den Stimmlauten näher zu beſtimmen, Folgendes: Die Zunge kann aus der geſtrekten ziemlich waſſerrechten Richtung

1)

1) ſich zurükziehen, wo dann die vordere Spitze tief liegt, und der hintere Rükken ſich dem mitlern und weichen Gaumen nähert;

2) ſich vorwärts ſtrekken, wo dann die Spitze ſich mehr in die Höhe zieht und der hintere Rükken ſich mehr vom Gaumen entfernt.

Beim a hat die Zunge die geſtrekte Lage; und von hier aus ſind nur dieſe 2 Fälle möglich:

I. Am meiſten zurükgezogen iſt die Zunge beim u, weniger beim o.

II. Am wenigſten vorgeſtoßen iſt ſie beim å, mehr bei ö noch mehr bei e, mehr bei ů, am meiſten bei i.

Darnach ergibt ſich folgende Reihenfolge:

u, o, a, å, ö, e, ů, i

die man ſinlich am beſten durch 2 ſpitzwinkliche gleichſchenkliche übereinander gelegte Dreiekke darſtellen kann. (Siehe Zeichnung *I.*)

§. 49. Die Beſtimmung der Stimmlaute nach den Lippen, verglichen mit der nach der Zunge.

Stellen wir nach den Lippen die Stimmlaute zuſammen, ſo iſt ihre Reihe folgende:

i| |e| |å|a|ö |o|ů| u; nach der Zunge aber ſtehen ſie
i|ů|e|ö |å|a| |o| | u

Daraus ergibt ſich, daſs folgende Stimmlaute u o a å e, i eine Reihenfolge bilden, worin Zunge und Lippen übereinſtimmen, nur ů und ö paſſen nicht hinein. Wir ſind alſo durch unſere jetzige Beſtimmung des Lautes nach den einzelnen Unterſuchungen der Lippen und der Zunge noch zu keinem Endſchluſs gekommen.

Der

Der leichteſte Stimmlaut iſt das a. Dieſe Erfahrung ſteht feſt. Wir wollen das a daher annehmen zur Lautwurzel. — Sonſt nahm man nur 5 Laute an u, o, a, e, i. Auch dieſes muſs wohl ſeinen Grund haben. Die Laute å, ö, ů ſind beſtimt ſpätern Urſprungs. Sie waren früherhin zuſammengeſetzte Laute, wie auch ihre alte Schreibart ae, oe, ui beweiſet. (§ 56.) In dieſer Leiter der alten Laute, wobei Zunge und Lippen übereinſtimmen, ſteht a als die Wurzel in der Mitte. Vergleichen wir jetzt Zunge und Lippenlage, ſo ergibt ſich Folgendes:

a) Zunge geſtrekt, Lippen ſo geöfnet wie beim Hauchen mit dem bloßen Munde.
e) Zunge vorwärts geſtrekt, Lippen gebreitet.
i) Zunge mehr vorwärts geſtrekt, Lippen mehr gebreitet.
o) Zunge zurükgezogen, Lippen geſpitzt.
u) Zunge mehr zurükgezogen, Lippen mehr geſpitzt.

Der Laut a ſtrekt alſo zwei Aeſte von ſich. (Siehe Zeichnung *II.*)

u und i ſind alſo die äußerſten Spitzen der Stimmlaute. Ueber ihnen liegen keine mehr; welches wir dadurch beweiſen, daſs dieſe Stimmlaute in frühern Zeiten theilweiſe ſchon übergingen in Mitlaute. Aus dem u entſtand ein v, und aus dem i ein j; die Zeichen v und j für die Mitlaute ſind ſpätern Urſprungs, ſonſt ſchrieb man beide gleich mit den Stimmlauten u und i. (§. 63.) Jetzt zur Entſtehung des ö, und ü:

Von der Grundlage des Stimmlauts von a waren zwei Richtungen, nämlich:

1) Zunge vorwärts geſtrekt, und Lippen gebreitet = e und i.

2) Zunge zurükgezogen, und Lippen geſpizt = o und u.
Nun iſt auch möglich:
3) Zunge vorwärts geſtrekt und Lippen geſpizt;
4) Zunge zurükgezogen und Lippen gebreitet.

In der 3ten Lage entſteht ö und ü. Bei ö liegen die Lippen beinahe wie bei o, und die Zunge beinahe wie bei e; bei ü liegen die Lippen beinahe wie bei u, und die Zunge beinahe wie bei i. So entſteht alſo eine 3te Leiter von Stimmlauten. (Siehe Zeichnung *III.*)

Dieſes ſtimt auch ganz überein mit den einzelnen Unterſuchungen der Zungen- und Lippenlage. Nur weil bei ö die Zungenlage iſt wie bei e, dieſe aber ſich breit vorgelegt hat, ſo öfnen ſich die Lippen etwas mehr als bei o, und weil bei ö die Lippenlage beinahe iſt wie bei o, ſo ſtrekt ſich die Zunge nicht ganz ſo weit vor als bei e. Lippen und Zunge geben alſo etwas nach von ihrer Urlage beim o und e um ſo mehr im Einklange das ö herauszubringen. Da oe noch ein zuſammengeſezter Stimmlaut war, fand dies wohl nicht Statt. Eben ſo iſt es mit ü und ſeiner Entſtehung aus ui.

Die 4te Lage der Zunge und der Lippen, die wir aufſtelten, erzeut keine Stimmlaute, zum wenigſten nicht in unſrer Sprache.

Es bleibt uns noch übrig das ä. Dieſes war ſonſt ebenfals ein zuſammengeſezter Stimmlaut (ae) entſtanden aus dem a, und aus dem e, alſo fallend in die 1ſte Reihe zwiſchen beiden. Durch dieſen Laut, der ſo nicht ſehr angenehm klingt, wird das einſtimmige Verhältniſs der Stimmlaute unterbrochen; ſo daſs auf der dritten Reihe ein Stimmlaut mehr iſt, als auf den übrigen beiden.

Der Raum zwiſchen a und e iſt nicht gröſser als der zwiſchen a und o; deshalb iſt die 1ſte Stimmlautleiter ver-

verengt; und daher komt es auch, daſs man das å kurz ausgeſprochen von dem kurzen e nur ſchwer unterſcheiden kann. Aus eben dieſem Grunde ſpricht man das e häufig wie ein halbes å aus, als einen Mittellaut zwiſchen e und å, als in leben, geben, ſtreben. Ich bin aber dafür, daſs man allmålig dahin arbeite, auch hier ein reines e wie es in Schnee gehört wird, auszuſprechen. So wie die veredelte Sprache dieſen Mittelton hat zwiſchen a und e, ſo hat auch die niederdeutſche Mundart das ao zwiſchen a und o, und das aŏ zwiſchen a und ŏ. Das ao kurz ausgeſprochen låſt ſich aber ebenfals nicht gut von dem kurzen o; und das kurze aŏ von dem kurzen ŏ unterſcheiden. Nehmen wir dieſe beiden niederdeutſchen Stimmlaute mit in die Reihe, ſo wird ſie wieder vollſtåndig. (Siehe Zeichnung *IV.*)

Ich weiß keine deutſche Mundart die zwiſchen e und i, zwiſchen ŏ und ů, zwiſchen o und u noch Zwiſchenlaute håtte (obgleich ich mich darin irren kann) und ſo ſcheint es mir, je entfernter die Reihe der Stimmlaute von der Wurzel kömt, deſto ſpitzer låuft gleichſam der Lautſtoff aus, und deſto ſchwerer iſt es mehre Unterſchiede zu machen. — Bei den Schleſiern habe ich oft bemerkt, daſs wenn ſie ſich bemůhen das ŏ und das ů richtig und nicht wie e und i auszuſprechen, ſie auf Mittellaute kommen, nåmlich auf einen Laut zwiſchen ů und i, und auf einen andern zwiſchen ŏ und e. So wåren auch denkbar Mittellaute zwiſchen u und ů, und zwiſchen o und ŏ.

§. 50. Folgerungen aus dem Vorigen.

So glauben wir alſo die Lehre von den Stimmlauten, die wichtigſte in der ganzen Lautlehre auf beſtimte und folgerechte Grundſåtze zurůkgefůhrt zu haben. Wir gingen aus von 4 Erfahrungen, nåmlich:

1) von der ſichtbaren Stellung der Lippen,
2) von der mit den Fingern bemerkbaren Lage der Zunge,
3) von der leichten Ausſprache des a,
4) von der ehemaligen verſchiedenartigen Bezeichnung der Laute durch einfache und doppelte Zeichen;

und ſo ſind wir zu einer Lehre von den Stimmlauten gelangt, die uns die einzig richtige ſcheint, ob ſie gleich unſers Wiſſens nach vor uns Keiner aufgeſtelt hat. Die Richtigkeit dieſer Lehre müſte ſich vorzüglich dadurch beweiſen, daſs alle Stimmlaute in allen Sprachen ſich nach dieſen 4 Leitern, wovon die deutſche Sprache nur 3 gebrauchte, erklären und beſtimmen ließen. Hierzu fehlen uns die Kenntniſſe vieler Sprachen, auch fält dieſer Gegenſtand außer unſerm einmal beſtimten Geſichtskreis; und wir übergehen daher auch die Ausſprache der Stimmlaute in den Sprachen, die wir kennen, zumal da es für einen Fremden ſehr ſchwer hält über die Ausſprache zu entſcheiden. Die Lehre von *de Brosses*, von Kempelen, von Haller, von Olivier, von Krug und andern über die Stimmlaute müſſen wir alſo verwerfen. Die Gründe warum ergeben ſich aus dem Vorigen. Wir wollen nicht zeigen wie Dieſer und Jener hierin geirret hat, denn wir beſcheiden uns noch immer, ob auch wir das Urwahre gefunden haben. Nur rügen wir, daſs Olivier, der doch den Haller und den Kempelen vorfand, weit ſchlechter die Stimmlaute behandelt als dieſe. Es kann uns nicht auffallen, da er ſo viele andere Fehler macht. Vielleicht wolte er auch einmahl etwas aufſtellen, was von Jenen abweiche. Sein beliebtes kurzes e (Schwa) welches er für die Würzel der Stimmlaute hält, vollendet die Verwirrung in ſeiner Lehre. Erklärlich iſt alles. Olivier dachte ſtets an ſeine franzöſiſche Sprache, und alſo auch an das franzöſiſche e am Ende, und

über

über den franzöſiſchen Sprachleiſten wolte er die deutſche Sprache ziehen, da doch beide Sprachen unterſchieden ſind wie Tag und Nacht.

§. 51. Anderweitige Beſtimmung der Stimmlaute.

Die Stimmritze tönet bei allen Stimmlauten gleich. In der Stimmritze, weil ſie der Sitz des Tones iſt, kann man keineswegeſ die Unterſcheidung der Laute ſuchen. Wenn man, was durch ein feines Streifchen Seidenpapier leicht zu bemerken iſt, auch findet, daſs bei dem einem Laut mehr Luft auszuſtrömen ſcheint als beim andern, zum Beiſpiel beim u mehr als beim i, ſo kömt dies vorzüglich durch die Lage der Lippen, wodurch die Luft mehr oder weniger zuſammengedrükt wird, mehr oder weniger Wärme enthält; und dienet durchaus nicht zur weſentlichen Beſtimmung der Laute, obgleich der Taubſtummenlehrer dies wohl wiſſen muſs, um ſo auch durch das Gefühl dem Kinde zu helfen. — Die Naſe iſt durchaus bei den Stimmlauten geſchloſſen, denn ſo ſehr es auch Olivier behauptet, ſo leugne ich doch ſtrenge, daſs wir naſige oder genäſelte Stimmlaute haben. Mehr darüber beim n. (§. 65. und 70.) Die Zähne haben ebenfals keinen weſentlichen Antheil an den Stimmlauten. Es kann Jemand ohne Zähne dieſelben ausſprechen.

Um die Stimmlaute noch näher zu bezeichnen, kann man noch verſchiedene andere Beſtimmungen hinzu fügen, die aber keineswegeſ etwas abändern in den vorher aufgeſtelten Grundbeſtimmungen, ſondern nur Folge davon ſind, für den Taubſtummenlehrer aber öfter die größte Wichtigkeit haben. Da unſer Werk nicht für dieſen beſonders iſt, ſo wollen wir nur noch Einiges bemerken:

Das a lautet noch, wenn ſelbſt Zähne, Zunge und Lippen verlohren ſind. Der Stamm oder die Wurzel bleibt noch, wenn auch ſchon alle Zweige abgeſchnitten ſind. Der vordere Theil der Zunge, der etwas tiefer liegt als der hintere, iſt tiefrund, und die Spitze iſt nicht weit vom untern Zahnfleiſch. Das untere Kinn ſenkt ſich um 1½ Strohhalmen. Dadurch werden die Bakken etwas verlängt, und verlieren an ihrer Rundung. Die Kinnweiche ſenkt ſich um ein ganz Geringes. —

Beim å ſtrekt ſich die Zunge ſchon mehr vor, die Spitze iſt etwas hochrund und berührt ein Wenig die untern Zähne. Das Kinn iſt weniger geſenkt als bei a; die Weiche des Kinnes ſenkt ſich vorzüglich nach hinten am Luftröhrenkopf etwas. Die Bakken verlieren weniger von der Rundung als bei a.

Beim e ſchließt ſich die Zunge ſchon mehr an die untern Zähne als beim å; die Bakken ſind etwas in die Breite gezogen; die Weiche des Kinnes ſenkt ſich mehr als bei å.

Beim i findet alles ſtatt wie beim e, nur im verſtärkten Grade. Die Zunge iſt vorn ſo hoch, daſs zwiſchen ihr und den obern Zähnen nur eine geringe linſenförmige Oefnung iſt.

Beim o iſt die Zunge hinten höher als beim a, die Spitze daher vorne mehr zurükgezogen, und die Fläche der Spitze eher tiefrund als hochrund; das Kinn iſt um Einiges mehr geſenkt als beim a; und durch das Zuſammenziehen der Lippen verliehren die Bakken an ihrer Rundung.

ö: die Zunge iſt vorne um ein Geringes weniger erhaben als beim e, und ebenfals um ein Geringes weniger hochrund; das Kinn um ein Weniges mehr geſenkt als beim o.

Die

Die Bakken verliehren etwas weniger an ihrer Rundung als bei o.

u, die Zunge mehr zurükgezogen, und hinten höher als beim o, und vorne eher hochrund als tiefrund. Die Bakken verliehren noch mehr von ihrer Rundung, und das Kinn iſt mehr geſenkt als bei o.

ů, die Zunge vorne etwas weniger erhaben als bei i, ſo ziemlich zwiſchen e und i; die Bakken nicht ganz ſo ſehr nach vorne gezogen als bei u; das Kinn etwas weniger geſenkt als bei i.

Auf alle dieſe näheren Beſtimmungen gebe ich Wenig. Ob ich ſie gleich erſt nach vielen oft wiederhohlten Unterſuchungen niedergeſchrieben habe, ſo bin ich doch überzeugt, daſs man ſich leicht in ſo kleinen Dingen verirren kann; und es liegt auch nichts daran; da die obige Grundbeſtimmung der Verſchiedenheit dieſe kleinliche Dinge unnütz macht für die Lehre. Hat der Lehrer die inne, ſo wird er bei der Uebung, ſelbſt wenn er mit Taubſtummen zu thun hat, dieſe Unterſchiede leicht von ſelbſt finden. —

Jetzt können wir entſcheiden, ob unſre frühere Annahme eines Lautkegels richtig war. Wir müſſen ja ſagen, nur haben wir gefunden, daſs die Laute nicht gut ſich in Einem, ſondern in einem dreifachen Kegel darſtellen laſſen, wovon alle 3 Aeſte in einander gewachſen ſind. Der Lautkegel iſt alſo weit künſtlicher und zuſammengeſetzter als der Tonkegel. Dieſer hat nur Eine, jener 3 Richtungen. — Vielleicht iſt der Mitlautkegel noch zuſammengeſetzter. —

§. 52. Tonleiter der Stimmlaute.

Seitdem man fand, daſs å, ö, und ů keine Doppellaute, ſondern einfache wären, ſo hatte man 8 Stimmlaute.

laute. Man dachte ſogleich an die Achtſtelle (*Octave*) in der Tonlehre, und meinte nun ſchon ſo hin und her, es müſte auch hinter den Lauten ſo etwas Stuffenartiges ſtekken. Auf den Grund ging man nie ſo recht, daher ſtelte der Eine die Stimmlaute ſo, der Andere ſo, und meinte und ahndete. Flörke unterſuchte endlich die Sache näher, und fand, nicht was die andern ſuchten — die ausgefülte Achtſtelle, ſondern ein gewiſſes Verhältnis zwiſchen den Lauten in Hinſicht der Höhe und Tiefe. Er fand, daſs u der tiefſte wäre; nahm an, daſs dieſes das kleine c ſei, und fand nun folgende Verhältniſſe:

u	=	kleine	c
o	=	—	g
a	=	einmal geſtrichene	c
ö	=	— —	es oder e
ä	=	— —	g
ü	=	— —	g
e	=	— —	a
i	=	2malgeſtrichene	c

Wir ſprechen weder ab noch zu. Zur Erklärung der Entſtehung möchte dieſe Unterſuchung wenig beitragen. Auffallend iſt es uns aber, daſs die Wurzel der Stimmlaute, und ihre äußerſten Spitzen nämlich a, u, i gerade Achtſtellen bilden. Daſs aber ä und ü gleichtonig ſind, ſcheint gegen die Lehre zu ſein. Obgleich Flörke dies zu erklären verſucht; ſo können wir ſeinen Erklärungen nicht beiſtimmen; denn iſt ä und ü gleichtonig, ſo liegt die Höhe und Tiefe nicht im Weſen der Stimmlaute, ſondern muſs in etwas Andern liegen; denn das Weſen des ä und ü iſt ſehr verſchieden. Aber darin ſtimmen wir Herrn Flörke bei, daſs gewiſs die Stimmlaute in einem gewiſſen tonigen Einklange (muſikaliſchen Akkorde) ſtehen. Ob ſein angegebener der richtige iſt,

da-

dagegen können wir nichts einwenden; wir aber geſtehen, daſs nicht bloß wir, ſondern andere Tonkundige und Tonkünſtler dieſen tonigen Einklang nicht ganz richtig finden können. Uns ſcheint z. B. das e ebenfals die Fünfſtelle und nicht die Sechsſtelle zu ſein, wie Flörke glaubt. Doch ich will über dieſen Gegenſtand nicht rechten, zweifle aber ſehr, daſs man einen würklichen Gebrauch davon machen, und nach dieſer Tonleiter die Laute von ſelbſt finden könte, ohne ſie gehört zu haben. —

So viel haben wir aber gewiß bemerkt, daſs die Leiter von a (å) e i helle Laute enthält, ſo wie die von a, o, u, dumpfe; und a, ö, ů mitlere, gleichſam weiche (Moll) Töne, welches von der verſchiedenen Geſtaltung der Lippen und der Zungenſtraße herrührt; wodurch ſie gedämpft werden. Dies iſt wichtig für einen Tonſteller (Componiſten). Es nehmen ſich zu einem Text, der viele helle Laute enthält, am beſten hohe Töne aus; ſo wie zu dem der viele dumpfe Laute enthält, tiefe Töne. Auch waltet hierbei noch ein körperlicher Grund ob, nämlich die Verbindung der Zunge mit dem Luftröhrenkopf u. ſ. w. (§. 31.)

Eben ſo nehmen ſich lange Töne am beſten aus zu ſolchen Lauten, bei denen die Stimme am ungehemteſten iſt z. E. zum a; und kurze Töne zu ſolchen Lauten wo die Stimme ſehr gehemt iſt, z. E. zum i, — Doch genug davon!

7ter Abſchnitt.

Gedoppelte Stimmlaute.

---

§. 53. Mögliche Zuſammenſetzungen.

Da wir 8 würkliche und wahrhaft vorhandene Stimmlaute in der deutſchen Sprache haben, ſo wären folgende zuſammengeſetzte Stimmlaute möglich:

aa	äa	ea	ia	üa	öa	oa	ua
aä	ää	eä	iä	üä	öä	oä	uä
ae	äe	ee	ie	üe	öe	oe	ue
ai	äi	ei	ii	üi	öi	oi	ui
aü	äü	eü	iü	üü	öü	oü	uü
aö	äö	eö	iö	üö	öö	oö	uö
ao	äo	eo	io	üo	öo	oo	uo
au	äu	eu	iu	üu	öu	ou	uu

Dieſe 64 Zuſammenſetzungen können noch dadurch verdoppelt, alſo in 128 verwandelt werden, daſs man den erſten lang und den 2ten kurz, oder umgekehrt ſie ausſpricht. Wenn man noch annimt, daſs man beide lang oder beide kurz ausſprechen könte; ſo würde die Zahl 128 noch einmal verdoppelt werden. — Allein auf dieſe Weiſe kann man die Doppellaute nicht berechnen und wägen; denn man bekömt nur einen zuſammengeſetzten, wovon jeder für ſich beſteht. Ein gedoppelter Stimmlaut unterſcheidet ſich aber ſehr von dem zuſammengeſetzten; denn im gedoppelten Stimmlaut ſind ſo beide Laute mit einander verbunden, daſs ſie durchaus nur Eins ausmachen, und mit Einer Mundbewegung oder mit Einem Mundabſatze ausgeſprochen werden. Sie gleichen einem Faden der aus zweien gezwirnt iſt, und

und nur Einen ausmacht. Anfänglich waren wohl alle gedoppelte Stimmlaute nur zuſammengeſetzt; allein die Sprache die einem Steine gleichet, der durch das Hin- und Herſchieben im Waſſer ſich immer mehr glättet und ebnet, ließ zuletzt dieſe zuſammengeſetzte Laute in einen einzigen übergehen. Es hat damit dieſelbe Bewandniſs wie mit dem ô und û; jedoch mit dem Unterſchiede, daſs dieſe ſo kurz geworden, daſs ſie lang und kurz gebraucht werden, jene aber ſtets lang bleiben.

§. 54. Würkliche gedoppelte Stimmlaute.

Wir haben in der reinen Sprache, ſofern ſie vernehmbar iſt durchs Ohr nur 3 gedoppelte Stimmlaute, nämlich au, eu, ei. Warum nur dieſe ſind, wird ſich aus folgender Unterſuchung ergeben: — Der gedoppelte Stimmlaut beſtand urſprünglich aus 2 Lauten; der erſtere behielt in der deutſchen Sprache gleichſam das Stamm- und Standrecht; der andere muſte ſich ſo genau an ihn anſchließen, daſs er beinahe ganz ſein Weſen als Stimmlaut verlohr; denn ſonſt wären es immer zuſammengeſetzte Stimmlaute geblieben. Er nahm alſo ein ähnliches Weſen von Mitlaute an, denn er lautete nicht für ſich ſondern mit ſeinen Vordermann zugleich. Dieſe Hintermänner waren alſo Mitlaute, erzeugt durch die eigentliche Lage der Stimmlaute. Jeder Stimmlaut eignete ſich nicht zu dieſer Marter ſo ein Zwitter zu werden, ſondern nur diejenigen, die an der äußerſten Pforte der Stimmlaute ſtanden, und nahe an der Gränze der Mitlaute. Dieſe ſind u und i (§. 49.); und auch das ů, welches aber in der deutſchen Sprache dieſen Poſten nicht bekleidet; weil es ſich damals, als dieſe Bildung vorging, noch nicht rein ausgebildet hatte; ſondern ſelbſt noch kämpfte zwiſchen ge-

gedoppelten und einfachen Stimmlaut. — Auch zum Vorderlaut paſte ſich nicht jeder Stimmlaut; ſondern es muſte ein ſolcher ſein, bei dem der Mund ſchon eine gewöhnliche Stellung hatte, ſo daſs er ſehr leicht die Biegung zu dem Hinterlaut annahm, ohne 2 Mundabſätze zu machen. So ließen ſich u und i nicht zu einem gedoppelten Stimmlaut formen, weil die Mundſtellung von u keine gewöhnliche iſt, erſt angenommen werden muſs, und dann ohne Abſatz nicht zu dem i kommen kann.

Zwei Stimmlaute haben im Deutſchen dieſe Eigenſchaft, nämlich 1) das a, wie ſchon aus dem vorigen Abſchnitte erhellet, weil es die gewöhnliche Mundſtellung iſt, wenn man ziemlich ſtark Athem ſchöpft bei verſchloſſener Naſe. Der 2te iſt das e und zwar, weil es die Mundſtellung iſt, wenn man gewöhnlich mit Naſe und Mund Athem ſchöpft. Das e iſt ja deshalb den Lautforſchern oft ſo wichtig und unbegreiflich geweſen. Es kettet ſich aus eben dem Grunde ſo gern ans Ende an, damit der Mund gleich wieder in ſeine gehörige Lage nach Ausſprache des Worts komt. In unſerer, und noch mehr in der franzöſiſchen Sprache iſt dies ſo auffallend. Ja ſogar wagte dies e ſich an einen Stimmlaut anzuketten an das i, und ſo entſtanden Wörter wie — d i e L i e b e. Späterhin bemerkten die Norddeutſchen dieſe Schlepperei, und legten ſie ab; die Süddeutſchen huldigen aber jetzt noch dieſem e hinter dem i, und ſprechen d i e L i e b e ſo aus, als wenn es 5 Spellen wären. Aus demſelben Grunde ſchrieb man auch wohl ue ſtatt ui für das nachher entſtandene ů, und wahrſcheinlich gab dis e erſt die Veranlaſſung zur Entſtehung des ŏ und å, (oe und ae) weil es ſich ſo gern hinten ankettete. Da die Stimmlaute bei weitem nicht das Harte und Rauhe haben als die Mitlaute, welche gleich=

gleichſam Hemmer und Halter, Dämme und Wehren für den dahin rieſelnden Bach der Stimmlaute ſind, ſo ſind auch die Wörter, an die ſich das e hinten ankettet, gewöhnlich weiblichen Geſchlechts. Ja das Geſchlechtswort die zeichnet ſich dadurch aus. — Doch zurük! — Das a und e paſſen ſich am beſten zu Vorderlauten, und das u und i zu Hinterlauten; und ſo waren folgende 4 gedoppelte Stimmlaute möglich:

au — eu

ai — ei.

Dieſe kommen auch noch alle vier in der Schriftſprache vor; und wir müſſen jetzt die Gründe angeben, warum wir das ai aus der Lautſprache verdammen. Das ai iſt würklich dem Laute nach von dem ei unterſchieden; allein der Deutſche, der auch kein ungebildetes Ohr hat, wiewohl man es ihm oft einreden will, da er ja nicht recht Sinn für Kunſt haben ſoll; weil dieſe Beſchuldiger nur römiſche und griechiſche Kunſt, die ſich für den Deutſchen nicht paſt, im Auge haben, — genug der Deutſche bemerkte bald, daſs dieſer Laut etwas Breites und Unangenehmes habe, gebrauchte ihn nur in wenigen Wörtern, als in Waid, Hain, Bai, Saite, Waiſe und in einigen aus fremden Sprachen entlehnten, wo ein a mit einem e oder i ſtatt fand, wie in Kaiſer, Mai, Laie u. ſ. w. Späterhin ſprach man in den Ländern, wo die angenehmſte und wohlklingendſte Ausſprache ſtatt findet, das ai ſtets wie ei aus; ſo wie umgekehrt die Süddeutſchen das ei gewöhnlich wie ai ausſprechen. In den ältern Schriften finden wir das ai häufig, z. B. in der gothiſchen Mundart im 4ten Jahrhundert: weihnai (geweihet) quimai (komme) airthai (Erde) hlaif (Leib), ſo im 13ten Jahrhundert, gemain, main, chlain (klein) paide (beide); aber frühere Ausſpra-

ſprachen entſcheiden nicht für die unſrige. So glauben wir uns berechtigt dieſem ai den Eintritt in die Reihe der gedoppelten Stimmlaute verſagen zu können und zu müſſen.

§. 55. Verwerfliche gedoppelte Stimmlaute.

Außer dem eben verworfenen ai gibt es noch 2 gedoppelte Stimmlaute, nämlich äu, (aü) und oi. Vergleichen wir die Stimmlautreihen, ſo hat eu gerade denſelben ſtoffartigen Werth, als oi; denn eu durchkreuzet ſich mit oi. (Siehe Zeichnung *V*)

Ihr Klang iſt alſo ganz derſelbe, wenn man den Mund nicht gefliſſentlich verdreht um zu unterſcheiden, wo nichts zu unterſcheiden iſt. Auch komt das Zeichen dieſes Lautes nur in 2 oder 3 Eigennamen, wie Boitzenburg und Hoim vor; — ſchon ein Beweis, daſs er kein echter iſt. Mit dem äu hat es eine andere Bewandniſs. Es iſt ſo viel vom eu verſchieden als ai von ei; und man kann es ziemlich mit dem Ohr unterſcheiden, ſobald man das äu etwas mit verzogenem Munde ausſpricht. Spricht man es gewöhnlich und wohlklingend aus, ſo kann man es nicht vom eu unterſcheiden. Was die ſogenante Rechtſchreibung betrift, ſo geht uns die hier nichts an, denn wir entſcheiden über den Laut nicht über den Buchſtaben; und ſo verdammen wir das äu als einen beſondern Laut, weil er anders ausgeſprochen als eu das Ohr beleidigt. Zur Ueberſicht der einfachen und gedoppelten echten und unechten Stimmlaute ſiehe Zeichnung *V*; zur Ueberſicht der bloß echten Zeichnung *VI*.

Einfache und gedoppelte Stimmlaute ſind alſo a, ?, e, i, o, u, ö ů, au, eu, ei. Die gedoppelten werden nie kurz gebraucht, die einfachen aber lang und

kurz,

kurz, als: bat hatt; ſchälen ärgern; ſcheel Geld; Biene (ob das ie geſchrieben wird, geht uns nichts an) Himmel; Honig opfern; Blume murren; König kömt; über hüpfen; — Maus; heulen; eilen.

§. 56. Zuſammengeſetzte Stimmlaute.

Die zuſammengeſetzten Stimmlaute ae, oe und ue ſind allmälig in einfache Laute ä, ö, ü verwandelt worden, und gehören nicht hieher. Der zuſammengeſetzte Stimmlaut ie (§. 54.) iſt noch bei den Süddeutſchen dem Laute nach zuſammengeſetzt, aber in der reinen Ausſprache ein bloßes langes i, und gehört gar nicht hierher, da wir es nur mit der veredelten Ausſprache zu thun haben. Bödiker führt in ſeiner Sprachlehre am Ende des 17ten Jahrhunderts dies ie noch als Doppellaut an. Das ui in fui und das ia zur Bezeichnung des Eſelgeſchreies ſind eigentliche zuſammengeſetzte Stimmlaute, wie deren auch mehrere vorkommen können als ea in Lea; bilden alſo ſtets 2 Spellen, und gehören nicht hieher. Die deutſche Sprache liebt ſolche weichliche und weibiſche Spellen nicht. Das aa, ee und oo waren wohl anfänglich auch zuſammengeſetzte 2ſpellige Stimmlaute, ſind aber in der reinen Ausſprache bloße lange Stimmlaute geworden; denn eine ſolche ſelbige Wiederhohlung würde ſchleppend und übelklingend ſein. Wegen der nahen Angränzung an die Mitlaute, hat man nie das ii und uu zuſammengeſetzt; zum wenigſtens nicht lautig; ob dem Zeichen nach, das iſt etwas Anders (§. 105. und 106.) Die Laute öö, ää, und üü wurden wohl nicht zuſammengeſetzt, weil ſie ſpätern Urſprungs ſind.

Daſs das y (welches in der ältern Schriftſprache häufig vorkomt) kein beſonderer Laut iſt, ſondern eigentlich ein ü, im Deutſchen oft gebraucht ſtatt i, bedarf

wahl

wohl keiner Erwähnung. Uebrigens waren ſonſt bei weiten mehr zuſammengeſetzte Stimmlaute in der Sprache als jetzt, weil überhaupt in jeder Jugendſprache die Stimmlaute hervorragen. So ſchreibt Otfried guatlich (gütlich) irſtuant (erſtund) irhuabun (erhaben) liaz (ließ) lioben (lieben) Fiuru (Feuer). — Die Weichheit der Minneſinger zu der Erhabenheit eines Klopſtoks und Schillers, verhält ſich wie ein Wiegenkind zu einem bebarteten Manne.

8ter Abſchnitt.

Mitlaute.

§. 57. Verhältniſs des Stimmlautes zum Mitlaut.

Der Unterſchied zwiſchen Stimmlauten und Mitlauten iſt ſchon §. 34. angegeben. Die Stimmlaute verhalten ſich zu den Mitlauten wie der Stoff zur Geſtalt. Die Geſtalt iſt nichts ohne Stoff; ſo auch der Mitlaut nichts ohne Stimmlaut Olivier irt ſich, wenn er glaubt ohne Stimmlaut den Mitlaut ausſprechen zu können, über welche neugefundene Wahrheit er ſich ſehr freut, obgleich Haller ſchon ein Schwa annimt. Und was iſt denn das Schwa anders als ein Stimmlaut? Wenn ich b ausſpreche b ĕ ſo lautet ba ſtets bea und wir verlieren nicht viel, wenn wir be — a nach alter Art buchſtabeln, und ba ausſprechen laſſen. — Ebenfals iſt der Stoff nichts ohne Geſtalt, und daher iſt auch jeder Stimmlaut, wenn er auch allein ausgeſprochen wird, mit einem Mitlaut verbunden, und zwar mit dem

Hauch

Hauch (h); denn ſpreche ich a aus, ſo haucht es immer ein wenig; und ich ſpreche ja auch den Empfindungslaut ah, der doch hinten das Hauchzeichen hat, nicht anders aus als das einfache a.

§. 58. Unendlichkeit der Mitlaute.

Wir können uns ebenfals den Mitlaut als einen Kegel denken wie den Stimmlaut, der in unendliche Theile getheilt werden kann. Da aber mehr Werkzeuge zur Bildung des Mitlauts würken, als zur Bildung des Stimmlauts, und dadurch ſehr mannigfaltige Verhältniſſe entſtehen, ſo können wir uns den Kegel des Mitlautes bei Weitem gröſser oder zuſammengeſetzter und vielfacher denken, als den des Stimmlautes. Auch die wenigen Sprachen, die ich kenne, und wie ich glaube alle Sprachen, wenn ſie nicht noch ganz roh ſind (wo die Sache umgekehrt iſt, weil der Stimmlaut früher entſteht als der Mitlaut, nach dem Entſtehungsgeſetze der Sprachen) alle ausgebildete Sprachen beſitzen mehr Mitlaute als Stimmlaute.

Schon Amman behauptet, daſs unzählige Mitlaute möglich ſind, die aber um ſo weniger unterſchieden werden können, je gröſser die Anzahl iſt, ſo wie die Kegelſchnitte um ſo ſchwerer zu unterſcheiden ſind, je mehr man den Kegel durchſchneidet. Ich ſelbſt habe häufig Verſuche angeſtelt durch verſchiedene Verbindungen der Sprachwerkzeuge in verſchiedener Lage und Bewegung verſchiedene Mitlaute hervor zu bringen; und es iſt mir auch ſehr gut gelungen; nur habe ich kein Zeichen um ſie darzuſtellen. Nie aber vollendete ich dieſe Arbeit, weil mich die Mannigfaltigkeit und Menge dieſer Laute beinahe ſchwindeln machte. Doch wollen wir einen der verſchiedenen Verſuche herſetzen, um die Sache deutli-

cher zu zeigen; und zwar ſoll bloß die Zunge verändert werden; (§. 21.) die Stellung der übrigen Sprachwerkzeuge (die ebenfals ſo ins Mannigfaltige geht) ſoll folgende ſein:

Die Naſe verſchloſſen; die Zähne von einander; die Lippen, ſo wie bei a, geöfnet.

1) Zunge an den obern Zähnen = l etwas ziſchend.

2) — an den untern Zähnen = s etwas ſtumpf.

3) — an dem vordern Gaumen = l aber ſchärfer und beſtimter als bei 1.

4) — an dem mitlern Gaumen = l hinter dem ein ch ſich anſchließt.

5) — an den hintern Gaumen = k, ch, g.

6) — an dem obern Zahnfleiſch ein l liegend zwiſchen 1 und 3.

7 — an dem untern Zahnfleiſch = s ſich dem ch nähernd.

8) Die Zungenſpitze zurükgezogen, ein Laut zwiſchen ch und ſch.

9) Zittert die Zunge in der Lage 8, ſo nimt der Laut der zwiſchen ch und ſch liegt, ebenfals eine zitternde Geſtalt an, und fält halb in das r.

10) Zungenſpitze zwiſchen den Zähnen = ein blaſiges s.

11) Zungenſpitze zwiſchen den Zähnen herausgeſtrekt = ein pfeifendes s.

12) Die Zunge wagerecht ausgeſtrekt = ein h angränzend an ch.

13) Der Zungenrükken tiefrund = ein rauhes krächzendes ch.

14) Der Zungenrükken hochrund ein s angränzend dem z und ch.

15) Die Zunge walzenartig zuſammengezogen, ein ſehr ziſchendes s.

Nach unſerer Berechnung gibt es 1344 noch ziemlich unterſcheidbare Mitlaute; doch geben wir auf dieſe Berechnung nichts, mit wie vieler Sorgfalt ſie auch angeſtelt iſt.

Diejenigen Herren die da Luſt haben eine allgemeine Lautlehre zu ſchreiben, müſten dieſen Weg gehen, und mit ihren Forſchungen die verſchiedenen Laute aller Sprachen vergleichen. Was man jezt von ſolchen allgemeinen Lehren zu halten hat, wird ſich ſchon aus dieſer kleinen Unterſuchung ergeben; — es ſind Hirngeſpinſte und Luftblaſen die zerplatzen, ſo bald ſie nur berührt werden. Da wir bei unſern Unterſuchungen nur immer die deutſche Sprache im Auge habe, und nur ſo weit uns ins Allgemeine verſteigen, als auch dieſer beſondere Gegenſtand aus demſelben erklärt werden muſs, vorzüglich aber immer auf das Werkliche ſehen, — wir verlaſſen getroſt dieſe Unterſuchung, auf deren Richtigkeit im Einzelnen wir gar nichts geben, und ſehen nun zu, welche Mitlaute würklich in der reinen deutſchen Sprache vorkommen, und wie ſich dieſe zu einander verhalten. Wir werden dann finden ob ein Geſetz darin herſche oder eine Geſetzloſigkeit, wie wir es bei den Stimmlauten fanden. Wir gehen wieder von den einzelnen Lauten aus, ſtellen denn eine Vergleichung an, um ſo vom Einzelnen aufs Allgemeine zu ſchließen.

§. 59. b und p.

Das b und p entſtehen durch die Oefnung zuſammengedrükter Lippen. Beim b ſind die

 Lip-

Lippen in gewöhnlicher Läge zuſammengedrükt, beim p ſind ſie etwas geſpitzt. —

Das Verhältniſs der übrigen Sprachwerkzeuge hierbei iſt folgendes:

1) Die Lunge wird zuſammengedrükt, und preſt die Luft in die Luftröhre, die ſie in den Luftröhrenkopf leitet.
2) Die Stimmritze im Luftröhrenkopf iſt offen und läſt die Luft durch, ohne zu zittern.
3) Die Naſe iſt geſchloſſen.
4) Der Gaumenſegel, in die Höhe gezogen, läſt zwiſchen ſich und der Zunge die Luft durch.
5) Die Zunge liegt ziemlich geſtrekt wie bei a.
6) Die Zähne ſind leidend.
7) Die Lippen verſchließen den Mund, hemmen dadurch ein wenig die Luft, die bei dem Oefnen herausplatzt, und auch einen Knall verurſacht, wie man beim Tabakrauchen öfter hört, zumal wenn die Pfeife keine rechte Luft hat, weil ſich dann die Lunge mehr anſtrengt.

Iſt das b ein Vorlaut, ſo hört man nichts von dieſem Knall, weil der Stimmlaut lautet; iſt es aber ein Nachlaut, ſo hört man um ein Geringes denſelben, wenn man dahinter ſchweigt, oder wenn ein Stimmlaut folgt; folgt aber kurz darauf ein Mitlaut, ſo merkt man dieſen Knall oft beinahe gar nicht, zumal bei einigen mit b verwandten, z. B. w.; bei andern als bei l mehr.

Beim p platzt die Luft ſtärker heraus, weil der Mund ſpitzer und dadurch die Oefnung beim Platzen enger iſt, als bei b. Das p hat alſo mehr Schärfe und Spitze als das b.

b und p ſind die leichteſten Laute, weil die Zunge ſich leidend verhält; am allerleichteſten das b, weil auch

die

die Lippen in gewöhnlicher Lage bleiben. Bei den Kindern iſt er deshalb der erſte, und ſoll es auch ſein.

§. 60. d und t.

Das d und t entſtehen durch Losreißen der Züngenſpitze von den obern Zähnen und dem obern Zahnfleiſch. Beim t iſt die Zunge etwas mehr geſpitzt, und dadurch etwas höher und ſchärfer angeſchloſſen, als bei d. Das d verhält ſich zum t wie b zu p.

Das Verhältniſs der übrigen Sprachwerkzeuge iſt folgendes:

1) Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf, Stimmritze, Naſe und Gaumenſegel wie bei b und p.
2) Zunge vorn erhoben gegen die obern Zähne, und das obere Zahnfleiſch. Dadurch wird die Luft gehemt, und platzt bei der Oefnung durch, und ſo durch die geöfneten Lippen. Das Durchbrechen der Luft geſchieht alſo hier vorn im Munde. Der Knall iſt nicht ſo ſtark als bei b und p, ja beinahe gar nicht vernehmbar, weil nur die Zungenſpitze in Schwingung komt; bei b und p aber beide Lippen.
3) Die Lippen ſind dabei ſtets geöfnet. Wären ſie geſchloſſen, ſo würde ein db herauskommen.
4) Die Zähne ſind leidend.

Der Raum worein bei d und t die Luft gepreſt wird, iſt kleiner als bei b und p. Bei b und p geht der Luftſtrom gerade, bei d und t von oben nach unten.

Das engliſche th (ϑ der Griechen) gehört nicht hierher, und unſer th iſt ganz etwas anders. (§. 107.)

§. 61. g und k.

Das g und k entſtehen durch Losreißen des Zungenrükkens vom hinteren Gaumen. Bei g iſt die Zunge nicht ſo weit zurük, nicht ſo feſt und nicht ſo ſtark angedrükt an den weichen Gaumen wie bei k. Zwiſchen g und k iſt derſelbe Unterſchied wie zwiſchen b und p, und d und t.

Das Verhältniſs der übrigen Sprachwerkzeuge iſt folgendes:

1) Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf, Stimmritze, Naſe und Gaumenſegel wie bei b — p und d — t.

2) Die Zunge iſt hinten erhaben, und vorne mit der Spitze am untern Zahnfleiſch. Der Schluſs geſchieht alſo ganz hinten im Munde.

3) Zähne und Lippen ſind geöfnet.

Haller beſchreibt dieſe beiden Laute ganz falſch; Kempelen unterſcheidet das b und p, das d und t, das g und k fälſchlich dadurch, daſs bei den erſten die Stimme mittöne, bei den andern nicht, weshalb er erſtere Stimmmitlaute nent, und letztere ſtumme Mitlaute. Tönet oder lautet aber die Stimme (*vox*) ſo entſteht ja ein Stimmlaut (*Vocal*); ich kann es aber nicht hören daſs bei b, d und g ein Stimmlaut lautet. Olivier ſpricht ebenfals von einer tönenden Modifikation. Man ſieht aber aus dem unbeſtimten Worte Modifikation, daſs er ſich nichts Beſtimtes dabei gedacht, und nur dem Kempelen nachgeſprochen hat.

Kinder, welche die Zungenwurzel noch nicht in ihrer Gewalt haben, ſprechen ſtatt des g und k gewöhnlich ein d und t aus. Den Verſchluſs merken ſie, aber ſie können nicht den Gaumen hinten verſchließen, thun es alſo vorne.

§. 62.

§. 62. h, j, ch.

Die 3 Laute h, j, ch entſtehen durch einen Durchzug der Luft von der Lunge bis durch die Lippen (durch einen Hauch) und ſind dadurch weſentlich unterſchieden von den ſechs vorhergegangenen. Ihre Verſchiedenheit unter einander bewürkt die Zungenlage.

Das Verhältniſs der übrigen Werkzeuge iſt:

1) Die Lunge drükt ſich zuſammen und preſt die Luft durch die Stimmritze, die wie bei allen Mitlauten, ſo weit offen iſt daſs kein Ton entſteht.

2) Die Naſe iſt verſchloſſen.

3) Zähne, Lippen und Gaumenſegel ſind leidend.

Beim h iſt die Zungenlage ganz gewöhnlich, und der Hauch ſtrömt alſo ſo ungehindert durch, als wenn man ausathmet, oder haucht. Die Stärke des Hauches hängt ab von dem ſchwächern oder ſtärkern Lungendrukk und der gröſsren oder kleinern Luftmaſſe. Deshalb nent Olivier dieſen Laut den Lungenlaut. Da bei allen übrigen Mitlauten die Luft nicht ſo ganz freien Durchzug hat, ſo unterſcheidet ſich dieſer Mitlaut von allen andern; er iſt entweder der Anfang oder das Ende der Mitlaute; entweder die Wurzel oder die Spitze.

Das j hat beinahe die Lage von i, nur daſs der mitlere Theil der Zunge ſich an den mitlern Gaumen noch etwas mehr anſchlieſst, die Luft noch mehr hemt, und dadurch die Zunge in eine ſäuſelnde Bewegung bringt. Die Zungenſpitze iſt hingeſenkt zu dem untern Zahnfleiſch und leitet ſo den Laut herunter, der alſo einen ſtumpfen Winkel in ſeinem Laufe macht.

Das ch unterſcheidet ſich von j dadurch, daſs die Zunge mehr zurükgezogen, und alſo die Luftengung nahe am weichen Gaumen ſich befindet. So wie das j die ver=

verengte i Lage iſt in Hinſicht der Zunge ſo das ch die verengte u Lage in derſelben Hinſicht.

Da unſere lautreiche Sprache ihre Zeichen entlehnte von einer lautarmen, nämlich von der lateiniſchen, (§. 109.) ſo bekam das ch kein beſondres Zeichen, und wurde daher von denen, welchen das Ohr ins Auge verſezt war, ſtets für einen zuſammengeſezten Mitlaut gehalten.

Wir müſſen die ſinreiche Bezeichnung bewundern; ch iſt gleichſam ein hauchendes k, denn c und k war gleich. (§. 106.)

§. 63. w. f.

Das w und f entſtehen dadurch, daſs *die Unterlippe ſich unten an die obern Zähne ſo anlegt*, daſs die Luft zwar noch eine ſchmale aber doch ſo enge Oefnung hat, daſs bei ihrem Durchgange nicht bloß die untere Lippe, ſondern auch die obere in Zittern geräth.

Haller, Kempelen, Krug und mehrere andere irren ſich, wenn ſie das w durch ſanftes Uebereinanderlegen und Wiedervoneinanderziehen der Lippen erklären. Wenn man das w ausſpricht, können beide Lippen noch ſo weit von einander ſein als die Dikke einer Federſpule; ja man kann mit dem Finger die Oberlippe ganz in die Höhe beugen, und dennoch das w rein ausſprechen.

Unſer f iſt der Laut, den wir im Deutſchen durch f und v bezeichnen. Haller ließ ſich durch das doppelte Zeichen verleiten dieſe Laute als verſchieden anzunehmen; Kempelen unterſcheidet nicht die Lage der Werkzeuge bei f und v; nur komt er mit ſeinen nichtsſagenden Stimmtönen an, um zu unterſcheiden. Olivier und Krug nahmen keinen Unterſchied an.

Das f unterſcheidet ſich vom w durch das ſtärkere Nähern der Unterlippe an die Oberzähne. Die untere Lippe zieht ſich auch dabei (bei f) mehr zuſammen, bekomt dadurch mehr Feſtigkeit, und kann nicht in eine ſo ſtarke zitternde Bewegung gerathen als bei w; bei dem die Oefnung zwiſchen Unterlippe und Oberzähnen mehr ins Breite fält als bei f. Das f iſt alſo gleichſam das verſtärkte oder verhärtete w; ſo wie p das verſtärkte b. Ein Fehler bei f iſt der, daſs man die Sachen umgekehrt macht, und die untern Zähne an die Oberlippe ſetzt, ſtatt die obern Zähne an die Unterlippe.

Die Lage der übrigen Stimmwerkzeuge iſt folgende:

1) Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf, Stimmritze haben ihre gewöhnlichen Verrichtungen.

2) Die Naſe kann ganz verſchloſſen oder auch etwas geöfnet ſein; hat alſo keinen Antheil. Der Gaumenſegel kann deshalb etwas mehr oder weniger ſich in die Höhe ziehen. Die Lage der Zunge iſt gleichgültig, nur darf ſie ſich nicht zu ſehr in die Höhe heben, und den Luftzug irgend wo verſchließen.

3) Die Zähne geben eigentlich dieſen Lauten das Schneidende was ihnen eigenthümlich iſt.

Wem daher alle Vorderzähne, vorzüglich die obern alle fehlen; bei dem wird das w und f ſehr unbeſtimt ſein; wem vorn ein oder 2 Oberzähne fehlen, der wird das f und w beinahe gar nicht herausbringen, oder doch gezwungen, weil die Luft durch dieſe Zahnlükke ſtrömt.

Das f (v) iſt in Hinſicht der Lippen der Laut, welcher in Hinſicht der Zunge das j iſt, nämlich derjenige, der die meiſte Verwandſchaft und Annäherung an die Stimmlaute hat, und zwar das f (v) an das u; denn ſpreche ich das u aus, und ziehe nur die untere Lippe etwas

was mehr an die obern Zähne hervor, ſo entſteht das f (v). Das w iſt gleichſam in Hinſicht der Lippen der Auslauf des i. So daſs alſo i und u folgender Maaßen an die Mitlaute angränzen

i (1) in Hinſicht der Lippen an w
 (2) — — der Zunge an j. (§. 62.)

u (1) in Hinſicht der Lippen an f.
 (2) — — der Zunge an ch. (§. 62.)

§. 64. ſch, ſ, ſz (ß) z.

Die Laute ſch, ſ, ſz, z entſtehen alle 4 dadurch, daſs die Schärfen der obern und untern Schneidezähne aufeinander liegen, und zwiſchen ihnen und der Zunge ſich die Luft durchpreſt, und die Zunge vorne in eine zitternde Bewegung ſetzt. Von dieſer zitternden Bewegung, verbunden mit der Schärfe der Zähne, erhalten dieſe Mitlaute ihr ziſchendes und ſchneidendes Weſen. Das Verhältniſs der übrigen Sprachwerkzeuge hierbei iſt folgendes:

1) Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf und Stimmritze verrichten ihr gewöhnliches Geſchäft.
2) Die Naſe iſt bei ſch ganz geſchloſſen, pflegt aber bei ſtärkerer Preſſung der Luft wie bei ſ, ſz und z, vorzüglich beim letztern, ſich etwas zu öfnen.
3) Der Gaumenſegel wird beſtimt durch die Naſenöfnung und durch die Zungenlage, iſt alſo für das Weſen dieſer Mitlaute eben ſo gleichgültig wie für das Weſen der übrigen Mitlaute, weil er ſtets von andern Werkzeugen beſtimt wird, und nie eigentlich der erſte Urheber einer Verſchiedenheit in den Mitlauten iſt; man möchte ihn denn bei n und m (§. 65.) als ſolchen anſehen.

4)

4) Die Zähne ſind in ihrer Lage oben beſchrieben; ſie haben bei allen 4 Mitlauten dieſelbe Lage; ſie beſtimmen alſo das Weſen dieſer 4 Mitlaute, ſo wie die Zunge ihre Verſchiedenheit.

5) Die Lippen richten ſich bei dieſen 4 Mitlauten ganz nach der Zunge. Die Mundwinkel ſind am nächſten zuſammen beim ſch, und am entfernteſten beim z.

6) Liegt die Zunge vorn ganz breit, und unten an den Zähnen, ſo entſteht das ſch. Der hintere Zungenrükken nähert ſich dabei ſehr dem Gaumen, und hat die Lage vom ch, deshalb auch die ſinnige Bezeichnung ſ und ch (ſch), gleichſam das ziſchende ch. Die Luft wird alſo ſchon hinten am Gaumen etwas gepreſt, ergießt ſich nun über die breite Zunge, durch die Zahnritze, und wird durch den nicht zu breit gezogenen Mund wieder etwas zuſammengezogen. Durch die Breite der Zunge bekomt dieſer Mitlaut in ſeinem Weſen etwas Breites. Zieht man die Mundwinkel bei dieſem Mitlaut ganz auseinander, ſo entſteht ein bei weiten breiteres unreines und unangenehmes Ziſchen.

Beim ſ erhebt ſich vorn die Zunge mehr, ſtrekt ſich alſo hinten, verliert vorne an ihrer Breitheit, und ſo wird dieſer Mitlaut ſchärfer. Die Luft nimt ihren Zug über und neben der Zunge, ſo daſs ſie etwas geſpalten wird.

Beim ſz findet dieſes alles noch im höheren Grade ſtatt, und beim z im höchſten.

Das ſz iſt daher ſinnig bezeichnet als liegend zwiſchen ſ und z. — Das z gränzt ſehr an das d (§. 60.) iſt gleichſam ein dſ aber keineswegs ein tſ; nämlich die

Zunge

Zunge iſt vorn ſo hoch, daſs ſie beinahe den Durchgang zwiſchen ſich und den Zähnen verſchließt (d); die Luft wird alſo ſehr gepreſt, und das z würde ſchon etwas Pfeifendes bekommen, und ſein Weſen verlieren, wenn nicht die weit entfernten Mundwinkel ihm wieder etwas Breites und Ausgedehntes geben. Das Verhältniſs dieſer 4 Laute beſtimt nach Mundwinkel, Zähne, vordere und hintere Zungenlage iſt alſo folgendes:

Mundwinkel.	Zähne.	Vordere Zungenl.	Hintere Zungenl.	Laut.
eng		tief und breit	hoch	= ſch
weiter	Gleich	höher und ſpitzer	niedriger	= ſ
noch weiter		noch höher und ſpitzer	noch niedriger	= ſz
am weiteſten		am höchſten u. ſpitzeſten	am niedrigſten	= z

Da die Zähne ſo wichtig bei dieſen Lauten ſind, ſo können diejenigen, die alle Schneide-Zähne verlohren haben, dieſe Laute nur ſehr unbeſtimt und dumpf hervorbringen; diejenigen aber, die einige Zähne verlohren, ſind oft gar nicht im Stande ſie zu erzeugen. Wenn Kempelen meint, daſs die Zähne nicht bei dieſen Lauten unumgänglich nothwendig ſind, ſo irt er. — Die Schwaben, die das Breite lieben, ſprechen gewöhnlich ſch ſtatt ſ aus z. B.

Eſch

Eſch iſcht die ſchlimſchte Tſcheit verfloſchen. Kinder bringen oft, indem ſie die Zunge ſo an die Zähne anlegen, daſs ſie den Luftzug verſchließt, ſtatt des ſ und ſch ein d oder ein n heraus; je nachdem ſie die Naſe verſchließen oder nicht. z. B. nieben nöne Neine, oder dieben döne Deine ſtatt ſieben ſchöne Schweine. Bei einem Gelehrten habe ich bemerkt, daſs er ſtatt ſ ein nſ hervorbrachte, z. B. dans Wanſſer ſtatt das Waſſer. — So hört man man auch bisweilen ſtatt ſch ein j: z. B. jaue aufs Jert, ſtatt ſchaue aufs Schwert. — Doch genug von dieſen Fehlern, die im Durchſchnitt nur Folgen von unſerm ſchlechten Sprachentwikelungsgang in der Schule ſind.

§. 65. m und n.

Das m und n entſtehen dadurch, daſs bei verſchloſſenem Munde die Luft in die Naſe gepreſt wird und durch dieſe ausſtrömt. Dieſe beiden Mitlaute ſind die einzigen im Deutſchen, wobei die Naſe offen ſein muſs. Ihr Unterſchied iſt wie der des b und d oder des p und t. Beim m verſchließen die Lippen den Mund, bei n die Zunge durch Anlegung ihrer Spitze an das obere Zahnfleiſch. — Das Verhältniſs der übrigen Sprachwerkzeuge iſt folgendes:

1) Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf und Stimmritze verrichten ihr Geſchäft.
2) Der Gaumenſegel hängt in der Mitte gerade herab, ſo daſs er nicht die niedrigliegende Zunge berührt (§. 19.); dadurch iſt
3) Die Naſe offen, und die Naſenflügel zittern beim Durchzug der Luft.
4) Die Zunge hat beim m die gewöhnliche Lage des a, beim n biegt ſie ſich mit der Spitze an das obere Zahnfleiſch hinauf; und verſchließt dadurch die

noch nicht verſchloſſene Mundöfnung; denn der Gaumenſegel hängt ſo, daſs Mund und Naſe offen ſind.

5) Die Zähne ſind etwas von einander, nehmen aber gar keinen Antheil an dieſe beiden Laute.

6) Die Lippen ſind beim m geſchloſſen und beim n ganz gleichgültig.

Das m iſt eben ſo leicht für Kinder als das b. Dieſer Laut ſoll auch nach Kempelen in allen europäiſchen Sprachen vorkommen. — Iſt die Naſe durch Schnupfen oder durch anderweitige Unfälle verſtopft oder verwachſen, ſo kann das m und n nicht herausgebracht werden; gewöhnlich komt dann ſtatt ihrer ein b und d.

§. 66. l und r.

Das l und r entſtehen beide durch das Zungenzittern.

Das Verhältniſs der übrigen Sprachwerkzeuge iſt folgendes:

1) Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf und Stimmritze ſind wie gewöhnlich.

2) Die Naſe iſt verſchloſſen.

3) Die Zunge hebt ſich bei l mit der Spitze, und legt ſich an den vordern Gaumen ſo an, daſs ſie in der Mitte etwas geſtrekt iſt, ſo daſs alſo zwiſchen ihr und dem mitlern Gaumen noch ein Raum iſt. Die Luft findet alſo hier keinen Widerſtand, kann aber nicht geradezu durchbrechen, weil die Zungenſpitze den geraden Durchgang verſchloſſen, biegt ſich alſo von beiden Seiten herunter, wodurch dieſer Laut etwas Gleitendes und Flüſſiges bekomt; denn die Luft gleitet von dem mitlern Zungenrükken auf beiden Seiten hinunter.

Beim r hebt ſich die Zunge nicht bis zum Schließen an den Gaumen, ſondern nur ſo viel, daſs ſie vorn höher liegt als die Schärfe der Schneidezähne, und hinten noch höher. Die Zungenſpitze bekomt dadurch eine hohle Lage; die Luft ſtreift darüber fort, iſt durch das Heben derſelben geengt und gedrängt, und bringt dieſelbe in eine zitternde Bewegung. Von dieſer zitternden Bewegung entſteht das Rauhe und Zuſammengeſetzte, was dem r eigenthümlich iſt. Ein andres r aber, das bei weiten rauher, und in der edlen Ausſprache verwerflich iſt, oft aber vorkomt, kann auf folgende Art erzeugt werden: Die Zunge hebt ſich hinten ziemlich hoch, ſo daſs die Luft hinten gedrängt wird, und den weichen Gaumen in eine zitternde Bewegung bringt (§. 39). Dieſes r muſs aber den Kindern nie durchgehen. Bei Kindern trift man ſehr häufig oder richtiger gewöhnlich, daſs ſie ſtatt des r ein h ausſprechen. Es iſt das ſehr begreiflich. Iſt die Zunge vorne noch zu unbeweglich, und das vordere Zungenband zu kurz, ſo kann ſie ſich nicht genug erheben, und daher die Zungenſpitze nicht zittern. Bisweilen bringen Kinder auch das vorhin beſchriebene falſche r heraus. Das r iſt der ſchwerſte Laut; den Manche erſt nach unſäglicher Mühe, Manche nie herausbringen. Das Mittel des Demoſthenes, kleine Kieſel im Mund zu nehmen und zu ſchreien, iſt vorzüglich herlich zur Herausbringung des r. Die vordere Zungenſehne wird dadurch geſtärkt in ihrer Kraft, und geſchikt in ihrer Beweglichkeit. Ein Menſch iſt mir auch vorgekommen, der ſtatt des r ein w ſprach, z. E. Hewwe, twübe ſtatt Herr, trübe. — Statt des l ſprechen Kinder bisweilen ein d — ſehr erklärlich wegen der nahen Verwandſchaft beider. Iſt die Zunge ſo hoch gehoben, daſs der Luftſtrom ganz verſchloſſen iſt, ſo entſteht

ſteht das d. Noch häufiger iſt der Fehler, daſs der Luftſtrom zuerſt verſchloſſen wird, und dann an den Seiten ſich öfnet. So entſteht ein dl, z. B. Kardl ſtatt Karl, Quirdl ſtatt Quirl. Das l verbindet ſich ſehr leicht mit den Stimmlauten, vorzüglich mit dem a; daher die Tonkünſtler gewöhnlich die Anfänger la ſingen laſſen. Eine zu ſchwere Zunge kann das r, eine zu bewegliche das l nicht gut herausbringen.

§. 67. Die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge bei den Mitlauten erwogen.

Faſſen wir jetzt zuſammen die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge bei den Mitlauten, ſo ergibt ſich als die erſte Urſache der meiſten Mitlaute, ſo wie aller Stimmlaute und ſelbſt des Tones die aus der Lunge durch Drukk gepreſte Luft. Freilich iſt zu den Mitlauten, zumal wenn ſie ſchnell aufeinander folgen, ſo wenig Luft nöthig, daſs wir den Drukk der Lunge und das Ausſtrömen der Luft dabei gar nicht bemerken. Auch iſt es gerade nicht nothwendig, daſs bei jedem einzelnen Mitlaut ein beſonderer Luftſtrom erfolgt; denn iſt noch Luft in der Luftröhre oder im Munde genug vorhanden, ſo dient dieſe den meiſten Mitlauten. Bei einigen wie z. B. beim k und g hilft aber die Luft im Munde nichts, weil ihr Sitz weiter hinten iſt. Solche Mitlaute erſchöpfen daher weit leichter den Luftvorrath, als die, welche ihren Sitz vorn im Munde haben. So erſchöpft ſich der Luftvorrath bei weiten früher in einen Satz, worin viele h ſind, als in dem, worin viele b und p vorkommen.

Schwere Mitlaute wie h, g, k erſchöpfen ſogar weit eher den Luftvorrath als die Stimmlaute, weil bei allen Mitlauten die Stimmritze weiter offen iſt als

bei

bei den Stimmlauten (§. 34.); andere Mitlaute als b und p erſchöpfen aber bei weiten nicht ſo den Luftvorrath als die Stimmlaute, da ſie die Luft, die im Munde iſt, mit gebrauchen.

Lunge, Luftröhre, Luftröhrenkopf und Stimmritze haben bei allen Mitlauten daſſelbe Geſchäft; denn daſs einige mit weniger Luft fertig werden können, iſt kein weſentlicher Unterſchied. Dieſe Werkzeuge tragen alſo nichts bei zur Verſchiedenheit der einzelnen Mitlaute.

Mit dem Gaumenſegel iſt es etwas anders. So wie er bei den Stimmlauten ſich an die hintere Wand des Schlundes anſchließt, ſo daſs die Naſe verſchloſſen iſt, ſo auch bei den meiſten Mitlauten. Jedoch iſt er nicht immer ganz feſt an die hintere Wand des Schlundes angeſchloſſen, und es ſtrömt bisweilen bei einigen Stimm- und Mitlauten etwas Luft durch die Naſe, doch nur ſo wenig, daſs ſie die Naſenwände und Flügel in keine zitternde Bewegung bringt, und alſo das Weſen des Lauts nicht verändert. Das m und n weichen aber hievon ab; denn bei dieſen hängt der Gaumenſegel in der Mitte gerade herab, ſo daſs er nicht die niedrig liegende Zunge berührt; die Luft kann alſo durch Naſe und Mund ſtrömen; ſtrömt aber bloß durch die Naſe, weil vorne der Mund beim m durch die Lippen, beim n durch die Zunge verſchloſſen iſt. (§. 65.) Dieſe beiden Laute hangen alſo vom Gaumenſegel vorzüglich ab, unterſcheiden ſich durch deſſen Lage von allen übrigen, und haben ihren Sitz vorzüglich in der Naſe, deshalb nennen wir ſie Naſenlaute. Die übrigen Mitlaute werden alle durch die 3 noch übrigen Stimmwerkzeuge, nämlich durch die Zunge, die Zähne und die Lippen hervorgebracht.

Die Lippen beſtimmen das b und p durch ihren Schluſs. Die vordere Zunge beſtimt durch ihren Schluſs das d und

und t, und die hintere auf dieſelbe Weiſe das g und k. Die Zunge beſtimt durch ihre gewöhnliche Lage das h, durch ihr vorderes und hinteres Heben das j und ch; durch ihr vorderes Anſchließen bei mitlerer Oefnung das l, durch ihre vordere Erhebung und Zitterung das r. Lippen und Zähne beſtimmen zugleich das f und w; ſo wie Zunge und Zähne das ſch ſ, ſz und z. — Wir ſehen aus dieſem, daſs die Zunge wie an den Stimmlauten ſo auch an den Mitlauten den meiſten Antheil hat, und ſie alſo die Mutter der Sprache, oder die Sprache ſelbſt iſt. — Erinnern wir uns jezt wieder an den Kegel der Mitlaute, ſo möchten wir wohl annehmen, daſs er 8fach iſt, und wenn wir das h von j und ch abſondern, 9fach. Dieſe Vorſtellung kann uns aber zu weiter nichts nützen, als daſs ſie uns auf die Unendlichkeit der möglichen Mitlaute hinweiſt.

§. 68. Benennung und Eintheilung der Mitlaute.

Aus dem Vorhergegangenem ziehen wir folgende Benennung der Mitlaute:

I. Schlüſſe

1) Lippenſchluſs	breit	= b
	geſchärft	= p
2) Vorderzungenſchluſs	breit	= d
	geſchärft	= t
3) Hinterzungenſchluſs	breit	= g
	geſchärft	k.

II.

II. Hauche

1) Freier Hauch = = h
2) Vorderhauch = = j
3) Hinterhauch = = ch

III. Ziſche

1) Lippenziſch
   - breit = w
   - geſchärft = f
2) Zungenziſch
   - ſehr breit = ſch
   - breit = ſ
   - ſcharf = ſz
   - ſehr geſchärft = z

IV. Ströme

1) Naſenſtröme
   - vorne gehemt = m
   - mitten gehemt = n
2) Zungenſtröme
   - gleitend = l
   - zitternd = r

Auf dieſe Benennung und Eintheilung geben wir übrigens ſehr wenig, da kein merklicher Vortheil oder Nachtheil daraus entſpringt; und wir ſagen zum Voraus, daſs wir mit Keinem rechten, der andere Namen gewählt hat oder wählen will. Daſs wir den Ziſch als ein Hauptwort gebraucht glauben wir rechtfertigen zu können, da vom Wiſchen der Wiſch u. ſ. w. gebildet wird.

§. 69. Verwandſchaft der Mitlaute.

So wie wir uns die Stimmlaute nicht als Einen Kegel denken konten (§. 51.), obgleich wir von dieſer Unterſuchung ausgingen (§. 44.), da wir uns den Ton ſo

gedacht hatten (§. 30.) eben ſo wenig können wir dis mit den Mitlauten (§. 63.). Es findet bei ihnen kein Oben = und Unten=, ſondern ein Neben= und Durcheinanderſein ſtatt; und dadurch entſtehen verſchiedene Verhältniſſe und Beziehungen, wodurch dieſe Laute näher verwandt ſind als jene. Zur nähern Ueberſicht ſehe man nach die Zeichnung *VII*.

1 — 3 bedeutet den untern Kiefer.
6 — 4 den obern Kiefer.
1 — 2 die untere Lippe.
5 — 6 die obere Lippe.
5 — 4 den obern Gaumen.
5 — 7 das obere Zahnfleiſch mit den obern Zähnen.
8 — 2 das untere Zahnfleiſch mit den untern Zähnen.
9 — 10 die Zunge.
11 — 12 die Naſenöfnung.

Die kurzen Striche bedeuten die Hemmungen, und die getipten zeigen die verſchiedenen Verwandſchaften an. Ich erinnere noch, daſs dieſe Zeichnung keine Abzeichnung des Mundes, ſondern nur die Zeichnung einer Vorſtellung iſt zur deutlichern Ueberſicht. —

Die Verwandſchaft des b und p, des f und w, u. ſ. w. erhellet aus Obigen zur Genüge; daher nur ſolche Verwandſchaften, wovon oben nicht die Rede war. Das b iſt mit dem m, und das d mit dem n ſehr nahe verwandt, denn nur das Verſchließen und Nichtverſchließen der Naſe unterſcheidet ſie. Deshalb kettet ſich gern an das n ein d, und an das m ein b. z. B., und, Fund, Grind, Hand, Schande, und noch vor einigen Jahrzehenden ſchrieb man ſtatt um — umb, Ambt ſtatt Amt, und in Otfried habe ich hochberühmbt und warumb gefunden.

Das

Das b iſt mit w, und das p mit f, in Hinſicht der Lippen, verwandt. Deshalb die Hebräer für b und w daſſelbe Zeichen (ב) haben, ſpäterhin erſt durch einen Tipp (בּ) unterſchieden. Das f kettet ſich aus demſelben Grunde an das p, z. B. Pferd, Pfund, wo der Niederſachſe bloß ein P gebraucht, als Perd, Pund. Das g und k iſt verwandt mit j und ch, denn ſie unterſcheiden ſich nur dadurch, daſs bei erſtern der Luftſtrom ganz, bei letztern nicht ganz gehemt iſt. Daher verwechſelt der Märker das g gewöhnlich mit dem j; ſo wie der Sachſe das g mit k, ſo daſs der Sachſe einen Kott, und der Märker einen Jott und nur der richtige Sprecher einen G o t t hat. Die Verwandſchaft des ſch mit ch und des d mit l iſt ſchon oben bemerkt. Das r iſt auch etwas mit dem ſch verwandt durch die breite Zungenlage; vorzüglich beweiſet dis ein böhmiſcher Mitlaut, der gerade zwiſchen r und ſch fält, kein reines ſch und kein reines r iſt. Das j iſt verwandt mit dem d, denn beim erſten iſt der Luftſtrom auf derſelben Stelle gehemt, wo er beim 2ten verſchloſſen iſt. Daher das italiſche j auch wie dj klingen ſoll. Die Vergleichung mehrerer Sprachen würde unendliche Verwandſchaften finden, und dadurch die Unendlichkeit der Mitlaute beſtätigen. Freilich muſs man da ein feineres Ohr haben, wie Hr. *D.* K. H. L. Reinhardt, (Freimüthige Oktober 1812.) der den Engländern andere Laute ableugnet, als ſolche die wir Deutſchen haben, oder ſie, wenn ſie anders ſind, für falſch erklärt.

§. 70. Abweichung einiger Mitlaute von ihrem Weſen.

Einige Mitlaute beweiſen eine gewiſſe Biegſamkeit und Gewandheit, ſo daſs ſie von ihrem eigentlichen We-

ſen etwas abweichen, um ſich deſto beſſer an den vorhergegangenen oder nachfolgenden Laut anzuſchließen. Dieſe Eigenſchaft iſt ganz vortreflich, verwandelt die einzelnen Laute mehr in eine Einheit — zu einem Ganzen, und befördert dadurch den Wohllaut auf eine ausgezeichnete Weiſe. Hierdurch wurden einige Lautforſcher, vorzüglich aber Olivier dahin gebracht, daſs er weit mehr Laute annahm, als eigentlich der Sprache eigenthümlich ſind; und da dieſe Lautforſcher nie ſich beſtimt auf Eine Sprache beſchränkten; ſondern aus den ihnen bekanten Sprachen eine allgemeine Lautlehre ſchaffen wolten, ſo erzeugten und ſtelten ſie öfter einen großen Sprachmang auf, und es war zum Erbarmen, wenn ſie dieſen Mang unterrichtlich anwendeten, ſo daſs die Kinder daſſelbe Zeichen öfter auf dreierlei Art ausſprechen muſten. — Doch zur Sache! —

Wenn hinter dem n ein g und k folgt, ſo ſucht das n ſich dieſem g und k zu nähern. Die Zunge macht alſo ihren Schluſs etwas mehr hinterwärts, der Lage des g und k zu; ſo daſs ng und nk ſehr verſchmilzt und auch noch etwas Luft, die eigentlich dem g und k zukömt, mit zur Naſe ausſtrömt. Das n hat alſo beinahe die Zungenlage des g und des g beinahe die Naſenöfnung des n. — Deshalb naſige Stimmlaute annehmen, wie Olivier nach der franzöſiſchen Sprache gethan hat, heißt der Naſe ein zu großes Recht in der Sprache einräumen.

Das ch und g richten ſich ſehr gern nach dem Stimmlaut, der ihnen vorhergeht, oder nachſteht. Geht z. B. ein e, i und ei vorher, ſo werden ſie ziemlich in derſelbe Lage vorn gebildet, wo ſonſt das g gebildet wird. Von der i und e Lage zu der eigentlichen hintern Lage des ch und g überzugehen, iſt beinahe unmöglich, ohne einen Zwiſchenlaut hören zu laſſen. Beim g iſt dieſe

Bieg=

Biegſamkeit geringer als beim ch. Kempelen hat dieſe Eigenſchaft des ch am beſten angegeben.

Hierher könte man auch noch zählen die Ausſprache des ſ wie ſch nach t und p, z. B. ſtellen wie ſchtellen ſpielen wie ſchpielen, wenn dieſe Ausſprache nicht eher falſch und zu breit wäre. Man braucht nicht zu zierlich und ſpitz das ſp und ſt auszuſprechen, durch welche Zierlichkeit Einige der guten Ausſprache mehr geſchadet als genützt haben, ſondern voll aber nur nicht breit. Das ſt als Vorlaut vor einem andern Mitlaut war wohl urſprünglich ſehr unbeſtimt, bald ſ bald ſch. So ſchreibt Otfried, und viele andere noch Jahrhunderte nach ihm: ſnello, (ſchnell) ſcono, (ſchön) ſcall, (ſoll, im Hannöverſchen ſchall) ſcullun (ſollen.)

§. 71. Schwere Unterſcheidung einiger Mitlaute wenn ſie als Nachlaute gebraucht werden.

So leicht ſich jeder einzelne Laut von einem andern unterſcheiden läſt, wenn er ein Vorlaut iſt, ſo ſchwierig iſt dies häufig, iſt er ein Nachlaut. Vorzüglich ſchwer ſind zu unterſcheiden das b und p, das d und t, das g und k, z. B. Kalb — Alp, Geld — gelt, Held — hält, ſang — ſank, drang — trank. Es iſt noch eine Frage, ob man nach dem Vorgange der ältern Schrift nicht troz der Ableitung ſtatt b ein p, ſtatt g ein k, ſtatt d ein t am Ende ſchreiben ſolte, wenn ein kurzer Stimmlaut oder ein Mitlaut vorherginge.

Das h als reiner Hauch iſt als Nachlaut gar nicht vernehmbar, weil der Hauch zugleich mit der Luft, die den Stimmlaut bildet, ausſtrömt, z. B. rauh höre ich nicht anders als rau (§. 57.). Das j wird nie als Nachlaut, ſondern ſtets als Vorlaut gebraucht; wahrſcheinlich

lich wegen ſeines ſpätern Urſprungs aus i, und vielleicht auch ſeiner Sanftheit wegen. Eben ſo fängt das ſz nie ein Wort an, auch das ch nie ein eigentliches deutſches Wort wenn man einige Eigennamen ausnimt, z. B. Childerich, Chilperich. Das Wort Chriſt ſchreibt Otfried mit Ch und K. Das ſ und ſz als Nachlaute, laſſen ſich ebenfals ſchwer unterſcheiden, z. B. Maus, Strauß, Reis (Reiſer) Reiß (ausländiſche Graupen); ſo auch bisweilen das ch und g, als: Sieg — ſiech, Teig -- Teich. Einige Mundarten unterſcheiden dieſe verwandten Laute ſchwer; auch in der frühern Schreibart findet man dies, und oft iſt auch die Unterſcheidung beinahe unmöglich. So findet man in den Nibelungen ſpranch, lanch, lant, ſint, hant, und in den Meiſterſängern Hantwerksman, Aempter, Vngerlant, Sunibent.

§. 72. Angabe der einzelnen Laute in ſolchen Wörtern, die man gewöhnlich richtig ausſpricht.

Daſs es außer dieſen 19 Mitlauten noch unendlich viele geben kann, (§ 58.) die aber keine deutſchen Mitlaute ſind, erhelt aus der Sache ſelbſt; und daſs es würklich viele gibt, aus der Vergleichung einiger Sprachen. Wir finden in andern Sprachen Mitlaute die ſehr nahe an deutſche angränzen, z. B. das franzöſiſche j an unſer ſch; das engliſche th an unſer ſ. Doch dies gehört nicht hierher. Daſs ich aber ch ſch, ſz zu würklich einfachen Mitlauten, und das j zu einem Mitlaut erklärt habe, darüber wird ſich ja jetzt Keiner mehr wundern, da wir ja ſoweit gekommen ſind, daſs wir das Ohr nicht mehr im Auge haben. Daſs das v nicht iſt aufgenommen, darüber habe ich mich beim f gerechtfertigt (§. 63.). Daſs ich das c verdamme, wird mir Keiner

ver-

verargen, da wir k und z haben. Das q richtiger qu und x ſind zuſammengeſetzte Laute, worüber in der Folge ein Mehreres (§. 106. und 107.). — Alle Laute die in der deutſchen Sprache vorkommen, ſind alſo folgende:

1) Einfache Stimmlaute.

a) lang in Schade, Hafer, laden, baden.
kurz in ſchlaff, Waffe, Katze, Amſel.

ä) lang in hämiſch, Aehre, Gläſer.
kurz in Aekker, älter, Aepfel.

e) lang in Ehre, Scheere, Elend.
kurz in Ente, Erbſe, Ebbe.

i) lang in Igel, die, ihnen.
kurz in ſinnen, klirren, Hippe.

o) lang in Ofen, ohne, Ohr.
kurz in Opfer, Otto, Horde.

ö) lang in Höhle, hören, Söhne.
kurz in Köpfe, Rökke, Oefnung.

u) lang in Uhr, Hut, gut, Mus.
kurz in kurz, Schutz, um, Luft.

ü) lang in Hüte, über, Stühle.
kurz in Hütte, Hülſe, Grütze.

2) Gedoppelte Stimmlaute

au) in Augen, Haupt, Haus.
eu) in heulen, Leute, Kreuz.
ei) in heiter, Heimath, Heinrich.

3) Mitlaute.

b) Vor: Butter, Bürſte, Bach, bunt.
Nach: Laub, lieb, Grab, Lob.

p) Vor: Pech, Panzer, Pinſel.
Nach: knapp, plump, klipp, klapp.

d) Vor: Deichſel, Dinte, Dotter.
Nach: Wald, Wand, Wind, Lied.

t) Vor: Teller, Taube, Teig.
Nach: bat, ſpät, bunt, Blatt.

g) Vor: Gans, Glut, Glokke, gleich.
Nach: Trog, Ring, Teig.
k) Vor: Keller, Katze, Kind.
Nach: Schokk, Blikk, Dank, Volk.
h) Vor: Haut, Hütte, Himmel, Horn.
Nach: rauh, geh, ſieh, jäh (§. 71.)
i) Vor: jäh, ja, Jagd, jung.
Nach: (§. 71.)
ch) Vor: (§. 71.) Bü = cher, Lö = cher.
Nach: Buch, Tuch, Loch, nach.
w) Vor: Wärme, Winter, Wetter.
Nach: (ſelten) braw, Sklaw'.
f) Vor: Flinte, Fuchs, Fluſs.
Nach: Dorf, auf, Schaf.
ſch) Vor: Schuld, Schande, Schimpf.
Nach: Tauſch, Tiſch, Fleiſch.
ſ) Vor: Seide, Sitte, Sand.
Nach: Moos, Maus, Reis.
ſz) Vor: (§. 71.) wei = ße, Fü = ße.
Nach: weiß, Strauß, Stoß.
z) Vor: Zange, Ziel, Zunder.
Nach: Tanz, Netz, kurz.
m) Vor: Mantel, Magd, Mund.
Nach: Kamm, Grimm, Halm.
n) Vor: Nähe, Noth, Nuſs.
Nach: Zaun, Zinn, nein.
l) Vor: Land, Lunge, Leder.
Nach: Wahl, Stuhl, ſtill.
r) Vor: Rebe, Raute, Rübe.
Nach: Thor, Thier, Bär.

9ter Abſchnitt.

Zuſammengeſetzte Mitlaute.

---

§. 73. Sonderung aus dem großen Schatze der Zuſammenſetzungen.

Die 19 Mitlaute können auf verſchiedene Art zuſammengeſetzt werden, und darnach würden zu zweien zuſammengeſetzt 19 mal 19 = 361, zu dreien zuſammengeſetzt 19 mal 361 = 6859 (eine ſehr beträchtliche Zahl!) heraus kommen. Allein zählend hat ſich die Sprache nie gebildet; ſie rafte nie Alles wuchernd zuſammen, was ihr zu Gebote ſtand, ſondern ſie ſelbſt, die Sonderin des Weltall's, ſonderte und kieſte auch ſehr in der Wahl ihrer Beſtandtheile, und berükſichtigte dabei alle Umſtände, Beförderniſſe und Hinderniſſe, welche Luft, Boden, Lebensart, u. ſ. w. darreichten. Ihre Ausbildung gleicht daher keiner ebnen Bahn, ſondern einem hier hin und dort hin durch ſchöne Kornfelder, wo reiche Erndten ſind, durch ſchöne Wälder, wo angenehmer Schutz iſt, und durch blumenreiche und duftende Wieſen ſich ſchlenkernden Wege. Schon in der Wahl der einzelnen Laute, ſowohl der Stimm- als Mitlaute ſonderte ſie; noch mehr hat ſie es gethan in der Zuſammenſetzung. —

§. 74. Wie man zu dieſer Sonderung gelangt.

Es gibt 2 Wege alle Mitlautverbindungen in der deutſchen Sprache, denn nur von dieſen reden wir hier, obgleich die Wege für andere Sprachen dieſelben ſind, aufzufinden. 1) Man geht alle möglichen Verbindungen

gen (§. 73.) durch, und ſieht nun zu, welche würklich in der Sprache vorkommen; denn die übrigen Verbindungen ſind Nieten, vielleicht Samenkörner der Sprache, noch im Winterſchlafe vergraben. Dieſen Weg bin ich gegangen, und glaube daher alle Zuſammenſetzungen richtig gefunden zu haben. 2) Man hält ſich bloß an dem Gegebenen, ſucht ſo viele Wörter als möglich auf, und aus dieſen die Mitlautverbindungen heraus. Dieſen Weg ſchlugen die Lautforſcher gewöhnlich ein; aber er iſt trüglicher als der erſte.

§. 75. Nutzen dieſer Unterſuchung.

Mancher mag denken: „Was helfen nun alle ſolche Unterſuchungen? — ich kann ein großer Sprachforſcher ſein, ohne zu wiſſen, daſs bl, nicht aber wl verbunden wird u. ſ. w.!“ Hiergegen Folgendes: Unſere Lautlehre ſoll durchaus ins Werkliche übergehen, ſie iſt nicht geſchrieben um eine neue Lehre für die Wiſſenſchaft aufzuſtellen, obgleich ſie beiläufig auch hierzu Bruchſtükke liefert, ſondern ſie iſt geſchrieben, damit werkliche Erzieher und Lehrer die Sprache richtig und bis zur größten Vollkommenheit im Kinde entwikkeln, ohne Lükken und Sprünge. Wer da nur irgend einmal ein Kind hat ausſprechen oder leſen oder ſchreiben (nicht wie die gewöhnlichen Schreibmeiſter) gelehrt, der wird wiſſen, wie wichtig die Zuſammenſetzung dieſer Mitlaute iſt. Eben ſo wichtig iſt die Zuſammenſetzung in Hinſicht der Schönheit und des Wohlklanges, der theilweiſe mit hiervon abhängt, und wären die neuern Wortſchöpfer mehr in die einzelnen Laute, in ihr Weſen und in ihre Zuſammenſetzungen eingedrungen, ſo würden öfter nicht ſolche hinkende, kreutzlahme und polternde Wörter zum Vorſchein gekommen ſein. Endlich noch iſt die Unterſuchung

dieſer

dieſer Zuſammenſetzungen deshalb ſo wichtig, weil ſie zeigt, wie folgerecht, wie nach dunklen Grundſätzen, und mit welcher Sparſamkeit und zu welchem Reichthum ſich die Sprache gebildet. (§. 82. und 83.)

§. 76. Unterſcheidung der Zuſammenſetzungen.

Wir ſcheiden die zuſammengeſetzten Mitlaute in zuſammengeſetzte **Vorlaute** und **Nachlaute**, und jede von dieſen wieder dadurch, ob 2, 3, oder 4 Laute zuſammengeſetzt ſind. Die zuſammengeſetzten Vorlaute ſind ganz andrer Art als die zuſammengeſetzten Nachlaute; und nur das ſt, ſp und pf ſind zuſammengeſetzte Vorlaute und Nachlaute zugleich. Wir laſſen uns hier auf keine mögliche und denkbare Zuſammenſetzungen ein, wie manche andere Lautforſcher, z. B. Bartholdy; denn das Feld der Möglichkeiten iſt überall unendlich. Ueberhaupt iſt Würklichkeit beſſer als Möglichkeit, und ſo bleiben wir in unſern 4 Sprachpfählen, wo uns ſo heimlich und wohl iſt.

§. 77. Zuſammengeſetzte Vorlaute.

Zuſammengeſetzte Vorlaute ſind:

1) aus 2 Mitlauten

bl — blau Blatt, Blut.
pl — Plage, Plan, Plumpe.
gl — Glas, Glükk, Glut.
kl — Klotz, Kleid, Klappe.
fl — Fleiſch, Flikken, Fluth.
br — Brühe, Brett, breit.
pr — prikkeln, prächtig, Preis.
dr — Drang, Drukker, drehen.
tr — Troſt, Traube, Trunk.
gr — Grube, Grund, Größe.

kr — Kraut, Krebs, Krähe.
wr — Wrakk, Wruk, wringen.
fr — Frau, Froſt, Frage.
gn — Gnade, Gnüge.
kn — Knabe, Knopf, Knecht.
ſchl — Schlund, Schlange, Schlitten.
ſchm — Schmerz, Schmukk, ſchnekken.
ſchn — Schnabel, Schnur, Schnitt.
ſchr — Schrank, Schrot, Schritt.
kw — Kwell, (Quell.)
zw — Zwang, Zweig, Zwirn.
ſchw — Schwung, Schwur, Schwalbe.
ſp — Sporn, Spur, Speiſe.
ſt — Stange, Stoß, Stich.
pf — Pfund, Pferd.
ſk — (Wenn man Skitze für deutſch will gelten laſſen)

2) aus 3 Mitlauten:
ſtr — Strauß, Stroh, Strang.
ſpr — Sprung, Sprache, Spritze.
ſkr — (Wenn man dem Worte Skrupel das deutſche Bürgerrecht nicht verſagen will)
ſkl — Sklawe.
ſpl — Splitter, Splint.
pfl — Pflug, Pflanze, Pflicht.
pfr — Pfropf, Pfründe, Pfriemen.

§. 78. Zuſammengeſetzte Nachlaute.

1) aus 2 Mitlauten:
lb — Kalb, gelb, halb.
lp — Alp.
mb — (komt meines Wiſſens nach nicht vor; denn das alte umb ſtatt um haben wir nicht mehr.)

mp — plump, Kramp'.
nb — (komt nicht vor.)
np — (komt nicht vor in der veredelten Sprache, aber in der niederſasſiſchen Mundart, z. B. Hänp ſtatt Hanf.)
rb — ſtarb, Korb.
rp — (komt nicht vor in der veredelten Sprache, wohl aber in der niederſaſſiſchen Mundart, z. B. Dörp ſtatt Dorf.)
ld — Weld, Wald, Wild.
lt — hält, kalt, ſchielt.
md — Hemd'.
mt — Amt, komt, glimt.
nd — Land, Abend, tauſend.
nt — ent = zükkend, ent = fahrend.
rd — Eduard Pferd, ward.
rt — hart, hundert, eifert.
gd — Magd, Jagd, Smaragd.
gt — tagt, taugt, wiegt.
cht — Nacht, ſucht, braucht.
kt — nakt, ſtaukt, hokt.
bt — Abt, lobt, liebt.
pt — Haupt, ſchlept, ſopt.
lg — Balg, Talg.
lch — Kelch, Milch, Molch, Dolch.
lk — Schalk, welk, Gebälk.
rg — Sarg, Werg, Berg.
rch — ſchnarch', Storch, durch.
rk — Werk, ſtark, Birk = waſſer.
ng — lang, Gang, Zwang.
nch — Mönch, manchmal.
nk — Dank, Trunk, Zank.

gs — des Tags, wag's.
chs — brauch's, bewach's ſtatt brauche es, bewache es.
ks — ſtraks, Kniks.
ls — Wels, Hals, zahl's ſtatt zahle es.
lſch — falſch, wälſch.
ms — Wams.
ns — beſtens, meiſtens, Gans.
nſch — Punſch, Manſch, Menſch, Wunſch.
nz — ganz, Schanz', Lanz'.
rs — beſonders, anders, öfters.
rſch — morſch, harſch.
rz — Harz, Erz, Schurz.
bs — Krebs.
bſch — hübſch.
ps — Schöps, Gips, Schnaps.
pſch — läpp'ſch.
lm — Halm, Schelm, Qualm.
ln — wandeln, ſchmeicheln, lächeln.
rm — Wurm, warm, Schirm.
rn — Dorn, Kern, Garn.
ſt — Maſt, Geiſt, Moſt.
ſcht — täuſcht, rauſcht, kreiſcht.
zt — izt, bauzt.
ds — ich leid's nicht.
ts — Unflat's wegen, ſtets.
lf — half, hilf, Wolf.
mf — (komt nicht vor, ſondern ſtets ein p dazwiſchen, es iſt auch ſonſt kein guter Uebergang vom m zum f.)
nf — Hanf, Senf.
rf — Wurf, Bedarf, ſcharf.
pf — Kopf, Zopf, Kropf.

2) aus 3 Mitlauten:

gſt — Du wagſt, nagſt, ſchlägſt.
chſt — Du machſt, wachſt.
kſt — Du bäkſt, ſchmekſt.
bſt — Du glaubſt, ſchabſt.
pſt — Du piepſt, tapſt.
lſt — Du wilſt, fülſt.
rſt — Durſt, Wurſt.
mſt — Du glimſt, nimſt.
nſt — Dunſt, ergebenſt.
tſt — batſt, thatſt.
pts — des Haupts.
pfs — des Kopf's.
fts — des Duft's, des Gift's.
ſts — iſt's.
chts — des Nachts, nichts.
kts — er dekt's.
mpf — Kampf, Rumpf.
fſt — ſchufſt, rufſt.
ſchſt — falſch'ſter, du heiſchſt, (ſehr hart §. 89.)
pft — knüpft, zopft.
ngt — langt, gingt, zwängt.
ncht — tüncht.
nkt — dankt, zankt, winkt.
rgt — würgt, bürgt.
rcht — Furcht.
rkt — Markt.
rbt — erbt, erwirbt.
lms — Halm's, Helm's.
lns — des Tändelns müde, des Winſelns ſatt.
rns — bedauernswürdig, des Kern's.
rms — Wurm's, Sturm's.

lts — halt's.
rts — Bart's, Wort's.
rzt — ſchwärzt, ſchmerzt, Arzt.
tſcht — lutſcht, glitſcht.
chzt — ächzt, jauchzt.

3) aus 4 Mitlauten:
rbſt — du erbſt, erwirbſt.
pfſt — knüpfſt, zopfſt.
ltſt — du ſchiltſt.
rnſt — du warnſt, Ernſt.
rmſt — du lärmſt,.
ngſt — du zwingſt, Hengſt, Angſt.
nchſt — du tünchſt.
nkſt — du denkſt, lenkſt.
mpft — er ſtampft.

4) aus 5 Mitlauten:
mpfſt — du ſtampfſt.

Ob wir gleich glauben alle in der Sprache vorkommenden zuſammengeſetzten Mitlaute aufgefunden zu haben, ſo wollen wir es doch keinesweges ſtreng behaupten, und mit Keinem rechten, der hier und da noch eine andere Zuſammenſetzung bildet, die wir vielleicht überſehen haben.

§. 79. Rechtfertigung zuſammengeſetzter Mitlaute.

In der früheſten Zeit hatte die Sprache gewiſs nicht ſo viele Mitlaute als jetzt (§. 58.). Aus dem Einfachen entſtand das Vielfache; und die deutſche Sprache beweiſt durch ihre würklich ſehr mannigfaltigen Zuſammenſetzungen von Mitlauten ihre Biegſamkeit und Beweglichkeit in Bezeichnung von Nebenbegriffen. Sie gleicht

gleicht einem ſolchen Mahler, der auch die kleinſte Licht-Schatten- und Farbenveränderung bemerkt. Uebrigens irren diejenigen ſehr, die da meinen, daſs eine Sprache, die viele Mitlaute habe, rauh und hart werde. Nein ſie wird durch Mitlaute mänlich und ſtark. Dieſe Milch- und Honig-Menſchen können ja immer nach Welſchland reiſen und da zerfließen in den weichen Lauten und immer Lauten und abermals Lauten. Sie gleichen dem, der den Mann herunterſetzt, weil er einen rauhen Bart bekommen; und möchten auch gern nach der Unſitte der Zeit der Sprache ihre Männlichkeit abſchneiden, wie dem Kinne den Bart. — Eine weiche Sprache iſt wie weiche Erde; die Begriffe zerrinnen in ihr wie das Waſſer; die Mitlaute hemmen, beſtimmen und bezeichnen; ſie ſind gleichſam die Theiler und Wehren des Sprachfluſſes. Eine weiche Sprache iſt nur erfreulich dem träumenden Schäfer, der unter dieſem oder jenem Dichterbaum, dieſem oder jenem Dichterſchätzchen (denn wer kann alle ſolche Namen wie Phyllis und Amarillis behalten!) ſo etwas Schmelzendes und Fließendes hinlautet. Eine mannliche Sprache iſt zu Allem geſchikt; zur kräftigſten Rede und auch noch zur ſüßeſten Dichtung; weil auch in jeder mannlichen Sprache etwas Weiches vom Urſprunge noch übrig geblieben iſt; denn aus dem Schwachen entſtand das Starke, aus dem Weichen das Harte. Eine Sprache wie die deutſche, vollgebildet und ziemlich ausgebildet, gleicht einem Tonwerkzeuge, worauf man jedes Tonſtükk ſpielen kann ſeinem Weſen gemäß, weil es mehrere Auszüge hat. Eine weiche Sprache gleicht einer einzigen Flöte; eine harte, wie es deren auch gibt, nämlich ſolche die durch Mang entſtanden ſind, denn eine Urſprache möchte ſchwerlich dieſen Fehler haben, — eine harte gleicht

 einer

einzigen kratzenden Geige. Sie beſteht aus mehrerern dürren Holzreiſern aus dem Meere der Sprachen ohne Leben zuſammengetrieben.

§. 80. Entſtehung zuſammengeſetzter Mitlaute.

Die zuſammengeſetzten Mitlaute entſtanden alſo deshalb, um dadurch aus einem alten Worte ein neues zu erzeugen; wie denn überhaupt in einer Urſprache aus wenigen Keimen alles emporwuchs. Beiſpiele zeigen dis am beſten:

lang — ſchlank (Länge verbunden mit Dünne.)
ränken — ſchränken. (Das ſch zeigt hier das Durcheinander des Ränken an.)
palten (abpalten) große breite Stükke abreißen — ſpalten ein Stükk in mehrere kleine längliche Theile zerlegen.
winden — ſchwinden (durch Windungen fortkommen.)
leiten — gleiten; ringen — dringen — wringen; rükken — drükken; Nabel — Schnabel; reiten — ſchreiten; lau — blau — glau — ſchlau; ritzen — pritzen (komt nicht vor) — ſpritzen; ringen — ſpringen. So auch mit den Nachlauten, als:

Wall — Wald; ſchielen — er ſchielt; tagen — es tagt; nach — Nacht — des Nachts; täuſchen — täuſcht; Stamm — ſtammen — ſtampfen — er ſtampft — du ſtampfſt.

Es hält jetzt ſchwer zu beſtimmen, wie immer ein Wort aus dem andern entſtanden iſt, weil man nicht weiß, wie ein Begriff aus dem andern entſtanden; und weil die Zeit jedes Wort beinahe immer mehr geründet hat.

hat. Die Sprache gleicht jetzt einem großen durcheinander und ineinandergewachſenen Strauchwerk, wo es ſchwer hält von jedem beſonderen Zweige die Wurzel und den Urſtamm anzugeben, weil oft die Stämme ſchon ſelbſt verfault und ausgeſtorben, und immer eins wieder auf dem andern und neben dem andern und mit demſelben und durch daſſelbe gewachſen. Deſſen ungeachtet bleibt aber immer richtig der Satz: die zuſammengeſetzten Mitlaute ſind entſtanden um einen Begriff, von einem andern abgeleitet, auch mit demſelben Wort zu bezeichnen. Wir werden dis klar ſehen in der Wortbildelehre. Freilich muſs man nicht dabei denken, daſs dis in der erſten Bildung auch ſo mit Bewuſtſein geſchah, als wenn jetzt ein Sprachforſcher ein neues Wort bildet.

§. 81. Die zuſammengeſetzten Mitlaute ſind keine beliebige.

Ob wir gleich nie eine Lautbegrifslehre (§. 123. und 128.) in der Sprache auffinden werden und aufſtellen können, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daſs in der Sprache ſehr deutliche Spuren davon vorkommen, und ſelbſt die erſte Entſtehung der Sprache beweiſt, daſs alle Urbezeichnungen, Nachahmungen und keine beliebigen Bezeichnungen waren. Späterhin, da die Sprache ſich immer mehr mit dem Denken entſinlichte, ſchwand dieſe Lautbegrifslehre immer mehr; und die Laute ſind für uns beinahe jetzt nichts mehr als willkührliche Zeichen (§. 128.). Was von den einzelnen Lauten gilt, gilt auch von ihnen in der Zuſammenſetzung. Solche Zuſammenſetzungen waren anfänglich nicht willkührlich, ſondern ſie folgten gewiſſen dunklen Geſetzen der Sprache, zu deſſen Bewuſtſein man nie kam, die man aber

takt=

taktmäßig (mechaniſch) ausübte. Man richtete ſich, gleich den Tonkünſtlern, nach dem Ohr und nach einem unbeſtimten Sprachgefühl, wovon man ſich keine Rechenſchaft angab und angeben konte. Hierzu komt noch ein Zweites. Nicht jeder einzelne Mitlaut verſchwiſtert ſich ſo leicht mit jedem andern beliebigen; ſondern ſo wie ſich einige anziehen, ſo ſtoßen ſich andere zurükk. Bei einigen Zuſammenſetzungen findet dis Geſetz allgemein ſtatt, ſo daſs es ſich auf alle Sprachen erſtrekken möchte; bei andern iſt es gerade dieſer und jener Sprache eigenthümlich, weil jede Sprache ihr eigenes Ur- und Bildungsweſen hat. Wir können das Allgemeine hier nicht von dem Beſondern trennen, da wir uns nicht auf andere Sprachen einlaſſen, ſondern bloß mit der deutſchen es zu thun haben.

§. 82. Die Verbindungsgeſetze bei den Vorlauten.

Unter den Vorlauten zeichnen ſich vorzüglich das l und r als ſolche aus, die ſich gern an einen vorhergegangenen Mitlaut anſchließen, (§. 77.) und zwar deshalb, weil ihre Lage (§. 66.) angränzt an die Lage der Stimmlaute, nicht an die äußere Spitze derſelben wie w, j, ſ, ch (§. 63.) ſondern, wenn ich es räumlich ausdrükken will, an die Seiten derſelben; weshalb wir ſie auch Ströme nanten. Doch finden wir hier auch einige Abweichungen. Das dl und wl ſind nicht als Vorlaute zuſammengeſetzt, letzteres vielleicht wegen des ſpäteren Entſtehens des w und ſeines frühern unbeſtimten Weſens (§. 106.); erſteres wahrſcheinlich wegen der zu nahen Verwandſchaft (§. 66.). Es findet nämlich die Regel bei der Zuſammenſetzung ſtatt, wie überhaupt wohl in der ganzen Schöpfung und Kunſt, im Ton, im Laut, in der Farbe, und in der Form: „Zu nahe Verwandſchaf-

ſchaf-

ſchaften ſtoßen zurükk, und widerſprechen der Schönheit; ſo wie wieder zu große Entfernung verbunden, überall Rohheit im Geſchmakk anzeigt." Die Sinne wollen gerade das verbinden was ſie leicht unterſcheiden können und was dennoch nicht zu ſehr entfernt iſt, was nicht zu ſehr abſticht, nicht zu grell iſt, zu auffallend und zu verſchiedenartig. (§. 105.) Wir ſehen alſo und werden es fernerhin ſehen, daſs die Sprache auch den Geſetzen der Schönheit gehuldiget hat und huldigen muſs, wie Alles in der ganzen Erſcheinung, das ſich ſtrebt zu bilden und zu geſtalten, nach Vollkomnung trachtet, und zwar in den von ihr gegebenen Geſetzen. Es neigt ſich alles hin zu dem Urbilde aller Vollkommenheit, wie die Blume zur Sonne; und ſo wie wir im Sonnenſtäubchen ein Geſetz, und zwar das Geſetz der Vollkomnung dargeſtelt in der Schönheit erblikken, wie im Kleinen ſo im Großen, wie in Allem ſo auch in der Sprache. — Daſs das h weder ſich mit dem r noch mit dem l, noch mit ſonſt einem andern Mitlaute verſchwiſtert, erhelt aus der Sache ſelbſt. Das h iſt nicht wahrnehmbar, wenn nicht ein Stimmlaut darauf folgt, durch den es ſein Weſen zu erkennen gibt. Das l und r verbinden ſich auch nicht wegen der zu nahen Verwandſchaft. Das ſl und ſr und zl und zr kommen nicht vor, wohl aber das ſchr und ſchl. Es ſcheint als wenn das Feine, das Scharfe und das Schneidende (des ſ und z) hätte zurükgeſtoßen, und dem ſch als dem Breitern und Vollern hier den Platz geräumt. Uebrigens iſt es noch eine Frage, ob man ſonſt nicht ſreiben und ſlagen ſtatt ſchreiben und ſchlagen ſprach; die Zuſammenſetzung des ſt und ſp im Vergleich mit der gewöhnlichen Ausſprache könte dis leicht beſtätigen, ſo wie die ältere Schreibart mehrerer anderer

Wörter, wo ein ſ ſtatt ſch ſteht. Das m und n ſind ganz untauglich um ſich als erſte Laute irgendwo anzuſchließen; ſie lieben als Naſenlaute zu ſehr den Stimmlaut, ſind in ihrem Weſen zu entfernt von allen Mitlauten, und werden deshalb zurükgeſtoßen, wie ſo eben erinnert iſt.

An das g und k und ſch ſchließt ſich das n an, denn ſteht es hinten, ſo iſt es in Verbindung mit dem Stimmlaut. Das m ſchließt ſich nur hinter ſch an. Das w ſchließt ſich nur an z und ſch; das p t und k an ſ, das aber wie ſch gewöhnlich ausgeſprochen wird. Das f ſchließt ſich an p, und zwar wegen der nahen Verwandſchaft, ſehr ſchlecht an (§. 69.); daher auch die, welche es richtig ausſprechen wollen, hinter dem p häufig ein kurzes e hören laſſen. Gewöhnlich ſpricht man es aber wie ein f aus, z. B. Pferd = Ferd. Wie jedes Gemälde einige ſchlechte Theile hat, ſo auch die Sprache. Hiezu gehört dieſe Verbindung. Auffallend iſt es, daſs, wo der zweite Laut kein Strom iſt, der erſte ein Zungenziſch iſt, (ausgenommen das pf), der nach den Strömen noch das meiſte Stimmlauthaltige hat. Bei der Verbindung dreier Mitlaute waltet das oben aufgeſtelte Geſetz auch ſtets ob, und auch die eben erwähnten Fehler im pfl und pfr. Nur l und r nehmen die 3te Stelle ein. (§. 77.)

§. 83. Die Verbindungsgeſetze bei den Nachlauten.

Die zuſammengeſetzten Nachlaute ſind von ganz anderer Art als die zuſammengeſetzten Vorlaute. Bei dieſen ſchloſs ſich der Stimmlaut an den letzten Mitlaut; bei jenen an den erſtern. Bei den Nachlauten ſpielen daher das l, m, n, r, als diejenigen die ſich leicht mit den Stimmlauten verbinden, und daher etwas Flüſſiges

oder

oder Biegſames haben (weshalb ſie auch *liquidae* benant) eine große Rolle in der erſten Stelle. Hier ſchließen ſich auch m und n an das l und r an und trennen ſich ſo vom Stimmlaut, den ſie in andern Fällen ſtets huldigen. Bei l und r wird es ihnen auch leicht, weil dieſe ebenfals ſehr nahe mit den Stimmlauten verwandt ſind. Das rl verbindet ſich auch, aber nicht das lr, weil es ſchwer iſt vom l zum r überzugehen. Das l trent ſich alſo auch einmal vom Stimmlaut, aber das r nie, weil ſein zitterndes Weſen nicht vernehmbar iſt, wenn es nicht unmittelbar dem Stimmlaut mitgetheilt wird. An das m und n ſchließen ſich aber nicht ſo viele Mitlaute an, als an das r und l; weniger noch an das m als an das n; der Grund davon liegt in der großen Verſchiedenheit (§. 82.). Sind andere Mitlaute erſte Laute bei den Nachlauten außer dieſen vieren, ſo iſt hinten ein Vorderzungenſchluſs oder ein Zungenziſch, die ſich am allerleichteſten hinten anſchließen. Der zuſammengeſetzten Nachlaute ſind weit mehrere, mannigfaltigere und zuſammengeſetztere als der zuſammengeſetzten Vorlaute, weil ſie gleichſam ſich noch in den Hauch des Stimmlauts hineinſchmiegen und ſo leichter zu bilden ſind, als wenn ſie von dem Stimmlaut gebildet werden. Auszuſprechen ſind aber die zuſammengeſetzten Vorlaute gewöhnlich leichter.

§. 84. Das Anſchließen der Stimmlaute an die Mitlaute.

So wie nicht alle Mitlaute ſich beliebig verſchwiſtern, ſo auch nicht alle Stimmlaute gleich gut mit allen Mitlauten. So ſchließt das r ſich nicht ſehr bequem an das kurze i, beſſer an das kurze ü; nur mittelmäßig an das kurze u; weshalb viele ur wie ür ausſprechen. Das w ſchließt ſich ſchlecht an das u (uw) gut an das i (iw);

und

und das f ſchlecht an das i (if) gut an das u (uf). Der Grund liegt in der Lage dieſer Laute (§. 63.). Aus demſelben Grunde verändert das ch ſeine Lage, wenn e i und ei vorhergeht (§. 70.). Das ü und ö kurz ausgeſprochen, ſind wegen der entgegengeſetzten Lippen- und Zungenlage ſchwer mit vielen Nachlauten zu verbinden. Das e ſchließt ſich nicht gut an l, m, n, r, daher Meer, Mehl, wem, wen gewöhnlich ausgeſprochen werden wie Mär, Mäl, wäm, wän. Es iſt dieſe Ausſprache nicht zu billigen; man muſs das e freilich nicht zu geziert in dieſen Wörtern ausſprechen wollen, aber doch auch nicht wie ä. Dis nur als Andeutung für den, der auch dieſe Sache näher unterſucht. Sie geht ſehr ins Feine, und man kann deshalb leicht bei dieſen Unterſuchungen irren.

10ter Abſchnitt.

Spellen und Wörter.

---

§. 85. Verſchiedenheit des Lauts und des Worts.

Wir haben es hier in der Lautlehre nur in ſofern mit den Wörtern zu thun, als ſie Erzeugniſſe des Lauts ſind; in wiefern ſie zugleich einen Begriff bezeichnen, dis gehört nicht hierher; denn da wir keine Lautbegrifslehre haben (14ter Abſchnitt), da nicht jeder einzelne Laut ſeinen eigenen Begriff hat, ſo kommen wir auch zu keinem Begriff durch Anhäufung der Laute. Der Begriff muſs uns anderwärts her kommen, wie wir auch im Folgenden ſehen werden. (Abſchnitt 15.) Jetzt iſt

aber

aber die Frage, wie unterſcheidet ſich der Laut und mehrere Laute von einem Wort? Der Laut iſt ein Erzeugniſs der Mundwerkzeuge und zwar ein einfaches Erzeugniſs; das Wort iſt gewöhnlich ein mehrfaches Erzeugniſs der Mundwerkzeuge bezeichnend einen Begriff. — Eine Anhäufung von mehreren Lauten, ausſprechbar oder nicht ausſprechbar iſt kein Wort, ſobald ich keinen Begriff damit verbinde. Ein Wort kann zugleich ein bloßer Laut ſein, z. B. das Ei; iſt aber dennoch ein Wort, wenn es zugleich die Bezeichnung eines Begriffes iſt. Hätten wir eine Lautbegrifslehre (Abſchnitt 14.) ſo würde dieſe Unterſcheidung nicht gelten, und eine noch weit leichtere da ſein.

§. 86. Unterſcheidung der Wörter nach Spellen.

Jedes Wort iſt alſo ein oder mehrere Laute, der oder die einen Begriff bezeichnen. Man kann aber auch ganz von dieſem Begriff wegſehen, und bloß ſeine Unterſuchungen auf das Wort in ſofern richten, als es aus Lauten beſteht; und dies wird hier geſchehen. Das Wort, in ſofern es einen Begriff bezeichnet, gehört in die Wortlehre den 2ten Theil des Sprachunterrichts. — Die Wörter theilt man nicht ein nach der Zahl der Laute, ſondern nach der Zahl der Stimmlaute. Hat ein Wort Einen Stimmlaut, ſo nent man es ein einſpelliges (einſilbiges) Wort; hat es 2 Stimmlaute, ſo iſt es zweiſpellig, u. ſ. w. dreiſpellig, vierſpellig u. ſ. w. Ein gedoppelter Stimmlant gilt dabei nicht mehr als ein einfacher. — Das Wort S p e l l e für Silbe (*syllaba*) komt im Engliſchen, und wenn ich nicht irre in der Schweiz auch noch vor, (vergleiche Fuldas Idiotikenſamlung 1788. S. 499.) Das Grundwort iſt p a l t e n, welches noch in Niederſachſen vorkomt, und den Begriff hat, ein großes

ßes Stükk abreißen; davon ſpalten; davon ſpel-
len ein Verkleinerungswort; wovon noch Spille am
Rokken und Spelt eine Getreideart, ſo genant wegen
der geſpaltnen Aehre. Auch Splet, Splitt, Splint,
Splitter hängt damit zuſammen. — Da jede Spelle
ihren eigenen Stimmlaut hat, woran ſich die Mitlaute
nur anreiben, jeder Stimmlaut aber wieder eine neue
Mundbewegung hervorbringt, die an den Lippen und
vorzüglich durch ihre längere Dauer ſich von den Mitlau-
ten unterſcheidet, ſo ſagt man auch jedes Wort hat ſo viele
Spellen, ſo oft man den Mund von neuen beweget.
Die obige Erklärung iſt aber beſtimter.

§. 87. Spelleneintheilung.

So leicht, wie es hiernach ſcheinen möchte, die Ab-
theilung der Wörter in Spellen auch iſt, ſo ſind die
Sprachforſcher doch oft verſchiedener Meinung geweſen;
und es gibt einige die ohne Sinn und Verſtand die Wör-
ter abgetheilt haben. Die einfachſte Eintheilung iſt die
nach dem Gehör. Jeder Mitlaut gehört alſo
zu dem Stimmlaut, mit dem er bei der Aus-
ſprache verſchmolzen iſt, z. B. lie = ben, Aus =
ſpruch, ſchik = lich, Spra = che. Doch bemerken wir,
daſs man bei den Wörtern, in denen ein kurzer Stimm-
laut iſt, und die deshalb die Schrift oft mit einem gedop-
pelten Nachlaut bezeichnet, wie z. B. Himmel, nie
ſpricht und hört Him = mel, ob es gleich ſo ſcheint,
ſondern Himm = el, Schatt = en. Man laſſe ſich
hier garnicht täuſchen durch ſein eigenes Gehör, und
vergleiche die Wörter wiſchen, fiſchen, Tiſche,
die wir doch trennen müſſen wiſch = en, Fiſch = en,
Tiſch = e, wenn keiner wiſchen u. ſ. w. leſen ſoll. —
Da-

Damit man aber ſich hier nicht irre, ſo ſtellen wir noch einen zweiten Grundſatz für die Spelleneintheilung auf. „Iſt der Stimmlaut kurz, ſo reihen ſich gern hinten viele Mitlaute an; iſt er lang, ſo ſchließt ſich der Mitlaut gern an die folgende Spelle.“ z. B. ha = ben, hatt = en, Kna = be, knatt = ern. Dieſe zweite Regel iſt der erſten untergeordnet, und ich würde daher lieber Han = del als Hand = el ſchreiben. Alle zuſammengeſetzten Wörter ſind daher von ſelbſt von der 2ten Regel ausgeſchloſſen z. B. Schlitt = ſchuhe, Reit = pferd. Die Spellen nach der Wortbildung (*Etymologie*) abzutheilen, führt zu vielen Schwierigkeiten, und iſt auch an ſich falſch. Alle Eintheilungen, die wir machen bei einem Dinge, machen wir nach gewiſſen Grenzſtrichen, die ſich im Dinge ſelbſt vorfinden, und nicht nach ſeiner Entſtehung, zumal wenn ſie, wie hier, oft nicht zu erkennen iſt.

§. 88. Nähere Beſtimmung der Spellen.

Die Spelleneintheilung iſt alſo ganz Sache des Gehörs; und wir bemerken, daſs die ältern Sprachforſcher, z. B. ein Adelung hier weit richtiger und folgerechter entſchied als die neuern Laut= und Buchſtabenforſcher, wie Olivier und Krug; die da Kunſt anzubringen ſuchen und Weisheit, wo die gröſte Einfachheit ſtatt finden muſs. Unſerm Grundſatze gemäſs theilen wir

1) die zuſammengeſetzten Wörter nach der Zuſammenſetzung alſo: Haus = rath, Nachti = gall (Nachti iſt ein uralter 2ter Fall (*genitiv*) von Nacht) Böſe = wicht, Donners = tag, Erb = recht. Iſt aber die Zuſammenſetzung nicht mehr ſehr bemerklich oder zweideutig, ſo laſſen wir bloſs das Gehör entſcheiden, als: da = rin, da = rauf, wo = raus.

2) Die abgeleiteten Wörter trennen wir nach der Ableitungsſpelle, als: be = graben, zer = ſtöhren, Freund = ſchaft, Bitter = keit; wenn nicht das Gehör anders entſcheidet; als Hei = land, Hei = math, Flä = che, Kö = nig, wei = biſch. — Dies letztere gilt ebenfals

3) von den Wörtern, die durch Abänderung (*Declination* und *Conjugation*) entſtanden ſind, als lieb = te, Bäu = me, ü = brig, Erb = ſen; aber nicht Man = nes, Pup = pe, ſondern Mann = es, Pupp = e, weil man kein doppeltes n und p hört. (§. 87.) Anders iſt dies in zuſammengeſetzten und abgeleiteten Wörtern, als ver = rathen; aus = ſaugen, Hof = fahrt (die Fahrt nach Hofe.)

Die Theilung der Spellen bloß nach der Zuſammenſetzung, Ableitung und Abänderung, iſt eine wahre Zerſchneidung der Wörter und keine Eintheilung. Heinrich Eppendorf im 16ten Jahrhundert ſoll der erſte Zerſchneider dieſer Art geweſen ſein; viele Glieder des Palmordens zeigten auch hierin eine gewiſſe Schneideſucht; die auch von manchem neuen Sprachforſcher wiederhohlt worden iſt. — Da aber der Menſch nach dem Bequemſten ſo häufig ſtrebt, ſo kann man verſichert ſein, daſs dieſe Wortzerſchneidung nie aufkommen wird. —

§. 89. Zuſammenziehen der Spellen.

Die deutſche Sprache beſitzt wie mehrere Sprachen gewiſſe Wörter, die ſonſt mehrſpellig waren, durch den Gebrauch aber mehr abgeſchliffen, und dadurch minderſpellig wurden. Es erhelt von ſelbſt, daſs nie eine ſolche Zuſammenziehung ohne Wegfall des einen Stimmlauts oder Verbindung zweier Stimmlaute zu einem gedoppelten möglich iſt. Letzter Fall komt in der deutſchen Sprache nicht vor; denn g e b e u t ſtatt g e b i e t e t

kann man nicht hierher rechnen, da dies 2 Formen aus verſchiedenen Mundarten ſind. Eher wäre hierher zu rechnen Beicht aus Begicht. Oft fallen auch Mitlaute weg, als am, ſtatt an dem, ins ſtatt in das, deſs ſtat deſſen, weſs ſtatt weſſen. Ein a iſt weggefallen in folgenden Wörtern, drauf, dran, drunter, drinnen u. ſ. w. Es iſt irrig dieſe Wörter für platt zu halten; ſondern ſie ſind ſehr körnig. — Am häufigſten iſt die Ausſtoßung des kurzen e vorzüglich in abgeänderten Wörtern. Es iſt aber wohl dahin zu ſehen, daſs durch ſolche Ausſtoßungen kein Miſsklang entſtehe. Dieſer entſteht dadurch, wenn durch dieſe Zuſammenhäufung Mitlaute zuſammen kommen, die ſich durch ihre zu nahe Verwandſchaft oder zu große Verſchiedenheit zurükſtoßen. (§. 80. — 84.) So iſt wegen der zu nahen Verwandſchaft ſprachwidrig wuſchſt, ſtatt wuſcheſt, wenn man nicht gebrauchen will waſchteſt, oder du wuſcht; wo man das ſ wegen Verwandſchaft mit ſch wegläſt, denn man ſagt ja du weißt, du heißt, du läſt, und nicht du heißſt, du läſſt, du weißſt. Eben ſo ſprachwidrig ſind wiſchſt, fiſchſt, und hübſchſter, thieriſchſter, Speiſzimmer ſtatt Speiſezimmer; und das ſchrekliche iſt's, ſo wie das von dem treflichen Pauli gebildete das Miszeichnende. (Paulis Beiträge zur Sprachwiſſenſchaft, Leipzig 1812.) Wegen der zu weiten Entfernung iſt weibſch ſtatt weibiſch ſchlecht, z. B. du weibſcher Mann! eben ſo ſüßrer ſtatt ſüßerer; Blasbalg ſtatt Blaſebalg. Es gehört ein ausgebildetes Ohr hierzu, um hier keinen Fehlgriff zu machen, und eine genaue Kenntniſs der Laute.

§. 90. Zuſammenſetzung der Spellen und Wörter.

Es kann hier nicht davon die Rede ſein, wie Spellen und Wörter dem Begriff nach zuſammengeſetzt werden, und werden können und ſollen; dann das gehört zur Wortlehre; ſondern nur davon, wie ſie in Hinſicht der Laute zuſammengeſetzt ſein müſſen, um ſich rein, deutlich und beſtimt ausſprechen zu laſſen. Es findet hier wieder der in dem §.§. 80 — 84 und 89, erläuterte Grundſatz ſtatt: „Weder zu nahe Verwandſchaft noch zu große Verſchiedenheit!" Wie oft hiergegen die neuen Sprachforſcher ſündigen, liegt am Tage. Vorzüglich habe ich es an dem neulich von Radlof erſchienenen Werke bemerkt, (Trefflichkeiten der ſüddeutſchen Mundarten zur Verſchönerung und Bereicherung der Schriftſprache, geſammelt von Radlof, München 1811.) das ſonſt vieles Treffliche und Annehmbare enthält. Da ich ſo eben ein anderes ebenfals tüchtiges Werk bei der Hand habe, worin Fehler dieſer Art vorzüglich vorkommen, (Die Sprachreinigkeit von Seiten ihres förderlichen Einfluſſes auf Sprachbereicherung von *M.* Chr. M. Pauli. Leipzig 1811), ſo will ich einige daraus nehmen, um daran zu zeigen, wie man nicht zuſammenſetzen müſſe. Die Wörter ſilbenbedeutſam, innenbedeutſam, außenbedeutſam, Ehrengepränge ſind ſchlecht, denn 2 kurze Spellen ſind in der Mitte und machen die Wörter kreuzlahm; man kann deshalb in der Ausſprache nicht gut über die Mitte fortkommen. Daſs man kurze und lange Spellen gehörig miſcht, darauf komt viel an. Bindwörter ſtatt Bindewörter iſt ſchlecht; denn d und w reiben ſich, ſie ſind nicht verwandt genug.

genug. Die Wörter anſchließungsdeutig, einräumungsdeutig und fortſetzungsdeutig ſind ſchleppend, wegen des langen und dennoch kurzen ungs. Eben ſo verwerflich ſind blattachſelſtändig, und aſtachſelſtändig. Man verſuche ſie auszuſprechen! -- Die Wörter Eigenleidenheit und Eigenbildlichkeit ſind wegen Anhäufung des ei und i ſchneidend und kreiſchend. — Man ſieht hieraus, wie wichtig eine gehörige Vertheilung der Stimmlaute bei den Zuſammenſetzungen iſt. — So wie man nicht gleiche und ähnliche Stimmlaute in einem langen Worte häufen darf, ſo auch nicht gleiche und ähnliche Mitlaute. Als Beiſpiel dient ſelbſtſtändig ſtatt ſelbſtändig und die Wörter §. 89. am Ende.

§. 91. Lange und kurze Wörter an und für ſich.

Unſere Sprache hat ſechs- bis achtſpellige Wörter, z. B. Oberküchenmeiſter, Ermunterungsmittel, Gegeneinanderhaltung, Freundſchaftsangelegenheiten. Viele Sprachen bringen die Spellenzahl nicht ſo hoch, die griechiſche hat ſie höher gebracht, und warſcheinlich am höchſten von allen Sprachen; denn durch Vorſetzung des Geſchlechtswortes verwandelt ſie einen ganzen Satz in ein Wort. Wenn gleich dieſe Wörter getrent geſchrieben ſind, ſo könten ſie eben ſo gut zuſammengeſchrieben ſein dem Sinne nach. Es fragt ſich, wo iſt die Grenze der Spellenzahl? Sind wir Deutſche weit genug darin ſchon vorgeſchritten, oder können wir noch weiter gehen? Große Wortreihen zu einem Wort machen, wie die Griechen thaten, das möchte ich den Deutſchen nicht ſo ſehr anrathen, obgleich in manchen Fällen es ſehr bezeichnend iſt; und wir es auch thun, z. B. das Immer und ewige Anſchauen fremder Größe hat uns klein

gemacht. Solche Reihenwörter müſſen aber ſtets getrent geſchrieben werden, denn ſie ſind ſonſt nicht gut zu überſehen; auch in der Ausſprache muſs man ſie als Ein Wort behandeln. Iſt aber eine Wortreihe kurz, ſo können immer ſolche Wörter zuſammen ausgeſprochen und geſchrieben werden; und hier iſt ein Feld, wo wir noch viele Wörter ſchaffen können. z B. das Sichausleben, das Immerſichgehenlaſſen, das Ineinanderleben. Friedrich Ludwig Jahn hat hier meines Wiſſens zuerſt neue Verſuche gemacht in ſeinem Volksthume; und Luden in ſeiner Staatsweisheit iſt hin und wieder gefolgt. Enthalten die Wörter nicht mehr als 10 Spellen, ſo ſind ſie recht gut hör- und ſichtrecht, und verdienen ihrer Länge wegen keinen Tadel. In Hinſicht des Begrifs iſt es etwas anders. Wenn ein ſolches Großwort einen kleinen winzigen Begriff bezeichnet, wie dies oft der Fall iſt bei den Sprachforſchern, die alle ausländiſchen Wörter durch Wortzuſammenſetzung zu bannen ſuchen, ſo iſt es lächerlich.

§. 92. Lange und kurze Wörter im Zuſammenhange.

Eine Sprache, die aus lauter kleinen Wörtern beſtände, aus 1 2 und 3 ſpelligen, würde in jeder Rede einem Tonſtükk gleichen, das lauter $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$ und $\frac{1}{32}$ enthielte. Eine Sprache die aus lauter langen Wörtern beſtände, würde in jeder Rede einem Tonſtükk gleichen, das aus lauter ganzen und halben Noten zuſammengeſetzt wäre. In der Form iſt die Sprache die vollkommenſte, der es nicht an kurzen, nicht an mittlern, nicht an langen Wörtern fehlt, und die daher für jede Art der Rede geſchaffen iſt. Es

Es gibt Tonſtükke, worin ſich vorzüglich kurze Noten ausnehmen, es gibt aber auch eben ſo viele, die der langen nöthig haben. Fröhliche Stükke, diejenigen, die einen leichten Fluſs des Bluts bezeichnen in der aufwallenden Leidenſchaft und in der dahinfließenden Heiterkeit, bezeichnen dieſe Stimmung auch durch ſchnellhüpfende Töne, die gewöhnlich kurz und mehr hoch als tief ſein werden. Die Andacht, die Hochfeier, die Trauer, die Abgemeſſenheit — ſchreiten langſam einher, und erfordern daher langſame und tiefe Töne. So auch die Sprache. Sie gebraucht bisweilen der kurzen Wörter, bisweilen der langen vorzüglich, bisweilen beide im bunten Gemiſch. Die langen Wörter gewinnen an Länge, wenn die Stimmlaute darin lang und tief ſind; die kurzen Wörter gewinnen an Kürze, wenn die Stimmlaute darin kurz und hoch ſind. Ein lebhaftes Geſpräch wird kurze Wörter lieben; ein Trauerlied, eine feierliche Rede die langen. Diejenige Sprache alſo, der es an kurzen Wörtern gebricht, wird nie mit Leichtigkeit dahin ſchreiten; und diejenige, der es an langen gebricht, wird nie einen ernſthaften würdevollen Schritt gehen. Als Beiſpiel dient die franzöſiſche. Da die Sprache der Abdrukk des Volksgeiſtes iſt, ſo wird man auch aus dem Ueberwiegen der langen und gehaltigen Wörter, oder der kurzen und hüpfenden auf das Weſen des Volks ſchließen können. — Doch muſs ich dabei bemerken, daſs öfter ein Wort ziemlich lang ſein kann, dem es dennoch an einem gewiſſen Gehalt fehlt, weil die Stimmlaute keinen ſtarken Gehalt haben, oder weil die Spellen nicht ſtämmig ſind, und ſo können kurze Wörter öfter einen ſtarken Gehalt haben; denn der Gehalt wird durch Länge der Wörter, Stämmigkeit der Spellen und Tiefe und Länge der

Stimmlaute beſtimt. Unſere deutſche Sprache, ausgezeichnet in Vielem vor vielen, zeichnet ſich auch hier ruhmvoll aus. Sie iſt zu jeder Art der Rede geſchikt, zur höchſten Andachtsfeier und zur gröſten Gehaltſamkeit, zur leichteſten Aufwallung und zum flüchtigſten Vorübergehen. Das Grundweſen des Deutſchen ſpricht ſich hierdurch klar aus. — Ein bekanter ruſſiſcher Feldherr ſagte einmal Folgendes: „Ich leſe gern in der Bibel, aber nur in der deutſchen; denn dieſe ſcheint mir die eigentliche Bibel zu ſein. Auch kann ich nur deutſch beten; den ruſſiſch fluche ich, und franzöſiſch mache ich den Frauen den Hof." Was den eigentlichen Wortgehalt anbetrift, der in der Begrifshaltigkeit der Spellen liegt, den wichtigſten Einfluß auf jede Rede hat, und die gebundene ganz beſtimt; ſo müſſen wir dieſen hier übergehen, weil er in die Wortlehre gehört.

11ter Abſchnitt.

Lautbezeichnung.

---

§. 93. Bezeichnung überhaupt.

Das ganze menſchliche Wiſſen iſt nur eine Darſtellung, Erklärung und Offenbahrung des einzigen Urwiſſens der Gottheit. Bis zu dieſem Urwiſſen und zur Erfaſſung deſſen Weſen in ſeiner ganzen Fülle und in ſeinem ganzen Sein gelangt der Menſch nie als ein einzelnes Glied dieſes Weſens ſelbſt. Er ſucht daher durch Annäherung, durch Gleichung, Vergleichung und Aehnlichung dieſem Urwiſſen ſo nahe, als möglich, zu kommen.

men. Solche Gleichungen, Aehnlichungen und Annänäherungen führen uns dem Urwiſſen immer deſto näher, je mehr ſie in Beziehung, in Verbindung, in Verwandſchaft mit demſelben ſelbſt ſtehen. So können wir die Gottheit nie in ihrem Weſen erfaſſen, nur dieſelbe ahnden, und durch dieſe Ahndung Gleichungen und Annährungen machen. Die chriſtlichen Gleichungen der Gottheit ſind dem Weſen weit näher als die heidniſchen. Wie es mit der Gottheit und allen überſinlichen, höhern und geiſtigen Dingen iſt, ſo auch mit den ſinlichen, nur daſs hier unſere Gleichungen und Bezeichnungen dem Weſen der Sache näher liegen als dis bei geiſtigen Dingen der Fall iſt, weil ſie bei weiten leichtere Gegenſtände unſers Erfaſſens und Begreifens ſind als jene. Unſer ganzes Wiſſen iſt daher ein Zeichenwerk, nur ein menſchliches Darſtellen und Bezeichnen des eigentlichen Urwiſsens. All unſer Wiſſen iſt daher ein eigentliches menſchliches Wiſſen, nur der Abglanz des göttlichen; und wenn wir von einem allgemeinen Wiſſen ſprechen, ſo iſt dis immer nur ein allgemeines menſchliches; denn ſo wie der einzelne Menſch ſich nicht ganz aus ſeiner Einzelnheit (*Individualitaet*) herausheben kann, ſo auch nicht die ganze Menſchheit. Daher immer ſehr wahr. „Unſer Wiſſen iſt Stükkwerk!“

§. 94. Sprache als Bezeichnung.

Dasjenige Wiſſen nun, wodurch ſich die Einzelweſen ihr Wiſſen, ihr Fühlen, ihr Handeln, oder andern mittheilen — die Sprache iſt alſo wiederum als menſchliches Wiſſen ein Zeichenwerk; und da alles Wiſſen ein Zeichenwerk iſt, ſo iſt die Sprache eigentlich ein Zeichenwerk von einem Zeichenwerk, Zeichen eines Zeichens. Daſs das Wiſſen ſelbſt kein Urwiſſen iſt, beweiſt

ja die Verſchiedenheit ſowohl des einzelweſentlichen (*individuellen*) als des volksthümlichen (*nationalen*) Wiſſens, welches, da es immerdennoch das Erſcheinen des Einen Wiſſens iſt, nämlich des göttlichen ſich ſtets verwandt bleibt, ſelbſt auch denn, wenn es in keine Berührung tritt. (Vergleich zweier Völker die ſich ganz unabhängig von einander ausgebildet). Da nun das Wiſſen, das Denken, das Fühlen, das Handeln ſich in verſchiedenen Völkern verſchieden entwikkelt, und da die Sprache in ihrer Ausbildung kein nothwendiges Zeichen iſt, ſo müſſen verſchiedene Sprachen entſtehen. (§. 125 und 126.) Die verſchiedenen Sprachen ſind daher mit verſchiedenen Aufloſungen einer und derſelben Aufgabe aus der Größenlehre (Mathematik) zu vergleichen, in welchen Auflöſungen manche gleiche und ähnliche Striche vorkommen.

§. 95. Sichtbare Bezeichnung der Sprache.

Die Lautſprache (§. 5.) oder die hörbare Sprache, ob ſie gleich alle Erforderniſſe einer Sprache, alle Gelenkigkeit, Biegſamkeit und Beweglichkeit hat, leidet an Einem, nämlich an der Flüchtigkeit. Der Laut und das hörbare Wort iſt eine Bezeichnung für die Gegenwart, aber man kann durch ſie nur ſchwer ein Wiſſen auf die Zukunft bringen. Wir haben deshalb gegen alles Wiſſen, das bloß durch die Lautſprache, durch Erzählungen, durch Sagen erhalten (deshalb Sagen genant) ein richtiges Vorurtheil. Das Bedürfniß, das Denken nicht allein der räumlichen Gegenwart, ſondern auch der räumlichen und zeitlichen Entfernung mitzutheilen, und es daher in einem Zeichen auf irgend eine Weiſe zu erhalten, wurde wohl bald gefühlt; und dieſem allgemeinen Bedürfniſſe verdanken wir die Schriftſprache, die eine ſichtbare Bezeichnung und Darſtellung der vor-

über-

übergehenden Lautſprache iſt. Die Schriftſprache iſt die wichtigſte Erfindung der Menſchen. Ohne ſie würde die Menſchheit bei weiten noch nicht auf der Stuffe der Vollkommenheit ſtehen, worauf ſie jezt ſteht. Durch ſie iſt es Jedem erlaubt, tief in das Wiſſen der Vorwelt einzudringen, und ſein eignes Wiſſen der Nachwelt zu erhalten. Die Schriftſprache iſt eigentlich die Verbinderin der Zeit und des Raums. Viele Zeiten wären ohne ſie in das Meer der Vergeſſenheit geſunken, viele Begebenheiten, viele Thaten, viele merkwürdige Menſchen, — kurz die ganze Geſchichte wäre ohne ſie ein Oſſianſches Nebelfeld, wo aus Sagen die halb körperlichen, halb geiſtigen und wolkigen Schattenbilder der Vergangenheit im Wirrwar ſich durchkreuzten. Die dunklen Urgeſchichten (Mythologien) aller Völker beweiſen dies. Ohne die Schrift müßte Jeder beinahe ſeine Bildung von vorne anfangen; jezt aber findet er die ganze Bildung der Vorwelt vor ſich, er findet einen großen Erdſchaz, wovon er zehren, wodurch er ſich nähren kann, bis erſelbſt denſelben erzeugt.

§. 96. Der Hang des Menſchen Alles durch ſichtbare Zeichen darzuſtellen.

Des Menſchen Wiſſen und Thun iſt ſtets Darſtellung des Göttlichen im Zeitlichen. Er ſucht das Niedrigſte wie das Höchſte ſinlich und ſichtlich zu bezeichnen. Die Gottheit ſelbſt iſt ihm nicht zu hoch, er ſtelt ſie ſichbar, um ſie deſto faslicher und greiflicher und ſichtlicher zu beſitzen. Die Hochgedanken von Tugend und von Gottesfurcht ſtelt der Menſch ſinbildlich dar, und ſchaft Bildſäulen als Darſtellungen derſelben in der menſchlichen Geſtalt. Die ganze Erſcheinungswelt

liegt ſichtbar vor ihm, auch dieſe bildet er nach, und ſucht oft das Gegebene durch ſeinen Schönheitsſinn, der ſich doch zuerſt in und an der Erſcheinung gebildet, noch zu vollkomnen. Sein Bildeſinn geht ſo weit, daſs er Dinge erſchaft und erzeugt, die kein menſchliches Auge geſehen, kein menſchliches Ohr gehört (Schauſpiel und Dichtkunſt.) In dem er anfänglich bloß das Gegebene nachahmte, verſchönerte, und alſo nur Nachbilder, Ergänzer und Verſchönerer war, ſo erhob er ſich dadurch zum Schöpfer und Erzeuger. — Ja die gewöhnlichſten Dinge des Lebens ſtelt der Menſch durch Zeichen dar, ſo nikt er mit dem Kopf, ſo zieht er den Hut, ſo drükt er die Hand, ſo beugt er den Rükken. Einzelne Theile der Wiſſenſchaft bedienen ſich vorzüglich ſichtlicher Zeichen, und wären ohne ſie nie ausgebildet. Ich erinnere nur an die Größenlehre (Mathematik). Selbſt die Erſcheinungen ſuchte man durch willkührliche Zeichen zu bezeichnen, und ſo haben noch unſere Scheidekünſtler beſondere Zeichen für Erze und dergleichen als Ueberbleibſel aus frühern Zeiten. — Die Tonkunſt, die Schweſter der Sprache, gab ihr auch hierin nicht nach; auch ſie ſuchte ihre Flüchtigkeit zu hemmen, und das Vorübergehende feſt zu ſtellen. Sie ſchuf ſich Noten, ſo wie die Sprache die Schrift; und Sprache und Tonkunſt würden ohne dieſe Hülfe und Stütze noch auf einer niedrigen Stufe ſtehen.

§. 97. Wahl dieſer Zeichen.

Obgleich alle Bezeichnungsarten, ſo wie ſie jetzt ſind und vor uns liegen, den Schein der Willkührlichkeit an ſich tragen, und ihre Beziehung und Verbindung mit dem Bezeichneten keine nothwendige, ſelbſt nicht einmal eine Verähnlichung iſt, obgleich es anfänglich wohl nicht

ſo

ſo war, ſo ſind dennoch die Zeichen nicht gleichgültig, ſondern ſie müſſen die Eigenſchaft haben, auf die bequemſte und leichteſte Weiſe zu bezeichnen; und nur wenn ſie dieſe Eigenſchaft haben, ſind ſie ſo wichtig zur Ausbildung der Menſchheit. Unſere Noten ſind ein Muſter hiervon, obgleich ich nicht behaupten will, daſs ſie ſchon ganz vollkommen ſind. Unſere Schrift und die Schrift der Europäer iſt ebenfals muſterhaft im Vergleich mit der Schrift anderer Völker, und mit der, wie ſie in frühern Zeiten war. Wie unbequem iſt nicht die chineſiſche Schrift, die über 50000 Zeichen enthalten ſoll, welches ſie ganz unfähig macht eine Volksſchrift zu werden, und ſo ihren heilſamen Einfluſs auf die Volksbildung zu äußern. Deshalb wiſſen wir von den Völkern, die eine ſchwere Schriftſprache hatten, wie von den Egiptern auch bei weiten weniger als von denen, die eine leichte Schriftſprache hatten; und finden wir ein gebildetes Volk, ſo finden wir auch eine ausgebildete Schriftſprache. Beides würkt wechſelſeitig auf einander.

§. 98. Erſtes Entſtehen der Schrift.

So wie der erſte Keim beinahe ganz und gar nicht die Frucht verräth, die aus demſelben nachher entſteht, ſo verräth auch der erſte Keim der Schrift gar nicht die gevollkomnete Ausbildung derſelben. Das Entſtehen der Schrift fält gewiſs in die früheſte Ausbildung irgend eines Volks. Wahrſcheinlich waren die Chaldäer dis Volk, das am Zuſammenfluſs des Tigris und des Eufrat wohnte, weil die Bildung aller Völker, wenn man ſie ſo hoch verfolgt, als man nur immer kommen kann, von einem Volk zum andern ſich hier in dieſe Gegend, am ſüdlichen Abhange des Kaukaſus zu verliehren ſcheint. Der Kaukaſus heißt ja deshalb auch die *vagina gentium*. Doch dieſe erd- und völkerkundigen Nachrichten

bei Seite geſetzt, iſt gewiſs, daſs das erſte Entſtehen der Schriftſprache ſehr einfach war, und daſs Jahrtauſende hindurch Völker und Völker daran gearbeitet haben ſie zu vollkomnen. Zuerſt war wohl die Schrift eine bloße ſichtliche Nachmalung der Gegenſtände ſelbſt. Ihr Feld ging daher nur auf ſichtliche Dinge. Man ritzte ein Thier in groben Umriſſen in die Baumrinde, man meißelte einen Stein um zu einem Fiſch, zu einem Vogel, auch wohl zu einem Menſchen. Man vergleiche über dieſen ganzen Gegenſtand Herders Entſtehen der Sprache mit den Nachrichten der Reiſenden über rohe Völker. Eine ſolche Schrift empfahl ſich allen durch ihre Verſtändlichkeit, ihr Gebiet war klein, da nur Geſtalt und Farbe, und zwar in den gröbſten Umriſſen zur Bezeichnung dienten. Bei der Ausbreitung dieſer Schrift kam es auch gewiſs, daſs die Bezeichnung, die ſchnell entworfen war, immer mehr und mehr von dem Urbilde abwich, und dennoch verſtändlich blieb; und ſo erklärt es ſich wie der nothwendige Zuſammenhang, zwiſchen Zeichen und Bezeichnetem zuletzt ein willkührlicher wurde. Man vergleiche: Syſtematiſche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, nebſt den Grundlinien zur Geſchichte und Kritik dieſer Wiſſenſchaft, von J. Chr. Freiherrn von Aretin, Sulzbach 1810. 3tes Buch, 1tes Kapittel; worin die herrlichſten Thatſachen vom Entſtehen der Bilderſprache unter vielen jetzt noch vorhandenen Völkern aus mehrern Schriften zuſammengetragen ſind.

§. 99. Weiteres Ausbilden der Schrift.

Die Anſchauungen und Empfindungen erweiterten ſich mälig und mälig immer mehr; die gleichende und ver-

verähnlichende Bezeichnung verlohr immer mehr ihre Beziehung, uud ſo ſchlich eine willkührliche Bezeichnung ein. War erſt einmal dieſer Einbruch in die Willkürlichkeit der Bezeichnung geſchehen, ſo ſtand nun kein Hinderniſs entgegen dieſen Weg immer mehr zu breiten, wo man wahrſcheinlich gewiſſe Aehnlichkeiten anfänglich noch berükſichtigte. So entſtand endlich eine ziemlich umfaſſende Bezeichnungsart, aber nur Wenigen zugänglich, weil ſich mit ihrer Ausdehnung die Schwierigkeiten ihrer Entwikkelung oder Entzifferung immer mehr häuften. Jemehr ſich daher dieſe Schrift erweiterte, deſto mehr zog ſie ſich von der Maſſe des Volk's zurük, und wurde endlich bloß Sache der Prieſter. Bei den Völkern, die durch Eingewanderte gebildet wurden, welche dann gewöhnlich die Prieſterkaſte ausmachten, war dieſe Prieſterſchrift vielleicht auch noch nie Volksſchrift geweſen. — Beiſpiele dieſer Prieſterſchrift finden wir vorzüglich in China und Egipten — den beiden Punkten, wo die Bildung, die vom Kaukaſus ausgegangen war, zuerſt ſich verbreitete und erweiterte. Daſs bei Entwikkelung der Begriffe aus ſinnlichen Anſchauungen und Empfindungen, auch dieſe allmälig ihre Zeichen bekamen, iſt ſehr erklärbar. Der Menſch ſtets gleichend und verähnlichend, um an das Bekante das Unbekante anzureihen, ging auch hier, wie immer, ſtuffenweiſe vom Sinnlichen zum Geiſtigen über. Da der Pfeil ſchnell war, ſo bezeichnete er die Schnelligkeit, der Löwe gab die Tapferkeit und Stärke, der Hund die Treue, verſchloſſene Augen den Schlaf und den Tod, u. ſ. w. — Taubſtumme mögen als ein Beiſpiel dienen, wie leicht der Menſch auf dieſe Dinge fält, und vom Gleichen auch hier wieder ins Ungleiche, von dem in ſich ſelbſt Beſtimten zum Willkührlichen übergeht. So

konte

konte man alſo allmälig alle Begriffe bezeichnen. Viele Wörter unſerer Sprache erörtern dis näher; ſie haben einen ſinnlichen und einen geiſtigen Begriff, z. B. be- greifen, urtheilen, in ſeine Ur- (erſte) Theile zerlegen, umfaſſen, hoher Baum — hohe Weisheit; ein tiefer Grund — tiefe Kentniſſe; u. ſ. w. Es iſt auch möglich, daſs man auf dieſe Art nicht bloß einzelne Begriffe, ſondern eine Zuſammenſetzung mehrerer Begriffe, einen ganzen Satz bezeichnete, welches um ſo leichter war, da damals ein Satz wohl nicht ein ſo geordnetes Ganze ausmachte als jetzt. — Doch wozu Vermuthungen? So viel iſt gewiſs, eine ſolche Wort- und Satz-Schrift (Prieſterſchrift, Hieroglyphen,) kam in der Sprachbildung vor; hat ſtatt gefunden, und findet theilweiſe noch ſtatt.

§. 100. Weſentliche Verſchiedenheit der Schrift.

Daſs eine ſolche Sprachbezeichnung eine unbequeme iſt und eine ſolche, die nie recht allgemein einwürken kann auf die Bildung, nie viel zur Veredlung eines ganzen Volks beiträgt, ſondern vielmehr einen Kaſtengeiſt — den Gegenſatz aller Volksbildung erzeugt und nährt, erhellet von ſelbſt. Dieſe Prieſterſchrift wurde allmälig auch unter den meiſten Völkern ein Geheimniſs, oder war es von jeher. Oft hatte man ſogar wieder beſondere Zeichen als Schlüſſel zu ihr. Jeder muſte darin Jahrelang erſt eingeweiht werden; und das Bedürfniſs einer beſſern Bezeichnung, einer ſolchen, die leicht zu erlernen war, wurde wohl, wenn nicht empfunden, doch immer mehr und mehr erzeugt. Die meiſten Sprachforſcher meinen nun, daſs aus dieſer Satz- und Wortſchrift ſich allmälig eine Spellenſchrift, und ſo eine Lautſchrift entwikkelt habe. Dieſe Vermuthungen laſſen ſich

leicht anhören, und ſcheinen ihres Stuffenganges wegen viel für ſich zu haben. Aber geht man tiefer auf den Grund der Sache, ſo wird man finden, daſs die Lautſchrift ein Gegenſatz der Wortſchrift und nie aus ihr entſtanden iſt.

Eine Spellenſchrift iſt nirgends aufzufinden; denn die Abkürzungen in mehren Schriftſprachen, wie z. B. im Hebräiſchen und Griechiſchen wird man doch wohl für Zuſammenziehungen einzelner Buchſtaben, und nicht für beſondere Spellenzeichen halten. Bezeichnete man ein 3ſpelliges Wort in der Wortſchrift mit Einem Zeichen, ſo muſte es in der Spellenſchrift mit 3, und in der Lautſchrift vielleicht mit 3 mahl 3 Zeichen geſchehen. Wie ſolte man dazu gekommen ſein, dieſe Zeichen zu vervielfältigen, und wie endlich dazu, dieſe Zeichen auf ſo groſse Einfachheit zurük zu bringen? Nein—aus der Wortſchrift konte nie eine Lautſchrift werden; jene war zu ſehr verſteinert und verknöchert, als daſs eine edle Frucht aus ihr hervorwachſen konte; und ſo unterſcheiden wir Wortſchrift und Lautſchrift als 2 ganz verſchiedene Dinge; und ſo wie wir keine beſondere Satzſchrift vorfinden, ſondern die Wortſchrift bisweilen ſich ſo weit erſtrekte, ſo finden wir auch keine beſondere Spellenſchrift vor, und daher gibt es nur dieſe beiden Schriftarten, Wortſchrift und Lautſchrift (Buchſtabenſchrift.)

§. 101. Urſprung der Buchſtabenſchrift.

Die Wortſchrift wurde vorzüglich von der Prieſterkaſte gehegt und gepflegt; weshalb man ihr den Namen Prieſter- oder Kaſtenſchrift beilegte. Da ſich das Volk immer mehr und mehr entwikkelte, oft die Prieſterkaſte auf dieſe Weiſe unterging (Egipten) und freie Völker ſich geſtalteten, die ſich nicht mehr in ihrer Dumpfheit

heit einkiſteten und einkaſteten, wie Phönizier, Carthager, Griechen und ſelbſt Israeliten, die aus ſich eine Prieſterkaſte erſt ſchufen, ſo daſs dieſe nicht unbedingt über ihnen ſtand, — da ſchien ſich das wahre Feld der freien Bildung zu ebnen; und auf dieſen Raum und in dieſe Zeit ſetzen wir die Erfindung der Buchſtabenſchrift, einer öffentlichen allgemeinen Schrift, einer Volksſchrift, denn ſie ging hervor aus dem Volke, und trug vorzüglich bei zur Entwikkelung und Bildung deſſelben. Die Lautſchrift oder von Buch und ſtehen — ſtaben — Stab — genant die Buchſtabenſchrift, iſt ein Erzeugniſs für ſich, ein Urerzeugniſs, und keine Frucht einer frühern Frucht Freilich konten auch Jahrtauſende hingehen, ehe ſie ſich ganz ausbildete, aber es iſt auch möglich, daſs ſie das Erzeugniſs eines einzigen forſchenden Kopfes war; und da ſie gleich in das Leben und in das Volksgetriebe, in Handel und Wandel überging, ſo war ihre Bildung leicht, zumal da ſie ſelbſt einen hohen Grad von Bildſamkeit in ſich trug. Die Wortſchrift war urſprünglich eine Nachahmung der würklichen Anſchauung und Empfindung, und nicht eine Nachahmung des Lautwortes, das dieſe Anſchauung und Empfindung bezeichnete; es war alſo ein anderes Zeichen als das hörbare, und zwar ein ſichtbares, das dem hörbaren zur Seite ſtand. Anders iſt es mit der Lautſchrift. Dieſe iſt eine ſichtbare Bezeichnung des hörbaren Zeichens der Anſchauungen, alſo Zeichen eines Zeichens. Ihr Grund iſt daher ein ganz anderer als der der Wortſchrift; und ſie konte alſo nie aus derſelben entſtehen. Ihr Urſprung iſt nach Wahrſcheinlichkeit und Vermuthen folgender: Man beobachtete die verſchiedenen Mundſtellungen, und ſuchte dieſe durch ſichtbare Züge nachzumachen. Hatte erſt Einer dieſen Weg betreten, ſo war es leicht ihn zu

ver-

verfolgen. *De Broſſes* bemüht ſich in ſeinem Werk die Aehnlichkeit zwiſchen den Schriftzeichen und den Mundſtellungen nachzuweiſen. Obgleich dis eine ſchwierige und ungewiſſe Arbeit iſt, und man oft hierbei leicht findet, was man ſucht, und obgleich die Buchſtaben, ſelbſt der früheſten morgenländiſchen Sprachen gewiſs ſchon von ihrem erſten Urſprunge ſehr abweichen; ſo kann man doch noch hie und da einige Aehnlichkeiten finden. Und fände man auch gar keine, ſo glaube ich dennoch, daſs die Buchſtabenſchrift auf dieſe Weiſe entſtanden iſt; und daſs ſie ſich ſo als Volksſchrift der Prieſterſchrift entgegen ſtelte. Das Schreiben der bloßen Mitlaute ohne Stimmlaute ſcheint dis zu beſtätigen, da damals die Stimmlaute noch nicht die Beſtimtheit hatten, wie die Mitlaute, obgleich ſie früher waren als dieſe. Die koptiſche Schrift iſt wahrſcheinlich ein Mang aus der alten Prieſterſchrift und der griechiſchen. Die Buchſtabenerfindung iſt beſtimt in Aſien, wahrſcheinlich von den Pföniziern gemacht und gefördert; ihr Weſen iſt durchaus nicht egiptiſch. Man vergleiche: „Unterſuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen; deſſen Entſtehen, Veränderungen und Inhalt. Von J. L. Hug 1812. Freiburg und Konſtanz.“

12ter Abſchnitt.

Verſchiedenheit der Laut- und Schriftſprache.

---

§. 102. Namen und Folge der Buchſtaben.

Schwerlich hatte der erſte Erfinder der Buchſtabenſchrift oder der Nachzeichner der Mundſtellungen ſchon gewiſſe beſtimte Namen für dieſe Buchſtaben; und eben ſo wenig mag er an eine gewiſſe Folge derſelben gedacht haben. Wir finden deshalb auch bei verſchiedenen Völkern verſchiedene Namen und verſchiedene Reihen folgen; aber dennoch ſich ähnelnd und gleichend. Vielleicht hat man bei der Reihenfolge die leichten zuerſt geſetzt, und die ſchweren zuletzt. Auffallend iſt der Anfang mit dem a als dem leichteſten und zugleich dem Wurzellaut. Von ihm ſagt *Scaliger* (*de caus ling. lat. I.* 38.) „*a eſt prima notiſsimaque infantis vox*, *cum qua vitae hujus ſpiritum primum hauſimus.*“ Plutarch ſagt ebenfals, daſs das a den erſten Rang behaupten müſſe; weil es der einfachſte Laut ſei (*Sympos. IX*, 2.) So folgt auch ſehr gut das b als der einfachſte Mitlaut; aber weiter iſt auch nicht viel Ordnung anzutreffen; und manche Folge mag mehr zufällig als gewählt ſein. So iſt es mit der Benennung. Die Hebräer wählten Wörter die ſich mit dieſem Laut anfingen zu Namen. Vielleicht fingen dieſe Wörter gerade versweiſe ein Gedicht oder ſonſt beſtimte Abſchnitte in den heiligen Büchern an; wie wir noch ſolche alfabetiſche Stellen in der hebräiſchen Bibel finden, z. B. Pſalm 145. — So bedeutet Beth (ב) ein Haus, Gimel (ג) ein Kamel u. ſ. w.

Eini-

Einige ſchließen hieraus, daſs die Buchſtabenſchrift aus der Wortſchrift entſtanden iſt, aber ganz irrig; denn wahrſcheinlich hätte man dann für dieſe Wörter wenigſtens dis einfache Zeichen beibehalten. Vielleicht ſoll ב Aehnlichkeit mit einem Hauſe und ג mit einem Kameel der Form nach haben. Die deutſchen Namen der Buchſtaben ſind gröſstentheils von den Lauten her genommen, nur iſt ein e nachgeſetzt wie be, pe, oder vorgeſetzt als es, oder auch ein a als ka, ha. Daſs übrigens die Völker von einander die Buchſtabenſchrift angenommen, und alſo eine fremde Bezeichnung einem heimiſchen Urbilde, nämlich den Lauten ihrer eigenen Sprache angepaſt, hat viel zur Verwirrung der Laute und der Buchſtaben beigetragen. Uebrigens ſind die Namen der Buchſtaben ſehr gleichgültig, und haben vielleicht mehr geſchadet als genutzt. In der Lautlehre gebrauchen wir dieſe Namen nicht, die aber, ſo ſchlecht ſie auch ſind, ſchwerlich abgeſchaft werden; obgleich eine einfachere Benennung weit beſſer wäre. Man kõnte ſie alle ſo benennen, daſs man ſie hinten mit einem e ausſpräche, weil ſo die meiſten ſchon benamt ſind. Die Folge der Buchſtaben wird auch ſchwerlich wegen der vielen Wörterbücher zu ändern ſein.

§. 103. Deutſche Buchſtabenſchrift.

Die Deutſchen haben ihre Schrift, wie alle Völker, deren Bildung vom römiſchen Reiche ausging, befördert, oder wenigſtens gerichtet wurde, von den Römern; und ſo wurde eine lautreiche Sprache bezeichnet mit dem Zeichen einer lautarmen, wodurch gleich anfänglich eine Abweichung des Lautes vom Zeichen entſtehen muſte. Dieſe Abweichung wurde durch folgenden Umſtand vermehrt, der bei jeder lebenden Sprache eintritt,

tritt. Der Laut und das Wort bildet ſich mit der Zeit immer mehr aus, wird immer mehr und mehr durch den Gebrauch abgeſchliffen, geglättet und gerundet. Daher iſt der Laut und das Lautwort bei einem lebenden Volk nie etwas Stehendes, etwas Feſtes und Dauerndes, ſondern nur etwas in der Zeit ziemlich Beſtimtes. Sind die Zeichen oder die Buchſtaben einmal da, ſo laſſen ſie ſich ſelbſt ſchwer ändern, ſondern ſie trotzen der Zeit, zum wenigſten länger und mehr als die hörbaren Laute. Daher finden wir, daſs einige Sprachen ganz anders geſchrieben werden, als man ſie jetzt ausſpricht. Einen vorzüglichen Beweis liefert hierzu die franzöſiſche Sprache. Die Deutſche, als eine Urſprache iſt mehr ihrem Urweſen treu geblieben, und die Verſchiedenheit der Schrift- und der Lautſprache iſt daher geringer. Dazu kömt noch, daſs ſich die deutſche Schriftſprache mälig und mälig auch immer etwas verändert hat, zumal da bei der Menge der Mundarten weder der Laut noch die Schrift ſo genau beſtimt war; und ſo iſt immer mit langſamen Schritten und mit vieler Schwierigkeit die Schrift ſo ziemlich dem Laut gefolgt, ohne ihn zu erreichen. Aus dieſer Verſchiedenheit des Lauts und des Buchſtabens, entſtanden aus 3 Urſachen, (§. 109.) nämlich aus der Fremdartigkeit des Buchſtabens, aus der Unbeſtimtheit des Lauts, und aus dem Vorlaufen des Lauts vor dem Buchſtaben in der Bildung; iſt eine eigene Wiſſenſchaft entſtanden, nämlich die Rechtſchreibung (*Orthographie*) richtiger genant die Andersſchreibung (*Heterographie*); da doch das Lautwort eher war als das Schriftwort.

§. 104. Verſchiedenheit der deutſchen Buchſtaben und Laute.

Die deutſchen Buchſtaben (Lautzeichen) weichen von den Lauten im Folgenden ab:

1) die einfachen Stimmlaute werden kurz und lang ausgeſprochen, und haben in der Schrift keine beſtimte Unterſcheidung, ſeis durch Doppelzeichen ſeis durch Ueberſtriche (Accente).

2) Einfache Zeichen bezeichnen einen doppelten Mitlaut (x), und doppelte Zeichen einen einfachen Mitlaut (ch, ſch ſz).

3) Derſelbe Laut hat mehrere Zeichen, (v f) und verſchiedene Laute werden durch Ein Zeichen bezeichnet (i auch j).

4) Einige Zeichen ſind überflüſſig (c, qu).

5) Die Zeichen werden verwechſelt, als Fuchs ſtatt Fuks, u. ſ. w.

§. 105. Nähere Unterſuchung dieſer Verſchiedenheit in Hinſicht der Stimmlaute.

Daſs wir keine doppelte Zeichen für kurze und lange Stimmlaute haben, kam daher, weil die Römer dis nicht hatten. Es wäre ſehr wünſchenswerth, wenn man einmal dieſen Schritt thäte, denn dieſer würde uns weit eher zum Ziele führen als manche Neuerungen in der Rechtſchreibung, die uns zu nichts geführt haben. — Daſs ſtatt des eu, ein äu geſetzt wird, bedarf wohl keiner Erklärung; denn dis iſt nur bei den Wörtern der Fall, die urſprünglich den Laut au hatten (§. 55.) z. B. Käufer, Läufer von kaufen und laufen. Solche Fälle gibt es mehre, wo andere oder überflüſſige Zeichen geſetzt

werden, um die Abſtammung der Wörter anzudeuten, oder zu erhalten. Es iſt noch eine Frage, ob nicht eigentlich alle Wörter, worin ein eu iſt, von Wörtern abſtammen worin ein au iſt. — Bei Otfried findet man wohl ei, aber nicht eu, äu, und au. So ſchreibt er Fiuru (Feuer) friuntlich (freundlich) sciuheit (ſcheuet) diufal (Teufel) — houbit (im Reineke Vos houbet, und höret niederſaſſiſch Höft, — Haupt) boum (Baum) giloube (glaube) ougun (Augen) ouh (auch) scouuot (ſchauet) Sioum (Schlaum, Schleim, Schlamm.) — Den Stimmlauten iſt oft ein h zugeſelt, wenn ſie lang ſind; aber keineswegs gefliſſentlich, um zu bezeichnen, daſs ſie lang ſind; denn zu einem ſolchen Schriftknecht hat man das h gewiſs nicht abſichtlich gemacht, wie man wohl Weniges in der Sprache abſichtlich gemacht hat; obgleich es unſere Rechtſchreibelehrer oft glauben und ſteif lehren. Das h iſt nichts weiter als ein Hauch. Weil nun den Stimmlauten, wenn ſie lang ausgeſprochen werden, ſich gewöhnlich ein Hauch zugeſelt, ſo ſuchte man auch dieſen Hauch ſchriftlich darzuſtellen. Man that es aber nicht immer; ſondern nur in den Fällen, wo man vorzüglich dieſen Hauch bemerkte. Dis war aber der Fall vor den flüſſigen Buchſtaben l, m, n, r; und ſo findet man dieſes Zeichen auch nur zwiſchen einem Stimmlaut und dieſen 4 Mitlauten und auch hier nur gewöhnlich denn, wenn die Spelle wenig Buchſtaben hat. Findet es ſich ſonſt noch überflüſſig, ſo ſteht es der Abſtammung wegen, als in Schuh, Stroh, Fehde von Fechten. Nach Adelung ſoll im 16ten Jahrhundert vorzüglich dieſes h Wurzel gefaſſ't haben. Otfried ſchreibt auch noch Vorfarn und imo (ihm) und bei den Minne- und Meiſterſängern habe ich im (ihm) ir (ihr) irm (ihr'm) gefun-

funden. — Ueber das oi vergleiche §. 55. wie auch über ai und §. 54. Das ue, ae, und oe kann uns ſeiner Entſtehung wegen gar nicht auffallen. Das doppelte a, e, o hat ſeinen Urſprung daher, weil man würklich doppelt ausſprach (§. 56.) und das doppelte a, e und o ſteht jetzt nicht deswegen, um dadurch die Länge des Lauts zu bezeichnen, wie gewöhnlich die Sprachlehrer meinen, ſondern weil dieſer einfache Laut ſonſt ein zuſammengeſetzter war, ſo muſs er jetzt immer lang ſein. Mit dem ie iſt dis derſelbe Fall (§. 56.). Als ein auffallender Beweis, wie ſehr ſich die Ausſprache nicht allein in Hinſicht der Laute ſelbſt, ſondern auch in Hinſicht der Länge und Kürze der Stimmlaute ändert, ſcheint mir das Wort Liecht, welches im Otfried vorkomt. Hierin weichen auch noch jetzt die Mundarten ſehr ab. Das ie komt in Otfried nicht ſo häufig vor wie bei uns. So ſchreibt er fiar (vier) uuio (wie) hiar (hier) liaz (ließ) giangun (gingen, noch jetzt häufig, aber fälſchlich geſchrieben giengen) liobemo (den lieben). — Was alſo von dem Dehnungszeichen zu halten iſt, die beinahe in allen Rechtſchreibelehren vorkommen, wird hieraus hinlänglich erhellen. Wir haben keine Dehnungs- und Verlängerungszeichen. Was das y anbetrift, ſo glaube ich keineswegs, daſs es aus dem ii — ij zuſammengezogen iſt; ſondern es iſt ein römiſches oder urſprünglich griechiſches Zeichen wo für die Deutſchen, wie ſie dis Zeichen bekamen, noch keinen beſtimten Laut hatten, da das ů, wofür es im Griechiſchen ein Zeichen war, ſpäterer Bildung iſt. Man wolte es indeſſen doch gebrauchen, und gebrauchte es alſo bisweilen ſtatt des i, weil es hiermit am nächſten verwandt war (§. 109.).

§. 106. Nähere Unterſuchung der Verſchiedenheit in Hinſicht der Mitlaute.

Das c bekamen die Deutſchen von den Römern zugleich mit dem k, welches ſie aus dem Griechiſchen aufgenommen hatten. Die Deutſchen gebrauchten beide Bezeichnungen; wie die älteſten Schriften beweiſen; jedoch das c mehr da, wo wir jetzt ein k haben, z. B. cume thin rice (komme dein Riek — Reich). Da ſpäterhin die ächte römiſche Ausſprache durch Einwanderungen entſtelt wurde, und ſo die italiſche, franzöſiſche und andere Sprachen entſtanden, ſo gebrauchte man das c, um dadurch unſern z Laut zu bezeichnen. Dis ſchlich ſich auch in Deutſchland ein, das immer zu ſehr der Fremde offen ſtand; aber doch nur vor den hellen Stimmlauten. Um nun keine Verwirrung zu erregen, brauchte man vorzüglich das k und z ſtatt des c. Nur in einigen Wörtern erhielt es ſich, vorzüglich in Eigennamen und in der Zuſammenſetzung des ch, ſch und ck. — Das ch und ſch wurden entweder urſprünglich nicht ſo ausgeſprochen als jetzt, und daher anders bezeichnet, (die Weſtfalen ſprechen noch das ch als 2 Laute aus) oder man hatte auch dieſe Laute urſprünglich, fand aber in der römiſchen Sprache keine Zeichen, und ſuchte ſie deshalb nach der Aehnlichkeit zu bezeichnen durch die Laute, in deren Mitte ſie fielen. Früherhin bezeichnete man das ſch durch ſg und ſc, wie Otfrieds Schreibart noch beweiſt. Doch ſcheint Otfried das ſg nur hinter dem Stimmlaut gebraucht zu haben. So habe ich gefunden mennisgo (Menſch) und froniſg (vortreflich). Vor dem Stimmlaut ſteht ſc und auch bloß ſ, z. B. ſcirmo (Schirm) ſcine (Schein) ſcado (Schaden) — ſuar (ſchwer) irsluagon (erſchlugen). Die ſüddeut-

deutſche Mundart bezeichnet gewöhnlich das k durch ch, z. B. er chunt (er konte). Otfried brauchte ſchon das ch, z. B. ſulichera (ſolcher) himilrich (Himmelreich) kraftilichi (kräftiglich); aber auch ein bloßes h, z. B. ih (ich) thih (dich) ahton (achten) rihtit (richtet) bitrahton (betrachten) ſo wie jetzt noch die Esthen; auch oft nicht einmal das h, z. B. bizeinit (bezeichnet). Der Grund davon liegt wohl in der Ausſprache. Das v iſt bei uns urſprünglich aus dem u entſtanden (§. 49), welches noch vorzüglich in Eigennamen zu bemerken iſt, die ſich auf au, av, ow endigen, z. B. Waldau, Waldav, Waldow. Man bemerkte hierbei nicht, daſs man ſchon das f hatte; welches denſelben Laut bezeichnete, und hat hernach dieſe Laute immer im Wirwarr durcheinander gebraucht, z. B. vor — für, der vordere — fort, voll — füllen u. ſ. w, die doch genau verwandt ſind. — So ſchreibt Otfried follo (voll) filu (viel) Altfater, fon. So auch ſchrieb man noch im 13ten Jahrhundert, gevallen, velt (fält). Bei den Römern entſtand das v auch aus u, wie die alte Schreibart beweiſt; aber das römiſche v iſt nicht unſer f, ſondern unſer w. Unſer deutſches w entſtand wahrſcheinlich mehr aus einem doppelten u als aus einem einfachen wie das v. Seine Entſtehung zeigen noch mehrere Wörter, als Leu, Löv, Leuv, Löwe, Frau, Frav, Frauv, Frawe, Frauwe, Ew, Euer. Zum wenigſten iſt das Zeichen als ein nicht römiſches aus uu oder dem doppelten u, oder dem u und v entſtanden. Otfried ſchreibt Ludouuig, uuas, uuerkon (Werken) uualt (Walt, Gewalt); Notker uuerde (werde) uuille (Wille). Das ph — das hauchende p (griechiſches φ) war den Römern ein Ausländer, und uns ebenfals. Es iſt weiter nichts als unſer f. — Das j iſt erſt aus dem i (§. 49.) entſtan=

ſtanden. Deshalb haben wir kein beſonderes Zeichen dafür von den Römern bekommen, ſondern durch die Verlängerung des i Strichs allmälig erſt eins gemacht. — Das q bekamen wir ebenfals von den Römern. Es iſt ohne das u nichtig, und das qu ſcheint weiter nichts geweſen zu ſein als ein gu, cu und ku, durch eine verſchiedene Schreibart entſtanden. Weil bei uns das u in w oft überging, ſo iſt das qu bei uns weiter nichts als ein kw. — Die Franzoſen gebrauchen das qu für k, auch leſen ja die meiſten Lateiner *quum* wie *cum*, und Otfried ſchreibt auch quam für kam; obgleich auch quati redet von quaten, quaden, kwaden — reden. Wer kann hier aber entſcheiden, wie es mit der urſprünglichen Ausſprache ſteht! —

§. 107. Fortſetzung.

Das z haben wir durch die Römer von den Griechen bekommen. Es bezeichnet dieſes Zeichen keineswegs einen zuſammengeſetzten Laut ein ts, ſondern einen Laut, der zwiſchen dieſe Laute fält (§. 64.). Die Verwandſchaft des z mit dem d kann vorzüglich aus Vergleichung der grichiſchen und lateiniſchen Sprache erläutert werden, z. B. Zeus, dseus deus. Zeta ſtatt diaeta (Lamprid). Otfried gebraucht das z häufig am Ende, da wo wir s ſetzen, z. B. thaz (das) flize (Fleiß) thiez aber auch diſs (dies); bei den Minneſängern findet man grozz. Das ſz liegt (§. 64.) zwiſchen ſ und z, und hat deshalb dies doppelte Zeichen, da der Römer uns keines dafür geben konte. Es iſt durchaus nicht mit dem ſſ zu verwechſeln. Das x bekamen wir von den Römern, die es auch nur in grichiſchen Wörtern gebrauchten. Bei den Grichen iſt es vielleicht das Zeichen für einen einfachen Laut geweſen; deſſen Ausſprache uns verlohren gegangen

gen iſt; die Römer ſchrieben aber ein doppeltes c entweder verkehrt gegeneinander (ɔc) oder übereinander ($\binom{c}{c}$) woraus vielleicht unſer ekkiges Zeichen (x) enſtanden iſt. Bei uns iſt es weiter nichts als ks. — Daſs wir in fremden Wörtern öfter ein ch ſetzen, wo wir ein k ausſprechen, gehört als etwas Fremdes nicht hierher. Aber auch in echt deutſchen Wörtern iſt dis der Fall, wenn nach dieſem ch ein s folgt, als in Lachs, Büchſe, drechſeln. Der Grund hiervon iſt die urſprünglich andere Ausſprache, welches noch die ſüddeutſche Mundart beweiſt (Man vergleiche Hebels allemanniſche Gedichte). Das h hinter r iſt dem Deutſchen, ſo wie auch dem Römer ganz fremd. Rhenus iſt kein Beweis dagegen. Das th war den Römern nicht eigenthümlich. Bei den Griechen wie bei den Engländern iſt es ein ſanftes t, liegend zwiſchen f, ſ und t. Die Römer gebrauchten das th nur in griechiſchen Wörtern für das ϑ, ob ſie es nun anders ausſprachen als ihr t, darüber kann ich nicht entſcheiden. Die Deutſchen bekamen dieſes Zeichen mit, und hatten wie die Römer keinen urſprünglichen Laut dafür. Man ſuchte es nun zu gebrauchen in den Fällen wo das t etwas Sanftes und Weiches zu haben, oder wo ein Hauch mit ihm verbunden zu ſein ſchien. Otfried gebraucht das th ganz anders wie wir, z. B. ther (der) thir (dir) thiu (die) thancken (danken) — duit (thut) due (thue) dati (Thaten) — Noti (Nöthen). Bei den Meiſterſängern habe ich tun (thun) gefunden. Die adelungſche Ableitung dieſes th aus der Franken Sprache iſt viel zu weit hergeholt. —

§. 108. Fortſetzung in Hinſicht der verdoppelten Mitlaute.

Endlich iſt uns noch übrig die Verdoppelung der Mitlaute f, p, r, d, m, l, b, g, n, t,

k, s. Man fühlte wohl ſehr bald den Unterſchied zwi-ſchen den langen und kurzen Stimmlauten. Die langen Stimmlaute tönen länger fort, und laſſen daher dem dar-auf folgenden Mitlaut weniger Raum und Zeit; die kur-zen hingegen laſsen dem folgenden Mitlaut mehr Raum und Zeit, und ſo kann es wohl erklärlich ſein, wie man die längere Dauer und die größere Stärke des Mitlauts hinter einem kurzen Stimmlaut durch doppelte Zeichen an-deutete. Jedoch folge ich auch hier wieder lieber meiner er-ſten Annahme; daſs nämlich die Wörter anders ausgeſpro-chen wurden. Man hörte bei dieſen Wörtern, z. B. Ball, Mann, dumm, und ſo weiter, den doppelten Mit-laut, und ſuchte ihn alſo auch ſichtbar darzuſtellen; hör-te man ihn auch nicht beſtimt, ſo bemerkte man es doch an dem kurzen Stimmlaut; und ſo iſt der kurze Stimmlaut eher Folge als Urſache der ſtärkern Hemm-ung durch doppelte Mitlaute. Die andere Ausſprache ſehen wir ebenfals aus ältern Schriften. So findet man bei den Minne- und Meiſterſängern: ruffen, ottem (Odem) piten (bitten). Die Verdoppelung dieſer Zei-chen findet nur da ſtatt, wo nur dieſer Mitlaut allein da iſt; ſind andere Mitlaute da, ſo daſs dadurch dieſe Hemmung ſchon ſtark genug iſt, ſo wird der Mitlaut nicht verdoppelt. — Daſs viele Buchſtabenpfleger hierin an-derer Meinung ſind, und ſich auf Abſtammung berufen, wiſſen wir, doch können wir ihnen nicht beiſtimmen wegen der ältern Schreibart. Vorzüglich hörbar war dieſer doppelte Mitlaut, wenn er ſich theilweiſe an die erſte, theilweiſe an die 2te Spelle als Vorlaut anſchlie-ßen konte, z. B. hem - men, ſchaf - fen, mur - ren; obgleich ſolche Ausſprache nicht richtig iſt; weil ſie einer unwichtigen Anhängeſpelle zu großen räumlichen Gehalt gibt; und man richtiger ſchaff - en, hemm - en, murr - en (§. 87. u. 88.)

(§. 87 und 88.) ſpricht. — Dieſe zuſammengeſetzten Mitlaute kommen alſo nur vor hinter einem kurzen Stimmlant. Das b, d und g als zu weiche und ſtumpfe Mitlaute hemmen nicht gern; und kommen daher nur in wenigen Wörtern verzwiefacht vor, als Ebbe, Widder, Flagge. Das j, w und h, vorzüglich letzteres, ſind noch weniger ſcharf als b d und g, und werden daher nicht verdoppelt, wozu noch bei beiden erſtern ihr ſpäterer Urſprung komt. Uebrigens iſt es auffallend, daſs gewöhnlich nur wichtige Wörter mit doppelten Hemmlauten geſchrieben werden, nur Stammſpellen vorzüglich in Haupt- Eigenſchafts- und Zuſtandswörtern, als wenn man ihnen hätte dadurch wollen einen gröſsern Raum geben ihrer Gewichtigkeit wegen. Das z wird nicht verdoppelt, weil zwiſchen ihm und dem kurzen Stimmlaut ſchon immer ein andrer tüchtiger Hemmer, nämlich das t ſteht; denn nur in der Anhängeſpelle zen ſtatt ſen hinter t und in andern Wörtern, die von ſolchen Zuſtandswörtern herkommen, wird dieſes z ſo gebraucht, als: ſchneiden, Schnitt, ſchnitzen, ſetten (niederdeutſch) ſetzen, ſitzen, der Sitz; reiſzen ritzen, die Ritze. Das ch, ſch und ſz ſcheinen entweder als zuſammengeſetzte Zeichen ſchon zu hemmen, obgleich ſie nur einfache Laute ſind, oder hemten auch würklich ſchon genug, da ſie noch als verſchiedene Laute ausgeſprochen wurden, und ſind deshalb auch ſpäterhin, da ſie einlautig wurden, nicht verdoppelt. Das ſ, ſz, z und das doppelte ſ (ſſ) ſind übrigens wohl zu unterſcheiden, welches um ſo ſchwerer iſt, da ſelbſt die Sprache in der Bildung der Wörter dieſe Laute immer von einem in den andern übergehen läſt. — Das dt wird wegen der Abſtammung da ſtatt des t geſetzt, wo es aus det entſtanden iſt.

§. 109. Urſachen der Laut- und Buchſtabenverſchiedenheit.

Die Laut- und Buchſtabenverſchiedenheit iſt alſo keineswegs entſtanden durch den Eigenſinn des erſten Buchſtabenerfinders, oder andrer Sprachforſcher und Sprachmeiſter (§. 103); denn obgleich dieſe oft die Sprache und auch die Buchſtaben und Laute auf einen gewiſſen Leiſten paſſen wolten, ſo glükte es doch nicht; — noch viel weniger iſt ſie entſtanden aus frühern oder ſpätern Verabredungen und Beſtimmungen; ſondern durch den theils nothwendigen, theils zufälligen Bildungsgang, den jede Sprache nimt. Wir können dieſe Urſachen ſo aufſtellen.

1) Heimiſche Laute und fremde Zeichen ließen ſich als etwas Fremdartiges nur Zuſammengebrachtes nicht zu einem gehaltigen Ganzen verbinden; ſondern da man von Keinem etwas verlieren wolte, ſo hatte man Zeichen zu viel und Laute zu viel, Zeichen zu wenig und Laute zu wenig; weil man die Zeichen doch nicht willkührlich gebrauchen mochte.

Zur näheren Erklärung und ſo zum Beweis, führe ich aus Otfrieds Schreiben an Luitbert (Siehe Schilters Theſaurus, herausgegeben von Frikk, Ulm 1727.) folgende Stelle an: „*Hujus enim linguae barbaries ut eſt inculta et indiſciplinabilis, atque inſueta capi regulari freno Grammaticae artis* [worunter man damals ſchlechtweg die der römiſchen Sprache meinte] *sic etiam in multis dictis scriptu eſt propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis.*

Nam

Nam in terdum tria uuu, [wahrſcheinlich die Spelle wu] *ut puto, quaerit in ſono, priores duo conſonantes, ut mihi videtur, tertium vocali ſono manente. Interdum vero nec a, nec e, nec i, nec u vocalium ſonos praecanere potui, ibi y Graecum* [wahrſcheinlich unſer ů] *mihi videbatur adſcribi. Et etiam hoc elementum lingua haec horreſcit interdum, nulli ſe chara Aeri aliquoties in quodam ſono nisi difficile jungens. K et z ſaepius haec lingua extra uſum latinitatis utitur, quae Grammatici* [nämlich der lateiniſchen Sprache] *inter literas dicunt eſſe ſuperfluas. Ob ſtridorem autem dentium interdum, ut puto, in hac lingua z utuntur; k autem ob faucium ſonoritatem.*“ — Dieſem Selbſtbekenntniſs Otfrieds füge ich eine Stelle ebenfals aus dem Schilter hinzu: „Und wie unſer Ottfriedus ſelber in der Lateiniſchen Vored an Luitbertum, Erzbiſchoffen zu Meinz, bekennet, ſind ihm nit alle Toni, oder außſprechen der zwiefachen vokalen oder Diphtongen, auch nicht alle zuſammen geſchlagene conſonanten und aspirierte Sylben nach der pronunciation und gebräuchlicher ſtimm zu ſchreiben möglich geweſen: wie dann ſei der her durch eigentlich aufmerken von artlichen Teutſchen ſchreibern mit Hülff der Grammatika täglich gelernet iſt worden, und in ein Ubung kommen. Dann den Brauch deß ch, ck und ſch hand die Alten nicht können im ſchreiben an tag geben, und ſo außtruckenlich ſetzen, wie man es redet, ſondern hand das h allein oder das ſg oder

oder ẞ dafür braucht, wie auch das th fürs d im anfang, und das i für g zu End, auch das z für zwei ſſ in mitten, und für ein einfach ſ zu hinderſt der Wort; item das b für unſer w geſetzt, und ſehr offt das o im außgang der Wort angehenckt. Ueber das iſt ſonſt mehr große enderung zwiſchen der Orthographie, Syllaben und artikeln in unſer jetzigen Sprach, wie faſt in allen andern worden, nachdem und man dieſelbigen je länger je mehr treibt, und gar allein handlet." — Hiermit vergleiche man: „Geſchichten des Kantons von St. Gallen, durch Ildefons von Arx, ehedem Archivar des Stifts St. Gallen. 1ter Band 1810." S. 119. u. ſ. w.

2) Die Sprache bildete ſich allmälig immer mehr und mehr zum Wohllaut aus, die verſchiedenen und mannigfaltigen Mundarten würkten verſchieden ein, je nachdem dieſe deutſche Völkerſchaft mehr das Uebergewicht hatte, oder dieſe mehr Schriftſteller aufſtelte als jene, u. ſ. w. Die Buchſtaben folgten nur ſehr langſam und allmälig, oft gar nicht; und ſo muſte die Spaltung ſchon bei Einführung der Schrift entſtanden, noch größer werden. So lange noch das Volk fortſchreitet in ſeiner Bildung ſo lange ſchreitet auch die Sprache fort, und verändert ſich nach mannigfaltigen, doch durch den Bildungsgang nothwendig beſtimten Geſetzen. In einer jeden Sprache gibt es daher etwas Nothwendiges und Dauerndes, vermiſcht mit vielen Zufälligen und Vorübergehenden. Das iſt der ſcharfſinnigſte Sprachforſcher der hier ſondert, und

keines=

keineswegeſ die Sprache miſſt nach der Spanne ſeines Lebens. Jede Sprache hat daher ihre Geſchichte, ihren Keim, Blüten, Frucht und Welke. Ja ich möchte ſagen in jedem Einzelweſen ſpricht ſich die Sprache anders aus, und wie einzelne Menſchen oft Weltſchöpfer ſind, und in ihrer Schöpfung alles mit fortreißen, ſo reißen auch andre als Sprachſchöpfer die Sprache fort. — Zur nähern Einſicht folgen hier einige Proben aus verſchiedenen Zeiten, und zwar ohne alle Erklärung, weil es uns hier nur vorzüglich um die Schreibart zu thun iſt.

Das Vater unſer im 4ten Jahrhundert nach der gothiſchen Mundart heißt: „*Atta unsar thu in himina, weihnai namo thein, quimai thiudinassus theins, swe in himina ga ana airthai hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga, ga aflet uns thatei skulanssi gaima swaswe gah weis afletam thaim skulam unsaraim ga ni briggais uns in fraistubngai ak lausei uns af thamma ubilin unte thein aist thiudangardi gah mahts, gah wulthus in aiwins Amen.*“ In der angelſächſiſchen Mundart heißt es: „*Ure faeder, thu eart on heofonum sy gehalgod din nama, cume thin rice, gewurthe thin willa swa on heofonum and on eordan. Syle us to daege urne hlaf daegnwamlice, and forgyf us ure gyltas swa swa we forlaetath the widus agilt, and na us thu ne laet to wite on eostunga ac alyf us of yfele. Amen.*“ Das gereimte Vater unſer von Otfried im 9ten Jahrhundert lautet:

„*Fater*

„*Fater unser guato, — biſt Druhtin thu gimuato, — in himilon io hoher, — uuih si namo thiner, — biqueme vns thinaz richi, — thaz hoha himilrichi, — Thara uuir zua io gingen, — ioh emmizigen thingen. — Si uuillo thin hiar nidare — so s'er iſt ufan himile. — In erdu hilft uns hiare — so thu engilon dust nu thare. — Thia dagali chun zuhti, — gib hiut vns mit ginuhti, — joh follon ouh, theist mera — thines selbes lera. — Sculd bilaz uns allen, — so uuir ouh duan uuollen — sunta thia uuir thenken, — ioh emmizigen uuirken. — Ni firlaze unsih thin uuara — in 'thes uuideruuerten fara. — Thaz uuir ni missi gangen, — thara ana ni giſallen. — Losi unsih io thanana, — thaz uuir sin thinethegana, — joh mit ginadon thinen — then uueuuon io bimiden.*“ Das **Vater unſer** von Notker im Anfange des 11ten Jahrhunderts heißt: „*Fater unser, du in Himile biſt. Din Namo uuerde geheiliget. Din riche chome. Din unille geskehe in erdo also in Himile. Unser tagolicha brot kib uns hiuto. Unde unsere Sculde belaz uns, also ouh uuir belazend unsern sculdigen. Und in chorunga nit leitest unsih. Nu belose unsi fome ubele.*“ — Die Sprache der Minneſänger (unter den ſchwäbiſchen Kaiſern) nähert ſich ſchon weit mehr der unſrigen, als Probe Folgendes:

„*Kiunig Chuonrat der Junge.*

Sol ich nu klagen Die Heide
Daſt ein iamer gros Gegen miner noth
Jn der ich ſtete brinne
Jch muos verzagen Vor Leide
Sten ich froeiden blos Jr munt so rot
Beroubet mich der sinne
Wie solt ich jemer froeide also gewinnen
Der ich vor allen frowen her gedienet han
Du wil mich Jan
Verderben nach ir minnen.

Wolde si entstan. Der truwen
Die min herze hat Gegen ir erdaht
So wer min truren kleine
Sie sol sich lan Geruwen
Wol der ungetat. Dies an mir macht
Nu lange du vil reine
Das si min herze lat in ungemuote
Und ich mich ie mit dienste
Jn ir genade bot. Min Froeide ist tot
Mich entroeste ir wibes guete. u. ſ. w.

Bei den Meiſterſängern und den Schwärmern der damaligen Zeit ſieht man eine noch weit größere Annäherung an unſrere Sprache, obgleich in andrer Hinſicht Rükſchritte. Als Sprachprobe aus den Meiſterſängern Folgendes:

„Wer uff ſich ſelbſt viel Aempter nymbt
Der mag nit thun das jedem zymbt
Der hie muß ſyn und anderſwo
Der iſt recht weder hie noch do

Wer tun will, was eym jeden g'falt
Der muß han Ottem warm und kalt
Und ſchluken vil das im nit ſmekt
Und ſtreken ſich noch der Gedekt
Und künnen pfulwen underſtrowen
Eym jedem underm Ellenbowen
Und ſmyeren yedem wol ſyn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter ſmeken wol
Man wermbt ſich bald bei groſem Kol
Und wer vil Wyn verſuchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann ſchlecht geſchmydt iſt bald bereit
Dem Wiſen liebt Eynfaltikeyt."

Folgende Stelle zur Bezeichnung der Schrift der Schwärmer iſt aus Taulers Werken: „Man begeht heute dreyerley Gepurt in der heyligen Chriſtenheit, in der ein iglich Menſche ſo groß Frewde vnnd Wunne ſolt nemen, das er recht von Wunne ſollt aus jm ſelber ſpringen in iubel vnnd in lybe vnd in danknemigkeyt in innerlicher Frewede. Vnd welcher Menſch daß nit in jm findet, der mag ſich forchten. Nu dy erſt und die oberſt Gepurt iſt daß der himmeliſch Vater gebirt ſeynen eingeboren ſun in göttlicher Weſenlichkeyt, in perſonlicher Vnderſcheit. Die ander Geburt, die man heut begeht, das iſt die mueterlich Berhaftigkeit, dy geſchah in jungkfreulicher Keuſchheit vnd in rechter Lauterkeit. Die dritte Geburt iſt das Got alle Tag und alle ſtundt wurt warlichen geiſtlichen geboren in einer guten Seele mit Gnaden und mit Lybe." u. ſ. w. Zugleich erſieht man aus dieſem Beiſpiele, daſs man daſſelbe Wort bald ſo, bald ſo ſchrieb, was auch an frühern Proben ſich zeigt. Man folgte dem Kiel, ſtatt daſs der Kiel

fol-

folgen ſolte. So wie man damals zu ſaumſelig war in der Rechtſchreibung, ſo iſt man jezt zu ängſtlich. — Daſs durch Luther die Sprache weiter kam, als oft durch mehrere Jahrhunderte, dies ſieht man am Beſten, wenn man ſeine frühern Schriften mit den ſpätern vergleicht. Eine Stelle aus den frühern Schriften iſt folgende: „Du wirdeſt aber ſprechen, was ſoll nur der grobe narr: dauon du woll (wie der poet) ſagen möchteſt: Es iſt nicht ein körnlein ſaltz an ſeym gantzen leybe. So gib ich Dir zu antwort. Warumb haſtu mir yhn denn zugeſchickt? Warumb haſtu yhn nicht ſo bald in die Begnitz oder in ein Feuwer geworffen? ſo hette ich nitt ſo viel ſtundt mit jm vnnützlich hiengebracht, biß ich yn geleſen hab." u. ſ. w. Eine Stelle aus ſeinen ſpätern Schriften iſt: „Euch Pfarrern, ſchreibe ich ſolches allermeiſt, euch ewres Ampts zu erinnern. Denn ich ſonſt an der ſachen faſt verzagt habe, auff daß wir doch unſer Gewiſſen erretten und nicht frembder ſünden zur hellen uns beſchweren, auch das es Wucherer wiſſen müſſen, ob etliche unter inen ein Gewiſſen kriegen und ir verdampt weſen, ſo wider Gott, Recht, Vernunft und Natur tobet, erkennen wollten. — Aber wie, wenn der Fall fürkeme, das etwa alte Leute, arme Widwen und Waiſen oder ſonſt dürftige Perſonen, die bis daher kein andere Narungen gelernt, hetten im Handei ein Tauſent floren oder zwey. Und ſolten ſie dawon laſſen, ſo hetten ſie ſonſt nichts und müßten die Hand am Bettelſtab wermen." u. ſ. w. Dis die lezte Probe, da die aus ſpätern Zeiten Jederman eher bekant ſind. Wer einen vollſtändigern Ueberblikk dieſer Veränderungen haben will, vergleiche: „Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Poeſie von Johann Adolf Naſſer, Profeſſor der Philo-

Philoſophie auf der Univerſität zu Kiel, 2 Bände, Altona und Leipzig 1798 und 1800."

3) Oft auch kam es wohl, daſs man in der Ausſprache ſchwer unterſchied, vorzüglich die verwandten Laute; oft auch mochte die eine Mundart das Schriftwort, die andere Mundart das Lautwort zur allgemeinen Sprache hergeben, welche beide ſich nun erſt verſchmolzen; oft auch behielt man wohl mit Willen dies oder jenes Zeichen, um die Abſtammung des Wortes zu erhalten. Doch nahm man in frühern Zeiten hierauf weniger Rükſicht, als man in unſern kleinlichen Zeiten oft thut, wo man auch keinen Tittel vom Wort hergeben möchte, während man Land und Freiheit dahin gibt. Daſs man übrigens in frühern Zeiten Andersſchreibereien eingeführt habe, um gleichlautende und verſchiedendeutige Wörter zu unterſcheiden, iſt wohl falſch. Es gibt zwar Wörter, die gleichlautend ſind und verſchieden geſchrieben werden, als: die Lehre und die Leere; der Tod und todt; Ton und Thon; Tau und Thau; wahr und war. Dagegen gibt es aber mehrere andere, die nicht unterſchieden ſind, als: Bär 1) ein Thier, 2) eine Ramme, 3) ein Damm; — die Feige und der feige Mann; — Feſt (*Festum*) und feſt (*Firmus*); — Bokk, 1) ein Thier, 2) ein Gerüſt, 3) eine gebogene Fläche, 4) ein Fehler. Bei einigen dieſer Wörter ſieht man ganz klar, daſs ſie verſchiedenſtämmig ſind, und doch werden ſie gleich geſchrieben. Da es dem Gehör nicht ſo leicht gemacht iſt, und daſſelbe

oft

oft dem Sinne nach unterſcheiden muſs, warum will man dem Auge zuvorkommen, da es ja doch oft den Vorrang vor dem Gehör behauptet? —

§. 110. Angewandte Mittel den Laut und Buchſtaben zu einen.

Aus allen dieſen Unterſuchungen wird man ſehen, was man wohl zu halten hat von denen, die da gedachten mit einem einzigen Federſtrich es dahinzubringen, ſo zu ſchreiben als man ſpräche, oder richtiger als ſie ſprächen; denn ſie waren oft ſo engherzig, daſs ſie ihre Mundart als das Maß der Schrift aufſtellen wolten. Es iſt nicht zu leugnen, daſs bei ſehr vielen dieſer Eifer gut war, und auf das Gute ging. Wer wolte dis bezweifeln bei dem edlen Klopſtokk! — Aber wenn Wolke zulezt ſo weit geht, daſs er nicht allein ſein ſg ſtatt ſch aufſtelt, ſondern gleich einem Arzt anfängt die Sprache zu beſchneiden, (zu operiren) um die faulen Stellen zu vertilgen, ſo heißt dis ſo das Leben verkennen, daſs man die ſchlagende Nachtigall für einen krächzenden Raben hält. — Doch zurükk! — So wünſchenswerth und ſo wichtig es auch wäre, daſs Laut und Buchſtabe übereinſtimten, ſo kann dennoch dieſe Verbeſſerung nicht das Werk eines einzigen Schriftſtellers ſein, ſoll es nicht und muſs es nicht. Der Laut iſt zu vorübergehend und zu bildſam. Nach Jahrhunderten iſt er vielleicht wieder hie und da abgewichen von ſeinem jezigen Weſen; wenn wir gleich jezt nicht ſehen wie, wann und wo; und wenn man daher jezt mit einem Mal ſo ſchriebe, wie man jezt ſpräche, ſo würde dann doch wieder eine Verſchiedenheit eintreten. Und wer endlich ſoll denn der Ausſprache Richter und Schlichter ſein? — Man

muſs

muſs in dieſem Stükk ganz Schritt vor Schritt gehen. Es gibt einige Dinge, die immer mehr und mehr veralten. Dieſe müſſen die Schriftſteller allmälig fortwerfen, und ſo folgt die Schrift dem Ohr, doch immer mit langſamen und gemeſſenen Schritten; da ſie als etwas Bleibendes und Dauerndes immer feſter in ſich ſelbſt ſein muſs als der flüchtige Laut. Auf dieſem Wege iſt vieles beſſer geworden, und wird es auch werden. Ob ich gleich ſonſt nicht immer für den vollen Takt im Handeln bin, ſondern öfter dafür, daſs man einmal aus dem Takt herausgehe, ſpringe und hüpfe, um einmal etwas Tüchtiges mit Einem Mal zu vollbringen; ſo glaube ich nicht, daſs in der Sprache ſich auch mit Einem Male ein ſolches tüchtiges Stükk bauen oder einreißen läſt, weil an der Sprache Jeder Theil haben will und auch würklich hat; die meiſten aber nicht ſo weit ſehen können als vielleicht hie und da ein ſcharfſichtiges Auge ſieht, und eine thätige Hand reicht; und dann ſchreien, wenn etwas Großes vollbracht iſt: „das können Wir nicht einſehen!“ — Solche kurzſichtige Schreier haben als Drachen immer einen langen Schweif. — Aus der Beſchäftigung mit den altdeutſchen Schriftſtellern (die noch immer mehr anzuregen iſt), werden ſich manche herliche Aufſchlüſſe über die Rechtſchreibung ergeben. — Es wäre wünſchenswerth, daſs bald einige Forſcher des deutſchen Alterthums ihren Fund auch hierin uns mittheilten.

§. 111. Was jezt in dieſer Hinſicht geſchehen könte.

Die doppelten Zeichen für die langen und kurzen Stimmlaute ſind am allerwichtigſten zur Einigung des Buchſtabens mit dem Laut. Ich glaube daſs dis durch einen

kleinen

kleinen Strich leicht zu bewürken wäre, denn ein h oder ein Verdoppelungszeichen (aa, ee) dazu ſtets gebrauchen, hieße den Wirrwar vermehren. Vielleicht wäre auch eine ſolche Unterſcheidung der langen und kurzen Stimmlaute nicht einmal nöthig, wenn man nur erſt daran gewöhnt iſt; denn die Römer und Italiener haben ja auch keine beſondere Zeichen für lange und kurze Stimmlaute. Es gibt auch viele Wörter, bei denen die Ausſprache verſchiedener Landſchaften in Hinſicht der Länge und Kürze des Stimmlauts abweicht. Der Märker ſpricht Tag und Gras mit einem kurzen, der Schleſier, und zwar wohl richtiger, mit einem langen a, weil man in der Mehrzahl überall ein langes a oder å hört. Der Märker ſpricht richtig Stütze mit einem kurzen ů, weil ein tz (§. 87.) folgt, der Schleſier fälſchlich mit einem langen ů. Bevor aber nicht die Einſicht ziemlich allgemein iſt, daſs es gut wäre alle ſogenanten Dehnungszeichen fortzulaſſen, wird man hiermit ſchwerlich durchkommen; da dieſe Veränderung ſo durchgreifend iſt; und ſo Vieles unnütz macht, was jetzt hier und da dieſe Unterſcheidung kümmerlich andeutet. — Das h kann man jetzt da ſchon immer wegwerfen, wo es nicht einigen Nutzen hat, ſo auch immer mehr das aa, ee, und oo. Das ſz (ß) muſs man genau von dem ſſ und ſ unterſcheiden; es wird nur gebraucht, wenn man das ſ ſcharf ausſpricht, und kein kurzer, ſondern ein langer Stimmlaut vorhergeht, z. B. weiß, er weiß, wiſſen, fließen, Fluſs, gießen, Guſs, grüßen, Gruß (denn u iſt lang). Das z ſteht nur einfach. Geht ein kurzer Stimmlaut vorher, ſo hemt es nicht genug, wenn es allein ſteht, dann muſs ihm alſo ein t vorhergehen, was auch gewöhnlich in der Stammſpelle ſchon liegt. Das å, ő, ů braucht man nicht mehr ae, oe, ue ſchreiben. Das y und das c kann man ganz ver-

vermeiden. Das j und i müſſen unterſchieden werden. Das ai kann man auch ungebraucht laſſen; außer in Eigennamen. Statt des ck ſetze man ſtets ein doppeltes k (kk), weil es ſo beſſer übereinſtimt mit den andern zweifachen Mitlauten. Dieſe Grundſätze habe ich ſelbſt bei Abfaſſung dieſer Schrift beobachtet.

§. 112. Was bei fremden Wörtern zu thun iſt.

In der Anleitung die deutſche Sprache zu erlernen kann von keinen andern fremden Wörtern die Rede ſein als von Eigennamen; denn die deutſche Sprache ſoll keine Polterkammer ſein, wohin die Ueberbleibſel und todten Gerippe von verſtorbenen Sprachen aufbewahrt werden; auch kein allgemeines Muſterblatt, worauf Proben von allen Sprachen wie Schmutz- und Fliegenflekke geheftet ſind. — Uns geht es daber nichts an wie man Philologie, Affront, Genie, ennyiren, confirmiren ſchreibt, und wie dieſe fremden Gäſte und Gifthaucher für die deutſche Sprache alle heißen mögen. In Hinſicht fremder Eigennamen glauben wir aber daſſelbe Recht zu haben was ſich fremde Völker genommen, z. B. die Franzoſen, obgleich nicht mit Folgerichtigkeit — die fremden Namen unſern Lauten gemäß auszuſprechen, und mit unſern Buchſtaben nach unſerer Ausſprache zu ſchreiben. Nür müſſen wir dahin ſehen, daſs wir ſie dennoch ſo ausſprechen und ſchreiben, daſs ſie nicht leicht zu verkennen ſind. Dis iſt auch bei allen ausländiſchen Eigennamen möglich, da wir Deutſche einen reichhaltigen Laut- und Buchſtabenſchatz beſitzen. Wir ſchreiben alſo, zumal in Schriften für Ungelehrte, Kornel, Saluſt, Woltär, Niuten, Demoſthen, Dawid, und ſo weiter, gerade ſo wie uns die Wörter am meiſten mund- und ohrrecht ſind.

§. 113.

§. 113. Wie man ſonſt die Rechtſchreibung handhabte.

Unſere Sprachforſcher, die ſich gar nicht übel Buchſtabenforſcher (Grammatiker) nanten, wuſten nie recht, wo ſie mit der Rechtſchreibung hin ſolten. Der Eine ſtelte ſie vornean, der andere hintenan. Alle fühlten wohl, daſs ſie nicht zur Sprachlehre, auch nicht zur Wortlehre, die ſie damit verbanden, oder die den gröſten Theil derſelben ausmachte, gehörte; aber da ſie keine Lautlehre hatten, höchſtens nur eine Buchſtabenlehre, dieſe aber dazu nicht gnügte, ſo ſtelten ſie dieſe Lehre immer hin ohne ſie zu begründen, geſchweige zu ergründen. Man ſchlug deshalb auch nie den richtigen Weg bei ihrer Erlernung ein; und obgleich manche Schulen ihren ganzen Sprachunterricht auf dieſe einzige winzige Lehre beſchränkten, ſo konten ſie es doch nicht dahin bringen, daſs die Schüler richtig ſchrieben. Sie ſtelten gleich vom Anfang herein das Ding auf den Kopf. Ihre erſte Regel war gewöhnlich: „ſchreibe wie du ausſprichſt!" aber wie ſprach man denn aus? und wie bedingt iſt dieſe Regel! — Ja ſelbſt die ganze Rechtſchreibung widerlegt ſie, denn ſie geht dahin, nicht ſo zu ſchreiben, als man ausſpricht, ſondern anders zu ſchreiben. Eine andere Regel war gewöhnlich: „ſchreibe der Abſtammung gemäß!" und dennoch wurde Eltern (von alt) fordern (von Vorder abgeleitet von vor) Bekker (von bakken) geſchrieben. Das Schreiben nach der Abſtammung iſt überhaupt ein eigenes Ding. Es fragt ſich ob Abſtammung irgend einen Einfluſs auf Schreibung haben ſoll; denn wir wollen ja beim Leſen nicht wiſſen, woher das Wort ſtamme, ſondern die Zeichen ſollen uns auf die richtige Ausſprache führen. Ueberhaupt

haupt iſt es auch unmöglich dieſe Regel allgemein zu machen; weil bei der Ableitung ſehr oft ein Laut in den andern des Wohlklanges wegen übergeht, z. B. nah — nächſter; hoch — höher; hangen — henken. u. ſ. w. Die ältern Sprachforſcher folgten auch immer mehr dem Gehör als der Abſtammung. Otfried ſchrieb: Erzelung, erzelet, nach der leng; Erklerung, Auſzlender" obgleich er doch auch wohl ſo viel von der Sprache wuſte, daſs dieſe Wörter von Zahl, lang, klar, Land herkämen. — Wir wollen damit keineswegs Otfried als ein Muſter für unſere Rechtſchreibung aufſtellen. Auch noch lange nach ihm ſchrieb man erwermbt, lesterleich velt (von fallen) wechſt; und wir ſchreiben noch edel (von adel) Eltern (von alt) Henne (verwandt mit Hahn) u. ſ. w.

§. 114. Verſchiedene Wege beim Unterrichte, um die Rechtſchreibung zu erzielen.

Bei jedem Unterrichte komt es darauf an, aus einem ſchon Gewuſten das Nichtgewuſte zu entwikkeln; oder iſt das Nichtgewuſte ein Zufälliges und Gegebenes; dieſes an das Gewuſte anzuketten und damit zu verbinden. Es ſtehen alſo für die Rechtſchreibung 2 Wege offen:

1) Man kann vom Zeichen (den Buchſtaben) ausgehen und alſo ſo anfänglich leſen laſſen und in die Feder ſagen, wie geſchrieben wird. So lernt der Schüler zuerſt, wie er richtig ſchreibt. Iſt er hiermit fertig, ſo lehrt man ihm nun, wie man anders ausſpricht und lieſt, als man ſchreibt; und bei dieſem Unterricht fängt man mit der geringſten Abweichung an, und gehet ſo allmälig über zur auffallendſten.

2) Man kann vom Laut ausgehen — vom Hörbaren; und alſo das Kind zuerſt richtig ausſprechen und ſo ſchreiben laſſen. Geht dis fertig, ſo zeiget man nun allmälig, wie das Zeichen vom Laut abweicht, und läſt dis ſtets üben, bis es zur Fertigkeit gekommen iſt. Wir wählen dieſen letzteren Weg, weil es folgerechter iſt vom Gehörten auszugehen; da das Kind doch eher ſpricht als es ſchreibt, ſich eher mit dem Laut als mit dem Buchſtaben abgibt. Wir legen alſo den Laut zum Grunde; und bei uns fängt die Rechtſchreibung (richtiger die Andersſchreibung) erſt dann an, wann das Kind ſchon fertig ſo ſchreibt wie es ausſpricht.

Keinen von dieſen Wegen hat man bisher eingeſchlagen; ſondern alles ging im Wirrwar durcheinander. Weder vom Laut noch vom Buchſtaben ging man aus, ſondern unterſchied beides nicht einmal genau, war ſelbſt im Nebel und Schwebel; und konte daher nur mit großer Mühe und mit großem Zeitaufwand endlich die Andersſchreibung erringen. Wenn daher von der deutſchen Sprache in Schulen die Rede war, ſo fingen die Lehrer zuerſt an über die Rechtſchreibung zu ſtöhnen, und darüber, daſs die Schüler, trotz aller Mühe des Lehrers, darin keine Fortſchritte machen wolten. Auf mächtige Kunſtſtükke und Künſteleien aller Art kam man. Man hatte Spiele nach franzöſiſcher Sitte, wo alle Wiſſenſchaften für die Erziehung in Spiele gebracht ſind, (*Cours de jeux inſtructifs*, 10. B. 6te Auflage) um recht zu ſchreiben. Ja noch im vorigen Jahre trat der Rektor Ziehnert zu Königsbrükk mit Denkſprüchen auf, um die Rechtſchreibung zu befördern. Aber wer lacht nicht, wenn er Folgendes lieſt:

Ruſſen

„Ruſſen Werſte lieb' ich nicht,
Aber deutſche Würſte,
Wirſt du das verſtehn, ſo iſts,
Ob dich auch drauf dürſte.“

Mit ihm trat zugleich Stieler auf: „Ortographiſches Methodenbuch oder einzig möglicher Weg — die Orthographie durch leicht faßliche Regeln und Formeln in möglichſt kurzer Zeit vollſtändlich und gründlich, auch ohne mündlichen Unterricht zu erlernen. Ein Buch für Anfänger und Ungelehrte. Rudelſtadt 1 Rth. Den meiſten Beifall unter dieſen Anleitungen verdient noch folgendes Werk: „Verſuch einer naturgemäßen Methode der Orthographie. Erſter vorbereitender Curſus, oder Elementarorthographie auf die Grundſätze der Elementar-Leſemethode gebaut und für das frühere Kindesalter bearbeitet von Dr. J. M. Laubling. Erfurt 1811.

§. 115. Die Rechtſchreibung iſt ganz Sache der Lautlehre.

Zur Rechtſchreibung rechnen wir nicht die Lehre von den großen Buchſtaben; welche in der Wortlehre ihren Grund hat. Sie kann aber auch gleich mitgenommen werden, d. h. geſchichtlich, begründet und daher von den Schülern ſtets richtig befolgt werden kann ſie in der Lautlehre nicht. Eben ſo wenig gehört zur Rechtſchreibung die Lehre von den Unterſcheidungszeichen; die erſt in der eigentlichen Sprachlehre ſich ergibt. — Die Rechtſchreibekunſt hat es einzig und allein mit den Buchſtaben als Zeichen des Lauts und mit der Verbindung oder Trennung derſelben, alſo mit der Spellenabtheilung zu thun. — Nur einmal geht die Rechtſchreibekunſt in die Wortlehre hinein, und zwar in die Wortbildelehre;

nám-

nämlich wenn ſie ihre Grundſätze aus der Abſtammung der Wörter nimt. Dieſer Fälle ſind aber eigentlich nicht viele und ſo leicht aufzufaſſen und zu begreifen, daſs ſie recht gut hier in der Lautlehre mitgenommen werden können, obgleich von der Abſtammung und Ableitung der Wörter noch nicht gehandelt iſt. — Und ſo gehört die ganze Andersſchreibung zur Lautlehre, und wird auch, einige Kleinigkeiten ausgenommen, ganz in ihr begründet.

13ter Abſchnitt.

Schriftarten.

---

§. 116. Groſse und kleine Buchſtaben.

Man hatte urſprünglich nur einerlei Buchſtaben, was noch die morgenländiſchen und alten Schriften aus ſpätern Sprachen beweiſen. Es war aber ſehr einfach, daſs man beim Anfange eines Abſchnits einen groſsen Buchſtaben machte, um denſelben ins Auge fallend zu machen; und dis gab wohl Veranlaſſung zu den groſsen Buchſtaben überhaupt, die in ihrer Form urſprünglich nicht von den kleinern abwichen. Späterhin, da man Unterſcheidungszeichen einführte, gebrauchte man dieſe groſse Buchſtaben, die immer mehr ſich nicht allein durch Gröſse, ſondern auch durch Form von den kleinern unterſchieden, auch zu Anfange eines Satzes; und endlich ſogar um wichtige Wörter damit zu bezeichnen. Aus dieſem Urſprunge läſt es ſich auch erklären, wie man jetzt

über

über den Gebrauch der großen Buchſtaben noch nicht ganz einig iſt, vorzüglich hinter den Fragezeichen, bei manchen Fürwörtern, und bei ſolchen Hauptwörtern, die ganz die Form der Eigenſchaftswörter und Zuſtands-wörter an ſich tragen, ob ſie gleich Hauptwörter ſind.

§. 117. Schreibe- und Drukkſchrift.

Daſs die Drukkſchrift aus der Schreibeſchrift entſtanden iſt, braucht wohl keiner Erwähnung, da Jeder weiß, daſs man eher ſchrieb, als man drukte. Da man aber urſprünglich zum Drukk die Buchſtaben aus Holz und in Holz ſchnitt, ſo ſahe man wohl bei der Form vorzüglich auf die Leichtigkeit des Schneidens. Daſs die Drukkſchrift ſich immer mehr ähnlicher bleiben muſte als die Schreibeſchrift, erhellet von ſelbſt, und dadurch weichen denn auch beide Schriftarten immer mehr von einander ab. Daſs die Drukkſchrift ſehr der Vollkomnung fähig iſt, haben Göſchen und Ungar bewieſen. Freilich bleibt auch hier noch Vieles zu wünſchen übrig. Eben ſo iſt es mit der Schreibeſchrift; die aber nie zu einer ſolchen Beſtimtheit kommen kann als jene.

§. 116. Runde und ekkige Schrift.

Die runde Schrift iſt die Schrift der Römer, von denen ſie Deutſche, Engländer, Franken und Spanier empfingen. Dieſe runde Schrift hat ſich erſt in Deutſchland ekkig geſtaltet. Man ſieht noch in ältern Hand- und Drukkſchriften recht deutlich die Uebergänge. Die ekkige Schrift, auch gothiſche Schrift, Mönchsſchrift genant, iſt alſo keineswegs eine urſprüngliche Deutſche, ſondern nur die veränderte römiſche; ſo wohl die Schreibeſchrift als die Drukkſchrift. Wir Deutſche haben alſo daſſelbe Recht an die runde Schrift als die übrigen Völker,

und können uns derſelben immer bedienen; beim Drukk-en und Schreiben. Thöricht war es aber, daſs man vor mehren Jahren auf den Gedanken kam, die häſsliche ekkige Mönchsſchrift, wie man ſich ausdrükte, zu verdrängen, und dagegen die ſchöne, gefällige, runde Schrift einzuführen. Man bedachte dabei nicht, daſs die Schönheit bei dieſen Zeichen nicht die Hauptſache iſt, ſondern die Deutlichkeit. Das Ekkige iſt weit ſchärfer und beſtimter, und daher von den Augen weit leichter zu erkennen, zu bemerken und zu unterſcheiden als das Runde. Man verſuche ob man ſo lange in einem Buche mit runder Schrift leſen kann als in dem, worin die Schriften ekkig ſind! — Vorzüglich wird dis Derjenige bemerken, der etwas ſchwache Augen hat. Die ekkige Schreibeſchrift iſt nun gar eine ganz vorzügliche Erfindung. Sie läſt ſich bei weiten ſchneller ſchreiben, und beſſer leſen als die runde. Alſo auch einmahl den Ekken Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ob ſie gleich nicht immer das Gepräge der Schönheit an ſich tragen. In unſern geſchniegelten und geglätteten Zeiten finden freilich die Ekken nicht vielen Beifall; denn ſie ſind nicht ſo ſanft und ſo ſchmelzend als das Runde. Aber wenn man immer fort rundet, ſo bleibt zulezt auch nicht einmal der Kern übrig. Ein ekkiger kräftiger Menſch iſt beſſer als ein geſchniegelter Süßling. — Unſer Schreiben von der Linken zur Rechten mit der rechten Hand iſt wohl am bequemſten. Daſs man ſonſt auch anders ſchrieb, beweiſt die ebräiſche Schrift nicht allein, ſondern noch viele alte Inſchriften. Die Völker ſcheinen auch hierin ſo ziemlich alle Fälle erſchöpft zu haben, ſie ſchrieben (wenn man ſich den Bogen ſtehend denkt) ſenkrecht, wagrecht und ſchräg, auch von der Linken zur Rechten, und von der Rechten zur Linken abwechſelnd. Doch die-

dieſe Unterſuchungen tragen nichts bei zur nähern Erleuchtung unſrer Sache.

§. 119. Unfug der Schreibekünſtler.

Die Kunſt zu ſchreiben, oder die Schreibekunſt hat in neuen Zeiten viel Unfug gemacht; und Niemand hat beim Unterrichte ſo elend geklügelt und gewitzelt als die Schreibekünſtler, oder Schreibelehrer; (doch damit ich kein Verbrechen begehe) Schönſchreiber (*Kalligraphen*). Es wimmelt jetzt von ſolchen Ungethümen und Unholden! Ja dieſe Schreibler haben ſich oft ſogar bis in die Sprache verſtiegen, und da auch nach ihren Strichen und Schnörkeln geurtheilt. Es wäre Zeit, daſs man ſich nicht mehr durch dieſe Schönſchreiber blenden ließe, die durch ihre zu ſchräge Schrift bewürken, daſs der Schüler nie ſchnell ſchreibt, ohne jämmerlich zu ſchreiben. Wie ſehr Einſeitigkeit ſchadet, können wir vorzüglich an dieſem Unweſen ſehen. Es iſt nichts leichter und einfacher als die Schreibekunſt, und es ſcheint mir immer lächerlich, wenn die Schreibelehrer von Lehrart (Methode) ſprechen, und dann zu verſtehen geben, daſs ſie das Wahre gefunden haben. Uebrigens, glaube ich, hat kein Schreibelehrer ſelbſt im Schreiben Viel erfunden. Alle ihre jetzigen Rauten, Gevierte, Eirunde u. ſ. w. ſind von ſolchen erfunden, die eigentlich mit der Schreiberei ſich wenig abgaben. Ich weiß nicht, wie man jetzt ſo viel auf dieſe Kunſt ſetzt. — Komt es vielleicht daher, weil es Zeitſitte iſt mehr zu ſchreiben, als zu thun, und weil in manchen Staaten um einen Thaler oft für 3 Thaler Papier verſchrieben wird, ohne die Koſten zu rechnen, die die hochbeſoldeten Schreiber verurſachen? Eben ſo iſt es auffallend, daſs in unſrer ſchmiegenden und biegenden Zeit ſogar ſich die Buchſtaben

ben biegen und ſchmiegen, und in einer ſchrägen und ſchiefen Lage ſtehen. Ich habe die Ehre gehabt ſehr berühmte Schreiblehrer zu kennen; aber nie gefunden, daſs ſie ſchnell es zum guten Schreiben brachten; ſo wichtig ſie auch ihre neue Lehrart hielten. Ich habe keine Luſt hier alle Ausgeburten der Schreiblehrer aufzuſtellen, und bin auch, aufrichtig geſagt, zu unwiſſend darin. Sehr auffallend waren mir aber die kürzlich erſchienenen Schreibereien von Riemay, Schreiblehrer an der ſonſt ſo wakren Ritterſchule zu Liegnitz. Am zwekmäßigſten ſind die Vorſchriften von Fritſch.

§. 120. Worauf beim Schreiben vorzüglich zu ſehen.

Die Schönheit iſt beim Schreiben nicht das Wichtigſte, ſondern die Deutlichkeit. Mein Grundſatz iſt: „Wer deutlich ſchreibt, ſchreibt gut. Ich weiß gar nicht, was man für große Schönheit in den Buchſtaben ſuchen will! Einfach muſs jeder Buchſtabe ſein. Je einfacher, je beſſer! So weit ſind wir doch endlich gekommen, daſs wir die Schnörkeln, die mit den Reifrökken und Perükken gleichlaufend waren, nicht mehr lieben; wenn man einige Anſtalten ausnimt, die ſich dadurch rühmlichſt auszuzeichnen glauben. Die Pelikane, die brütenden Gänſe, die Schwäne mit der Feder im Munde, der Herkules und wie alle dieſe Ungethüme heißen — was ſollen ſie in unſerer Schrift? Was nützt ferner die gebrochne, halbgebrochne und Kanzeleiſchrift? Es gibt im Leben mehr zu thun, und nützlichere Dinge zu treiben, als ſolche Schnörkeleien zu machen. Das Wichtigſte beim Schreibenlehren beſteht aber darin, daſs es ſich genau an die Sprache anſchließt. Es muſs daher eben den Weg nehmen, den Sprechen und Leſen

nehmen, vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten. Nichts muſs geſchrieben werden, was nicht geleſen werden kann und würklich geleſen wird. Es iſt jämmerlich anzuſehen, wenn ein ſtolzer Schreibekünſtler 6 und 7 Mitlaute ohne Stimmlaute Vierteljahre hindurch ſchreiben läſt. — Beim Schreiben iſt ferner darauf zu halten, daſs der Schüler nicht allein deutlich, ſondern ſchnell und deutlich zugleich ſchreiben lernt. Die Zeit geht ſchnell dahin, daher muſs alles raſch in derſelben gethan werden. Dis iſt um ſo wichtiger, da bei uns alles ſchriftlich ab- und ausgemacht wird, wozu man ſonſt den Mund brauchte. Da wir mundfaul ſind, ſo müſſen wir ſchreibeſchnell ſein. Die ſchiefe Lage der Buchſtaben iſt daher eher verwerflich als annehmbar, vorzüglich die ſchiefe Lage der Grundſtriche, denn ſolche Schreiberei iſt ſchwer mit Schnelligkeit zu verbinden. Eben ſo ſind die ſpitzen Grundſtriche nicht zu billigen. Die Geſchäftshand, in der die Grundſtriche unten rund ſind, nimt ſich eben ſo gut aus, wo nicht beſſer, und läſt ſich ſchneller ſchreiben. Die obenrunde Schrift der Rechtskundigen iſt auch nicht zu verwerfen. Die Schreibelehrer müſſen nicht bloß nachſchreiben laſſen, ſondern würklich aus dem Kopf ſchreiben laſſen, und auch in die Feder ſagen. Wenn ſonſt ihre Schüler etwas von ſelbſt ſchreiben ſollen, ſo wiſſen ſie nicht, wie ſie dieſen oder jenen Buchſtaben machen. Doch genug!

§. 121. Wie die Schreibekunſt zu betreiben.

Dem Schreiben müſſen nothwendig die Anfänge des Zeichnens vorhergehen, wenn es das Werk einiger Wochen und nicht einiger Jahre ſein ſoll. Zu dieſen Anfängen des Zeichnens rechnen wir das Zeichnen der Striche, Winkel, Dreiekke, Vierekke und des Kreiſes.

Man

Man vergleiche die hierzu gehörende Anweiſung für Volksſchullehrer, worin ich das Zeichnen ſo weit aufgeführt, als es wichtig iſt für das Schreiben. Ich habe den eingeſchlagenen Weg nicht ſelbſt gefunden, ſondern mein Freund Friedrich Frieſen. Als ein Beweis ſeiner Richtigkeit kann ich das aufſtellen, daſs ich, der ich nie von Andern zeichnen gelernt, ſondern nur von ſelbſt das Abzeichnen und Mahlen ein wenig getrieben hatte, mit vielem Nutzen 2 Jahre hindurch das Zeichnen gelehrt. Der glükliche Fortgang lag alſo gewiſs in dem Wege ſelbſt, und nicht in dem Lehrer. Iſt das Zeichnen vorhergegangen, ſo fange man gleich mit den leichteſten Buchſtaben an, und laſſe, wo möglich, einen Buchſtaben aus dem andern entſtehen. Den Buchſtaben in gewiſſe abgeſonderte Stükke theilen, und dieſe vorher machen laſſen, heißt um den Brei herumgehen. Daſs die Kinder zuerſt die Buchſtaben etwas größer machen, iſt recht gut, doch muſs man ſie bald an das eigentliche Buchſtabenmaß gewöhnen. Gewiſſe leitende Striche ſind für den Anfang nicht zu verwerfen, aber auch nur für den Anfang; bloß um anſchaulich das Maß der Buchſtaben anzugeben. Nicht über einen Monat darf ein ſolches Gitterwerk erlaubt werden, weil man ſonſt die Hand ſteif und unbehülflich macht. Schranken und Banden ſind bei allen Anfängen nothwendig, um das Straucheln zu verhindern; aber dieſe Banden zu lange dauren laſſen, heißt die Kraft freventlich unterdrükken, dämmen und hemmen. Der Menſch ſoll frei ſein, ſelbſt beim Schreiben. Ob man mit der runden oder ekkigen Schrift anfange, darüber ſind die Meinungen getheilt. Das Runde erfordert eine feſtere Hand als das Ekkige. Ich habe die ekkige zum Anfangen gewählt, mehr der Gewohnheit wegen, als aus beſon-

dern Gründen. — Alles was von Spellen und Wörtern der Schriftſprache zu erinnern iſt, komt ſchon im 10ten Abſchnitte vor; daher können wir hiermit die bezeichnete Lautlehre ſchließen.

14ter Abſchnitt.

Unterſuchung der Lautbegrifslehre.

§. 122. In welcher Beziehung dieſer Abſchnitt mit dem Vorigen ſteht.

In den vorigen Abſchnitten haben wir uns bemüht den Laut von allen Seiten und in allen Beziehungen, die er als bloßer Laut hat, und in ſeiner ſichtlichen Darſtellung als Buchſtabe, kennen zu lernen. Wir betrachteten den Laut in ſeinem eignen Weſen und Umfange. Da aber die Sprache nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern zur Bezeichnung des Denkens da iſt, und der Laut der Keim der Sprache und alſo auch des Denkens iſt (§. 6.), ſo kann es nicht genügen denſelben bloß in ſeinem Weſen erfaſt zu haben, ſondern wir müſſen jetzt ſehen, in welcher Beziehung er als Zeichen vom Denken zum Denken im Allgemeinen, oder zu einem beſondern Theile deſſelben ſtehe. Dieſe Unterſuchung bringt erſt alle unſere frühern Unterſuchungen zur Einheit; denn dadurch wird der Laut in der Beziehung beſtimt, in welcher doch die ganze Sprache nur vorzüglich wichtig iſt. Das Wort iſt todt ohne Begriff, die Sprache ohne Urtheil und Schluſs. — Wie ſteht es mit dem Laut? Wenn jeder

Laut einen Begriff bezeichnete, ſo wie jedes Wort, oder eine Anſchauung oder Empfindung, ſo würde eine ſolche Lehre **Lautbegrifslehre** heißen.

§. 123 Allgemeine Lautbegrifslehre.

Eine allgemeine Lautbegrifslehre würde ſtatt finden, wenn eine allgemeine Lautlehre, die ſich über alle Völker erſtrekte, und den Lautlehren aller Völker zum Grunde läge, würklich da, ſchon entdekt und in ihrem ganzen Umfange erkant wäre. Man müſte demnach wiſſen, es gibt unbedingt ſo viele Stimmlaute und ſo viele Mitlaute; jeder dieſer einzelnen Laute bezeichnet einen beſtimten Begriff; und zwar dieſen, z. B. a bezeichnet **Waſſer**, b bezeichnet **ſtehen**; alſo ba **ſtehendes Waſſer**; f bedeutet **Fiſch** alſo baf ein **ſtehendes fiſchreiches Waſſer**. — Wenn eine ſolche Lautbegrifslehre ſtatt fände, ſo müſte jeder Laut, ſo wie er das nothwendige Erzeugniſs dieſer oder jener Stimmwerkzeuge iſt, ſo auch ein nothwendiges Zeichen dieſer oder jener Empfindung, dieſer oder jener Anſchauung ſein. Alle dieſe Sachen verhalten ſich aber ganz anders. Wir haben zum wenigſten jezt noch keine allgemeine Lautlehre, und können mithin auch keine allgemeine Begrifslehre haben, die ſich durch alle Sprachen erſtrekte. Schwerlich werden wir auch je zu dieſer hohen Weisheit gelangen. Tüchtige Sprachforſcher haben auch ſchon längſt die Unmöglichkeit einer allgemeinen Lautſprache bewieſen. Die Erdkundigen ſtimmen ihnen bei, und kein Forſcher der Werkzeuge widerſpricht, wenn er die Sache unbefangen unterſucht. Es hängt dieſe Lehre auch genau zuſammen mit der von den Mundarten. Man vergleiche Voſs Beurtheilung der Bürgerſchen Gedichte in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung, und Coray Bearbei-

tung

tung des Hippokrates, überſetzt von Hägelmüller, Wien 1804.

§. 124. Sprachallgemeinheiten.

Wenn ich nicht irre, ſo war Kalmar der erſte, der den leeren Gedanken einer allgemeinen Sprache hatte; und ſeit dem wimmelte es von allgemeinen und gemeinen Sprachlehrern; wovon diejenigen vielen Nutzen ſtifteten, die entweder mehrere Sprachen verglichen wie Vater („Verſuch einer allgemeinen Sprachlehre. Mit einer Einleitung über den Begriff und Urſprung der Sprache, und einem Anhange über die Anwenduug der allgemeinen Sprachlehre auf die Grammatik einzelner Sprachen, und auf die Paſigraphie von Johann Severin Vater, Halle 1801." und „*Silveſtre de Sacy* Grundſätze der allgemeinen Sprachlehre in einem allgemeinen faslichen Vortrage, als Grundlage alles Sprachunterrichts, und mit beſonderer Rükſicht auf die franzöſiſche Sprache bearbeitet. Nach der 2ten Ausgabe überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen, beſonders in Rükſicht auf die deutſche Sprache herausgegeben von Joh. Severin Vater, Halle 1804.)"; oder auch diejenigen, die aus der Wiſſenſchaftslehre (Philoſophie) wichtige Lehren in Hinſicht der Sprachen herleiteten. Wir wollen nicht alle Werke der Engländer, Franzoſen und Deutſche nennen, als die von *Monboddo*, *Sylveſtre de Sacy*, *Court de Gebelin*, von Herder, Thomas, Mertian, Meyer, Neide, und Hezel, die vieles Gute und Tüchtige enthalten; ſondern nur die allgemeinen Gloſſologien, Alphabethologien, Paſigraphien und wie alle dieſe phien heißen, die keine Sophien ſind, nur dieſe ſind uns ein Gräuel; denn ſie glauben ihre Allgemeinheiten würklich ausführen zu können, und ſchweben ohne

Aner=

Anerkennung der Volksthümlichkeit auf dem luftigen Schiffe der Menſchheit. Man vergleiche nur als Ein Beiſpiel „Reinhardt über das Ideal der Sprache;“ oder gar die „mathematiſche Philoſophie von Wagner“ (§. 142). Zur Sache ſelbſt — zur würklichen Erfindung und Darſtellung kommen dieſe Herren nie, denn wo es heißt: „*hic Rhodus, hic salta*!“ da ſind ſie nicht zu Hauſe. Eine allgemeine würkliche Sprachlehre ſcheint mir, wie eine allgemeine Glaubenslehre, die man ins Blaue hinein aufſtellen kann, die ſich aber nie in dem Menſchen ſelbſt darſtellen wird. Denn wie iſt es möglich zu glauben, daſs der Feuerländer ſolte daſſelbe glauben, was der Franzoſe glaubt. Selbſt das Chriſtenthum ſtelt ſich in verſchiedenen Zeiten und Räumen ſtets verſchieden dar, und ſoll es auch. Eine allgemeine Recht-gläubigkeit iſt der Gegenſatz des Chriſtenthums; und ſo eine allgemeine Sprache der Gegenſatz der Sprachbildung. Eine Sprache iſt die Frucht eines Volkes. Ihre Eigenthümlichkeit iſt beſtimt durch das ganze Weſen des Volks. Das Volk iſt beſtimt durch Urſprung, Abkommenſchaft, Wanderung, Boden, Himmelsſtrich, Lebensart, Nachbarſchaft, Verfaſſung und andere einwürkende Urſachen. Eine allgemeine Sprache könte höchſtens eine dürre kalte Kunſt ſein, von einem Gelehrten ausgeheckt, und gegründet auf räumliche und zählige Beſtimmung aller Begriffe. Daſs ſich eine ſolche Sprache höchſtens ſchreiben aber nicht ſprechen laſſe von allen gebildeten Völkern, erhellet von ſelbſt. Eine allgemeine Sprache bei ſo verſchiedenen ausgebildeten Völkern, was kann man noch dazu ſagen, da ja die Sprache nur Bezeichnung des Denkens iſt! (Man vergleiche im Kempelen die verſchiedenen Bezeichnungen der Zahlen bei verſchiedenen Völkern; und das Zählen bildete ſich doch gewiſs

nicht

nicht ſo ſpät aus; und eben ſo Adelungs Mithridates fortgeſetzt von Vater, 3 Theile. Im letzten komt das Vaterunſer in beinahe 500 Sprachen vor.) Vielleicht ziemlich gleich gebildete Weltmenſchen von verſchiedenen Völkern als Kaufleute und Gelehrte könten ſolche Sprachen unter ſich verabreden und begründen. Eine ſolche allgemeine Sprachlehre müſte begründet ſein durch eine genaue Empfindungs- Anſchauungs- und Begrifslehre. Die fremden Sprachen, die jetzt zu ſolchen Bindemitteln und dadurch zu Giftbringern für manches Volk beſtimt ſind, würden dadurch vielleicht an ihrem falſchen Werth verliehren, an dem wahren gewinnen. Vorzüglich bei Unterhandlungen der verſchiedenen Geſandſchaften wären ſolche Sprachen nicht übel, damit ein Geſandter den andern nicht ſo leicht anführe, weil er der Sprache kundiger iſt als dieſer.

§. 125. Jedes Volk ſoll ſeine eigene Sprache haben.

Jedes Volk ſoll und muſs und wird auch immer und ewig, ſo lange es noch ein beſonderes Volk iſt ſeine eigenthümliche Sprache behalten. Jedes Einzelweſen eines Volks ſoll nicht als ſolches fremde Sprachen lernen. Nur ſofern eine fremde Sprache zur bürgerlichen Beſtimmung des Menſchen gehört, ſolte er ſie treiben. Der Statsmann lerne daher die Sprachen der Völker, mit denen ſein Staat in Beziehung ſteht. Der Kaufmann lerne die Sprachen des Volks, das ihm als Kaufmann wichtig iſt; da wir noch keinen geſchloſſenen Handelsſtaat haben, auch wohl nie bekommen werden. Der Gelehrte lerne alte und neue Sprachen, huldige und vergöttere aber keine! Eine fremde Sprache als

Umgangsſprache gebrauchen, heißt freveln an das eigene Volk, und dadurch an ſich ſelbſt. Einem Volke eine andere Sprache aufdringen, wie uns die Geſchichte lehret, heißt es ſeinem eignen Boden entwurzeln, es wankend machen und ſchwankend, zweizüngig und uneins. Eine allgemeine Sprache der Menſchheit iſt das Hoch- und Urbild aller Sprachen. Nur als ſolches muſs ſie daſtehen; ihre Geſtaltungen aber unter den einzelnen Völkern ſind bedingt. Eine allgemeine Glaubens- und Sittenlehre iſt ein Hochbild, deſſen einzelne Darſtellungen ſich in jedem Volke anders geſtalten. Welches Volk ſich dieſem Hochbilde am meiſten nähert in Lehre und Leben, ohne ſeine Eigenthümlichkeit aufzugeben, das iſt das gläubigſte und ſittlichſte. Die Allerweltlinge, die in leeren Allgemeinheiten ihre Selbſtſucht, ihren Geſchlechtsſinn, und ihre kleinliche Landsmännerei zu verhüllen ſuchen, die nur den Menſchen im Himmel und in der Hölle ſehen, den Himmel ſchaffen durch Lehren, die Hölle errichten im Leben, keinen Blikk haben für den Menſchen, wie er leibt und lebt auf heimiſchen Boden in ſeiner beſtimten Eigenthümlichkeit, und in ihren Allgemeinereien nur Gemeinheiten darſtellen, dieſe ſtellen eine ſolche allgemeine Sprache hin, und mich wundert, daſs ſie die Thiere uns nicht als Muſter darin vorſtellen. Völkertilger haben verſucht ſolche Allgemeinheiten gemein zu machen, aber ſtets ſtrafte der Teufel ſich ſelbſt. Es iſt nur Ein Gott, aber auch dieſer iſt die einzige Einheit alles deſſen, was iſt und was war und was ſein wird, der Kern, die Fülle und Hülle alles Seins. So bald dieſe Einheit ſich darſtelt, ſich entäußert, entſtehen verſchiedene Welten; auf verſchiedenen Welten verſchiedene Völker, in verſchiedenen Völkern verſchiedene Einzelweſen —. Eins in ſich ſelber, ausge-

gehend von Einem, und ſtrebend zu Einem — zu Gott.

§. 126. In der Würklichkeit hat es nie Eine Urſprache gegeben.

Eine einzige Urſprache hat es nie gegeben, die als ein Geſchloſſenes oder doch ziemlich Ausgebildetes dageſtanden hätte. Eine angeborne Sprache als ausgebildet behaupten, dis konte bloß der Wahn einer misverſtandenen Gottesgelahrtheit ſein; der ſich auch darüber ſtritt, welche Sprache unſer Herrgott oder ihr Herrgott, den unſer iſt es nicht, ſpräche; und aus welcher Erdart Adam gemacht ſei. Eine angeſchaffene ausgebildete Sprache annehmen, heißt den Tiſch vor einem da ſein laſſen, der ihn gemacht hat. Daſs die Sprache Menſchenwerk iſt, erzeugt und genährt auf verſchiedenem Boden, das beweiſt jede einzelne Sprache. Wäre die Sprache angeboren, ſo hätte der Menſch ausgebildet dageſtanden, ausgerüſtet mit allen Künſten und Wiſſenſchaften. Der ſogenante Adam hätte dann ſchon ſprechen können von der Galliſchen Schädellehre, von der Schellingſchen Wiſſenſchaft u. ſ. w. So wie es aber keine angeborne Sprache gab, ſo gab es auch nicht Eine Urſprache, ſondern mehrere. Die Ausbildung des Menſchengeſchlechts ging ſehr langſam. Vielleicht lebten die Menſchen ſchon Jahrtauſende, ehe ſie ihren allernächſten Geſichtskreis benamten. In dieſen Jahrtauſenden hatten ſich aber gewiſs ſchon Völkerſtämme gebildet oder Horden geſchieden, die ſchon ſo weit entfernt waren, daſs ſie nicht mehr in der entfernteſten Berührung kamen. Jeder Stamm bildete ſich nun für ſich ſelbſt aus, woraus Völkerſchaften entſtanden, und ihre Sprache muſte

muſte daher gleich in der Wiege der Bildung verſchieden werden. Wir ſehen dis ja bei den wildeſten Völkern noch. Wenn wir die beiden wildeſten Völker der Erde, z. B. die Bewohner von Neuholland und von dem Feuerlande vergleichen, ſo finden wir bald, daſs ihre ſo winzige Sprache ſchon verſchieden iſt. Die Empfindungs- Anſchauungs- und Begrifslehre, die allen zum Grunde liegt, iſt im Weſen dieſelbe, aber ſo bald ſie ſich im Sprechen entäußert, ſo wird dieſe Aeußerung beſtimt durch Ort, durch die darauf ſich befindenden Gewächſe und Thiere, durch Wärme und Hitze, und dadurch bedingte Leibesbeſchaffenheit, durch den dadurch beförderten oder gehemten Blutumlauf, und auch oft durch Zufall. Und wo wäre nun dieſe Urſprache zu ſuchen? Wo finden ſich die übereinſtimmenden Wurzeln in den europäiſchen, aſiatiſchen, afrikaniſchen und amerikaniſchen Sprachen? Die Thiere ſchreien heute noch wie geſtern und gewiſs, wie am Tage der Schöpfung, warum ſprechen nun die Menſchen nicht mehr wie ſie damals ſprachen? Man vergleiche hierüber Zobel, Adelung, Monboddo, Herder, Kempelen. Aerzte und Sprachforſcher haben längſt gezeigt, daſs Luft, Boden, Witterung und Lebensart wie auf den ganzen Menſchen und ſein Sein, ſo auch Einfluſs auf die Sprachwerkzeuge und dieſe wieder auf die Sprache habe. Es wird daher oft dieſem und jenem Volk ſehr ſchwer, vielleicht ganz unmöglich ſein, die Sprache eines andern von ihm ſehr verſchiedenen zu erlernen. — So ſind die Sprachwerkzeuge der Hottentotten ganz eigenthümlich zum Schnalzen gebaut, ſo daſs ſie ſogar auf eine dreifache Weiſe ſchnalzen. (3ter Theil des Mithridates von Adelung, fortgeſetzt von Vater).

§. 127.

§. 127. Beſondere Lautbegrifslehre.

Eine allgemeine Lautbegrifslehre müſſen wir alſo auch deshalb verwerfen, weil wir keine allgemeine Sprachlehre haben, wenn wir auf das Werkliche Rükſicht nehmen, auf Thaten und auf Ausführung. Unſere Unterſuchungen über Stimmlaute und Mitlaute zeigen dis auch ſchon; denn wie allmälig ſind nicht erſt die einzelnen Laute entſtanden? Die Unterſuchungen in §. §. 123 — 126. ſtellen dieſe Sache noch von einer andern Seite dar, und ſo bleibt uns jezt nur noch übrig, ob nicht eine beſondere Lautbegrifslehre vorhanden wäre? — Unter einer beſondern verſtehen wir eine ſolche, die einer einzelnen Sprache eigenthümlich iſt, und da wir nur von der deutſchen Sprache handeln, ſo iſt die Frage: Findet in der deutſchen Sprache eine Lautbegrifslehre ſtatt, — können wir ſie auffinden und darſtellen, und alſo werklichen Nutzen aus ihr ziehen? — Hierüber Folgendes: Die erſten Wortkeime waren in der deutſchen Sprache wie in allen Sprachen einfache Biegungen und Bewegungen der Stimmwerkzeuge. Dieſe Wortkeime oder dieſe einfachen Laute waren Aeußerungen beſtimter Gefühle und Empfindungen, alſo nothwendige Würkungen, — Darſtellung der Gefühle und Empfindungen durch die Stimme, unabhängig von der Macht und Wahl der Einſicht. Die Sprache in ihrem Entſtehen war alſo eine laute Abbildung der innern Empfindungen und äußeren Wahrnehmungen, — freilich unvollſtändig. Die Einſicht konte hernach nur dieſe wenigen Wortkeime wiederhohlen, ſie verähnlichen, unterſcheiden, und auf alle mögliche Weiſe zuſammenſetzen. Die Wahl der Werkzeuge richtete ſich alſo urſprünglich nach dem Gegenſtande, ſeinen Aeußerungen, Zuſtänden und Eigenſchaf-

ſchaften. War alſo der Gegenſtand rauh, ſo war es auch der verähnlichende Wortkeim. So wählt der Mahler die grüne Farbe und nicht die ſchwarze, wenn er grüne Blätter mahlt. So nent der Karaibe den Kanonenſchuſs *Putue* und nicht *imi* oder ſonſt anders. Die Sprachbildung war alſo uranfänglich beſtimt durch die Werkzeuge und durch die Gegenſtände, die bezeichnet werden ſolten; denn ſonſt wäre kein Band zwiſchen beiden geweſen. Hiernach ſcheint es, als wenn wir eine Lautbegrifslehre herausbrächten; — aber wir gehen weiter. Allmälig vermehrte ſich die Anzahl der zu bezeichnenden Gegenſtände. Nach dem Geſetz der Aehnlichkeit ſuchte man zwar noch zu verfahren, aber dieſes ging immer weniger, weil der Dinge zu viel, der Laute zu wenig waren, und ſo wurde allmälig das Band zwiſchen dem Zeichen und dem Bezeichneten immer loſer; und allmälig ſo loſe, daſs es in einer ausgebildeten Sprache gar nicht mehr dazu ſein ſcheint (Abſchnitt 1.). Hierzu komt, daſs, da beinahe kein Volk ſich ganz frei von den Einwürkungen anderer Völker erhielt, auch ſeine Sprache dis nicht konte. So ſtamt die deutſche Sprache eigentlich wie das Volk, vom Kaukaſus her; ſpäterhin wanderten andere Horden ein; die römiſche Bildung, die Völkerwanderung, das Chriſtenthum, die Verbindung mit den Franken und u. ſ. w. — Alles würkte ein. Wenn man die deutſche Geſchichte verfolgt, ſo ſieht man wohl ein, daſs der deutſche Sprachbaum, zwar aus uralten Stämmen entwurzelt, ſehr verſchieden, hierhin und dahin gebogen wurde. Oft wurde ihm etwas eingeimpft, oft etwas ausgeſchnitten, oft vertroknete dieſer Zweig, oft ſchoſs ein andrer wieder üppig hervor, oft ſtand er im Winterſchlaf, oft trieb er wieder mit neuer Kraft neue und große Schöslinge. — Es gibt alſo, wie es in jedem Volke

eine

eine Urſprache — eine erſte Sprache — ein Entſtehen der Sprache gab, wenn es ein Urvolk war, ſo auch eine Lautbegrifslehre; die aber für uns beinahe todt iſt. Spuren finden wir in jeder Sprache; z. B. die den Begriff nachahmenden Wörter; deren die deutſche Sprache ſehr viele hat; worüber in der Wortlehre. *De Brosses* ſagt hierüber in der Einleitung zu ſeinem *Traité de la formation mechanique des langues* ungefähr Folgendes: „Wüſte man alle Zufälligkeiten der Verzweigung, ſo könte man die ganze Sprachbildung verfolgen, und erſchöpfen. Die Lehre von der Verzweigung und Aufſproſſung war in ſeinem Grundweſen beſtimt, erlitt aber viele Abänderungen durch äußere Einflüſſe; wie die Verzweigung eines Baums beſtimt iſt durch den Stamm, aber äußerlich von Neuem durch Luft, Ort, u. ſ. w. beſtimmt wird.“

§. 128. Näheres Eindringen in die beſondere Lautbegrifslehre.

Fulda zeigt in ſeinem Wörterbuch, herausgegeben von Meuſel, und in ſeiner Idiotikenſamlung, daſs jeder einzelne Stimmlaut etwas Beſtimtes anzeige, und liefert überhaupt die beſten Beiträge zur Lautbegrifslehre. Aber unterſucht man nun dieſes näher, ſo wird man gleich finden, wie ſchwankend da viele Begriffe ſind, und ſogar wie widerſprechend! So ſoll u eine Furcht, z. B. Huhu hu, a eine Freude, als Hahaha anzeigen; aber wie ſchwankend! Und was ergibt ſich daraus nun für das Wort Kuh, Ruh, zu, du, u. ſ. w., was für das Wort Ader, Amſel, Ameiſe u. ſ. w.? — Antwort: „Nichts.“ Dieſe Sache iſt noch beiweiten ſchwieriger als die Ableitung der Wörter aus ihren urſprünglichen

Wör-

Wörtern. Man vergleiche Adelungs Wörterbuch und welche Abweichungen findet man in Hinſicht der Wurzeln? Welche würde man nun finden in Hinſicht des Lauts? Wie viele Laute ſind verſchmolzen, in einander übergegangen, vertauſcht, verſetzt, verändert, weggelaſſen und hinzugefügt; Es iſt dis ein Irrſaal, in das der Lehrer keineswegs die Schüler führen kann. — So habe ich ſelbſt einmal geſehen wie zwei Sprachforſcher glaubten etwas Wichtiges gefunden zu haben, und doch gerade das Gegentheil fanden. Der Eine zeigte mir, wie r ſtets den Begriff des Geradehinlaufenden habe, und führte folgende Beiſpiele aus dem Deutſchen und Lateiniſchen an: „*rectus*, *regere*, *rex*, *ratio*, *rigeo*, *ripa*, *ritus*, *ruina*, *rupes*, Reh, Ribbe, Rein (ein Wieſenſtrich zwiſchen Aekkern) recht, redlich, der Regen, die Reiſe, der Rieſe, die Reihe, die Rübe, rennen, reißen, richten, richtig, Röhre;" der Andere zeigte mir 14 Tage ſpäter wie das r etwas Schlänkerndes, Krumſichhinwindendes bezeichne, und führte folgende Beiſpiele an: „Ranke, Rad, Rand, rund, Runzel, rollen, Reue, *radix*, *ramus*, *rarus*, *repto*, die Zuſammenſetzungen mit *re*, *rideo*, *rimor*, *rivus*, *rosa*, *rota*." — Wem ſoll man nun glauben? — Antwort: „Keinem;" und wir fällen über dieſe ganze Sache folgendes Urtheil: Die ſinnbildlichen Bezeichnungen lagen urſprünglich in der Sprache, und es wäre gewiſs für die Sprache ſehr ſchön, wenn man den Gedanken an eine beſondere Lautbegrifslehre nicht aufgebe; ſondern wenn tüchtige Sprachforſcher ihre Unterſuchungen hierin immer weiter ausdehnten zur Bereicherung, nähern Beſtimmung und Verſchönerung der Sprache. Aber für den erſten Unterricht können wir eine Lautbegrifslehre nicht gebrauchen, weil der erſte Unterricht nicht vom Schwankenden

ſondern vom Feſten und Beſtimten ausgehen müſs. Der Laut iſt alſo nur als Laut wichtig und als Wortkeim; in Hinſicht des Begrifs iſt er fruchtlos, zum wenigſten für den Sprachforſcher, der ihn als Lehrer gebrauchen will. Wir ſind alſo genöthigt uns nach etwas Anderem umzuſehen, was uns die Lautbegrifslehre erſetzt, und uns auf einem feſten und beſtimten Wege in die Sprache einführt.

15ter Abſchnitt.

Anſchauungs- und Empfindungslehre.

---

§. 129. Das Ausgehen vom Wurzelwort.

Durch den Gedanken an eine Lautbegrifslehre könte auch wohl Jemand zu einer Wortbegrifslehre kommen, und dieſe für den erſten Unterricht aufſtellen wollen. Die Wortbegrifslehre bezieht ſich auf Folgendes: Es ſind in der Sprache mehrere gröſtentheils einſpellige Wörter, welche früher entſtanden ſind als andere, und von denen andere durch Anhänge-Spellen und Zuſammenſetzung abgeleitet wurden. Man könte alſo zuerſt den Begriff geben von allen dieſen ſogenannten Stammwörtern, und von ihnen übergehen zu den abgeleiteten. Dis iſt allerdings richtig, daſs man es kann, und wir werden auch das thun in der Wortlehre; aber zum erſten Unterricht taugt dieſer Gegenſtand nicht, da die Wurzelwörter oft ſehr unbeſtimt ſind, und daher auch ebenfals die Ableitungen, wie man aus jedem Wörterbuch,

was ſich auf dieſen Gegenſtand einläſſt, ſehen kann; und der erſte Unterricht muſs von etwas Beſtimten und Gewiſſen ausgehen (§. 128.). Ein ſolches Ausgehen vom Wurzelworte iſt eben ſo verwerflich als der Vorſchlag einiger Sprachforſcher, den Sprachunterricht mit den Empfindungslauten anzufangen. Der Sprachunterricht fängt da an, künſtlich den Faden der Schöpfung aufzunehmen, wo er ſich zu ſehr verwirt, und zu ſehr ins Unbeſtimte übergeht. Die Empfindungslaute ſind aber die beſtimteſten Zeichen der beſtimteſten Empfindungen, und zwar nothwendige Zeichen, die alſo jedes Kind von ſelbſt hervorbringt. Wo das eigne Weſen des Kindes nach nothwendigen Geſetzen arbeitet, da muſs der Erzieher keine Banden anlegen, keine Bahn anweiſen; ſondern nur da, wo die Nothwendigkeit aufhört. Was aber das Ausgehen vom Wurzelwort anbetrift, welches ſo viel Scheinbares für ſich hat, da wir ja durch die förmliche Lautlehre allmälig zu den einſpelligen, und ſo zu den mehrſpelligen Wörtern gelangen, ſo ſind dieſe Unterſuchungen auch zu ſchwer für den erſten Unterricht. Und endlich, was das Wichtigſte iſt, — was hilft dem Kinde aller dieſer Laut- und Wörterkram, alles dieſes Zeichenwerk, wenn es das Bezeichnete nicht kent? Es bekömt ja auf dieſe Weiſe eine leere, hohle Sprache, wie dis leider in unſern wortliebenden Zeiten ſo oft der Fall war und noch iſt. Wir müſſen alſo einen andern Weg einſchlagen, und zwar einen ſolchen, der uns nicht gleich in die Sprache führt und in den Wörterkram und das Zeichenweſen, ſondern uns erſt befähigt in daſſelbe hineinzugehen.

§. 130. Anſchauung und Empfindung.

Die Begriffe und das Denken traten und treten nicht mit einem Mal wie ein Bliz aus und in dem Menſchen hervor, ſondern entſtehen ganz allmälig, und ſo allmälig, daſs ganze Völkerſchaften, und tauſend und abermal tauſend Menſchen geboren werden, leiben und ſterben, ohne je gedacht zu haben. Das Denken iſt eine geiſtige Frucht aus einem ſinlichen Kern. Der Menſch empfindet, oder findet in ſeinem Innern verſchiedene Zuſtände; der Menſch ſteht in Verbindung mit der Sinnenwelt als ein Theil derſelben, und nimt dieſe äußerlich war. Dieſes äußerliche Wahrnehmen in Verbindung mit ſeinem Ich gibt ein inneres Anſchauen des Aeußern. Wir wollen hier nicht in die Tiefe der Wiſſenſchaftslehre (Philoſophie) dringen, um das Empfinden und Anſchauen zu begründen, und zu ergründen. Ihr Daſein liegt am Tage, und ihre erſte Entwikkelung kann jeder Beobachter an einem einzelnen Kinde und an ganzen Völkern wahrnehmen. Durch das laute Darſtellen dieſer Empfindungen und Anſchauungen entſtanden ja auch die erſten Laute, die Wortkeime, als der Sprachanfang. Die Sprache war alſo urſprünglich nur ein lautes Darſtellen der Empfindungen und Anſchauungen; ſpäterhin der Gefühle, des Willens, des Denkens und dadurch auch des Handelns im Denken. Je reicher alſo die Empfindungen und Anſchauungen waren, deſto reicher die Sprache; je ſchneller ſich dieſe Empfindungen und Anſchauungen zu Begriffen entfalteten, deſto ſchneller entwikkelte ſich die Sprache. — Daher muſs der erſte Sprachunterricht oder der Vorricht — Vorunterricht, die Vorrichtung der Sprache dahin ſtreben, viele Empfindungen und Anſchauungen zu erzeugen, um daraus Be-

griffe allmälig zu entwikkeln. Und wie dis geschehen muſs, dis iſt die Sache, die wir in dieſem Abſchnitt näher begründen, erörtern und erklären müſſen. Dieſer Unterricht geht neben der förmlichen Lautlehre, beide vereinen ſich in der Wortlehre, denn Empfindung und Anſchauung bezeichnet, geben das Wort; und der Laut vervielfältigt gibt ebenfals das Wort. So ſchaft alſo die Lautlehre im weiten Sinne, wozu wir die Empfindungs- und Anſchauungslehre mitrechnen, das Wort und den Begriff; oder fertige Bezeichnungsfähigkeit und Eindringen in das Bezeichnete. Haben wir ſie beendigt, ſo können wir zur Wortlehre übergehen, die uns dann nicht mehr gehaltlos, ſondern gehaltvoll, ſinnvoll und ſinnig iſt, und nicht, wie ſie ſonſt oft war, ein leerer, hohler Zeichenkram. — Ich kann nicht unterlaſſen, eine vortrefliche, ganz hierher gehörende Stelle aus Guts-Muths Gymnaſtik, S. 481 — 483. hieher zu ſetzen: „Angeborne Ideen gibts nicht; der Menſch komt baar in dis Leben, und in ſein geiſtiges Weſen ſind höchſtens nur die Geſetze niedergeſchrieben, nach welchen allmälig es ſich bewegen, das iſt denken ſoll. Er ruht anfangs im ſtillen Schooße des Nichtſeins, er entſteht, ohne es zu wiſſen, er iſt da, ohne ſich ſelbſt zu ahnen; er erwacht endlich — aber wodurch? Jene Geſetze würden ihn eben ſo wenig wekken, als irgend eine Maſchine durch die mechaniſchen Regeln ihrer Zuſammenſetzung in Bewegung geſetzt werden kann; es bedarf dazu eines Anſtoßes von außen her; bei ihm eines Eindruks durch irgend einen S i n n. Er empfindet zum erſtenmale dieſe Erſchütterung, und betritt ſo die erſte Stuffe des Lebens, indem ſein Geiſt eine Vorſtellung daraus zu bilden anhebt. So ſind es denn die S i n n e, welche ihn aus dem Schlummer des Nichtſeins wekken, und ihm

ihm den Stoff zu Begriffen zu allererſt zuführen. Von dieſem Augenblikke an begint er die allmälige Schöpfung ſeiner geſamten Erkentniſs aus zwei Grundquellen, nämlich aus ſeiner Empfänglichkeit für Eindrükke und aus dem Vermögen, vermittelſt derſelben die Gegenſtände zu erkennen; das iſt, er ſammelt ſich ſinliche Anſchauungen vermittelſt der Sinne, er denkt dieſe Anſchauungen, das iſt er bildet ſie zu Begriffen durch ſeinen Verſtand. Ohne ſinliche Anſchauungen würde er folglich nie denken lernen, und ohne Sinne würde er nie Anſchauungen haben. Folglich ſind die Sinne Elementarlehrer des Denkens. Kann es denn nun gleichviel ſein in welcher Vollkommenheit ſie uns die ſinlichen Anſchauungen darreichen? eigentlicher: kann es uns gleichviel ſein, mit welchem Grade von Genauigkeit und mit welcher Wachſamkeit unſer Empfindungsvermögen die Eindrükke von Außen aufnimt und darſtelt, oder mit welcher Schläfrigkeit es ſie auffaſt oder gar ——— verſchlummert? ——

In dieſem Wenigen liegt im Grunde Alles, was ſich über die Nützlichkeit der Sinnenübungen ſagen läſt.

Wollen wir daher ſcharfdenkende Menſchen bilden, ſo müſſen wir ſie erſt zu ſcharfſinnigen machen, das heißt, ſo müſſen wir vorzüglich in der Jugend ihr Empfindungsvermögen üben. Bleibt ihre innere Selbſtthätigkeit im Auffaſſen und Feſthalten der Eindrükke durch irgend einen Umſtand im hohen Grade ſchwach, ſo erhalten wir eine Gattung von menſchlichen Maſchinen, die man hin und wieder Tölpel nent; Weſen, die nur dunkle Empfindungen erhalten, ſehr ſchwer zu Vorſtellungen gelangen, und Lebenslang im Seelenſchlummer hinſtarren. Tölpel ſind freilich ſelten, aber Menſchen, welche die Körperwelt mit einer

Stumpf=

Stumpfheit empfinden, die dem Beobachter oft ſehr deutlich ins Auge fält, und die in allen Urtheilen, welche auf ſinlichen Anſchauungen beruhen, eine ſehr merkliche Verſtandesſchwäche verrathen; Männer die ſich daher in Angelegenheiten des gemeinen Lebens, wo unſre ganze Handlungs- und Benehmungsart aus Sinnenbeobachtungen und darauf gegründeten Urtheilen herfließt, oft ſo äußerſt links benehmen, daſs man ihnen oft deshalb den gemeinen Menſchenverſtand abſpricht, ſind ſehr häufig. — Woraus will man denn dis anders erklären, als aus einer Stumpfheit ihres Empfindungsvermögens, als aus einer ſchläfrigen Darſtellung der ſinlichen Eindrükke, als aus einer habituellen Unachtſamkeit auf dieſelben; da wahrſcheinlich im höheren Erkentniſsvermögen des Menſchen keine natürlichen Fehler je ſtatt finden, und aller Selbſtbetrug im Schließen und Urtheilen bloß in ſeinem mindern Erkentnißvermögen gegründet iſt? —

Die erſte Vorarbeitung der ſinlichen Anſchauungen verrichtet die Seele durch ihren Verſtand, indem ſie dieſelben erkent, d. i. zu Begriffen umſchaft. Je genauer und deutlicher die Anſchauung war, um ſo deutlicher wird der Begriff werden, welchen die Seele daraus bildet; jenes ſind gleichſam Originale, dieſe Kopien; wenn die Züge und Umriſſe der erſten mit Schärfe und Genauigkeit aufgetragen ſind, ſo wird es auch möglich, die Kopien ſcharf und genau darnach zu entwerfen; ſind aber jene undeutlich und verwiſcht aufgetragen, wie ſollen dieſe beſſer werden?"

Hierbei erinnere ich noch an die Klarheit mancher Begriffe, an den treffenden Witz und ſchneidenden Scharfſinn, überhaupt an die Sinnigkeit, die man bei vielen Völkern antrift, die wir roh und ungebildet nennen.

Dieſe

Dieſe Sinnigkeit hat keine andere Wurzel als die ausgebildeten Sinne.

§. 131. Das frühere Streben nach etwas Aehnlichem.

Es iſt nicht zu leugnen, daſs man vorzüglich ſeit Baſedow und auch ſchon vor ihm fühlte und merkte, daſs der Sprache ein würklicher Hintergrund müſte gegeben werden; weshalb man ja ſo ſehr auf die ſogenanten Realitäten drang. Aus dieſem Gefühle entſtanden die *Orbes picti*, die Schwärme von Bilderbüchern, und wie man dennoch immer wieder zum Wort zurükkehrte, das Heer von Kinderfreunden, die meiſtentheils ein fades Kinderleben darſtellen, von Denkübungen und Denkfreunden, und wie dieſes Heuſchrekken = Heer von Kinderſchriften und Giften heißen mag. Einzelnes wurde bisweilen dadurch recht gut in Anregung gebracht, und man kann nicht leugnen, daſs die ſogenanten Verſtandesübungen, wie eine Probe davon in Niemeiers Erziehungslehre iſt, oft das förmliche Denken recht gut aufklärten. Doch im Ganzen war durchaus kein feſter beſtimter Gang, und die Realitäten wurden oft Raritäten; denn man ſuchte häufig ſtatt des Nächſten das Auffallendſte. Das Tüchtige, wie z. B. die Sinnenübungen die in Guts = Muths Gymnaſtik vorkommen, fand immer noch zu wenig Anhang; und die Kraftbildung, die man wohl ahndete, verflüchtigte ſich ſtets wieder in fade Wortbildung, in ein förmliches Denkwerk, oder in gemüthliches Herumtappen. So vermehrten ſich denn die Schriften der Löhre und der Glatze; ſo führte man denn Erfahrungsſeelenlehre und förmliche Denklehre (empiriſche Pſychologie und Logik) in Schulen ein;

ein und ſo konte es dahin kommen, daſs ein Delbrükk die Sprache den Schleier des Gemüths nent in ſeinen Anſichten der Gemüthswelt. Am tiefſten drang Peſtalozzi in dieſe Sache, wandte ſich deshalb an die Mütter als diejenigen, die am vorzüglichſten Gelegenheit haben, die Anſchauungs- und Empfindungskraft der Kinder zu üben, redete oft mit Begeiſterung davon, und gab in dieſem Eifer das Buch der Mütter heraus; das anjezt oft von Freunden und Feinden verhohnlächelt wird; weil man die Herausgabe des Buches ſelbſt mit dem Sinne verwechſelt, mit dem es herausgegeben wurde. Wenn ſich Peſtalozzi auch in dem Gegenſtande und in ſeiner Behandlung irte, ſo irte er ſich gewiſs nicht in dem Sinne, aus dem es hervorging, und in der Herzlichkeit, mit der er es den Müttern anempfahl. Daſs ſpäterhin Wortmenſchen hierin einen Leiſten finden wolten, worauf ſie als jämmerliche Schuhmacher ihre ledernen Gedanken ſpannen konten, liegt nicht im Buche ſelbſt. Wir wollen hier verſuchen zu entwikkeln, wie der Vorunterricht der Sprache oder die Anſchauungs- und Empfindungslehre müſſe beſchaffen ſein; nicht als wenn wir es ſchon ganz begriffen hätten; wir trachten ihm — dem Wahren und dem Rechten — aber nach, und hoffen etwas Beſſeres aufzuſtellen, als das, was da iſt, zum wenigſten iſt es unſer Wunſch und unſer Wille; und da dieſer Gegenſtand bei ſo vielen ſcheinbaren Vorarbeiten doch ſo wenig bearbeitet iſt, ſo hoffen wir Nachſicht, wenn wir bisweilen den richtigen Weg nicht einſchlagen ſolten.

§. 132. Vorbemerkungen zur Anſchauungs- und Empfindungslehre.

Die Anſchauungs- und Empfindungslehre, werklich (praktiſch) bearbeitet und faslich, wäre das eigentliche Buch der

der Mütter, oder dasjenige Buch, was jede Mutter, jede Amme, jede Wärterin und Kindergeſpiele gebrauchen könte, um ohne Unterricht das Kind zum Unterricht vorzubereiten. Wer es unternimt ein ſolches Buch zu ſchreiben, muſs weder glauben allen Stoff in dieſer Sache erſchöpfen zu wollen, denn der Stoff hierzu iſt das Feld des ganzen menſchlichen Wiſſens; noch den Stoff beliebig und bunt durcheinander werfen; ſondern nur vorzüglich die Geſetze und zwar einfach angeben, nach dem der Stoff zu behandeln iſt; und vorzüglich ſolchen Stoff als Beiſpiel wählen, der allgemein anzutreffen iſt. Zeitliche und örtliche Umſtände entſcheiden ſehr viel über den Stoff. Grundgeſetz und erſter Satz bleibt aber immer der: „Gehe aus von dem Nächſten und Einfachſten!" — Da ich jetzt wenig von Müttern erwarte, und nach den Grundſätzen, die ich in meinen Volksſchulen aufgeſtelt habe, der Meinung bin, daſs man durch Schulen auf die häusliche Erziehung erſt hinwürken müſſe, ſo bearbeite ich dieſe Anſchauungs- und Empfindungslehre für Volksſchullehrer, die dadurch dasjenige ſo viel als möglich erſetzen ſollen, was die häusliche Erziehung unter weit beſſern Bedingungen dennoch verabſäumte. Ich ſage mit Recht, unter weit beſſern Bedingungen; denn die Mutter, der Vater, die Geſchwiſter oder deren Stellvertreter können weit beſſer das Feld der Anſchauungen und Empfindungen mit den Kindern durchwandeln als der Lehrer eingeſchloſſen in der Schulſtube. Aber wir fordern daher den Lehrer auf, nicht bloß mit ſeinen Kindern in der Stube zu hokken, ſondern in freier Luft freies Denken zu entwikkeln. Freilich denkt man ſich leider noch oft die Schule als einen Nothſtall, als einen Zwinger, der zähmen ſoll. Der Lehrer oder Erzieher iſt mit der Schulzucht ein Hemmſchuh,

damit

damit nicht der Zögling Kopf unter Kopf über die Lebensbahn herunterſtürze. Die Lehrſtunden werden betrachtet wie Maſt und Weide, der Unterricht wie ein Mäſten. — Solche Anſichten müſſen aber verſchwinden. — Auch kann ſich der Lehrer ſo viele Gegenſtände, als möglich, zu dieſem Unterricht verſchaffen, zumal da die meiſten ohne großen Koſtenaufwand durch Thätigkeit können erlängt werden. — Wir unſrer Seits haben dieſen Kreis der Uebungen ſo weit ausgedehnt, als nur möglich, damit jeder Lehrer übe und treibe, was er kann. Der Eine wird dis leichter, der Andere jenes leichter können. Uebrigens iſt die Anſchauungs- und Empfindungslehre nicht allein die Vorlehre zur Sprache, ſondern beinahe zu allen möglichen Unterrichtsgegenſtänden; denn aus ihr entſpringt ja das Denken; ſie iſt alſo gleichſam der Keim des ganzen Unterrichts. Je mehr dieſer Keim durch guten Boden, d. h. gute Umgebungen, durch gute Luft, d. h. tüchtige Lehrer befördert wird zu ſeiner Entwikkelung, deſto kräftiger wird die Frucht ſein. Wolke ſagt in ſeiner Anweiſung zur Belehrung der Stummen u. ſ. w. S. 43 — 47 ohngefähr Folgendes: „Bei der Verſinlichungslehrart komt es darauf an, daſs den Schülern kein Wort ohne Bedeutung und den ihm zukommenden Begriff gelaſſen werde. Dis geſchieht durch Vorweiſung und Benennung jedes Gegenſtandes, jeder Beſchaffenheit, jeder Geſtalt, jeder Bewegung, jeder bemerkbaren Würkung und Folge," u. ſ. w. Möchten wir doch von den Taubſtummen lernen, und unſern leeren Wortkram aufgeben! — Jetzt zur Sache! §. §. 133 — 140. enthalten die Uebungen, die ich in der Anſchauungs- und Empfindungslehre anſtelle, und angeſtelt habe. Ich entwerfe ſie nach dem Stuffengang vom Leichten zum Schweren. Vieles davon habe ich durch

Nachdenken, vieles durch die Uebungen ſelbſt, die ich mit Kindern anſtelte, weniges aus den Büchern, die bis jezt hierüber erſchienen ſind. Die unterrichtliche Darſtellung findet man in der faſslichen Anweiſung für Volksſchullehrer; hier iſt mehr die Begründung.

§. 133. Namen, Zahl und Theil.

Die Anſchauungs- und Empfindungslehre muſs ſich an das ſelbſtthätige, ungeleitete Leben des Kindes anſchließen, wenn ſie nicht will gegen alle Grundſätze des Unterrichts leere Kentniſſe geben, ſondern den Selbſttrieb nach Kentniſſen befördern und ſtärken. In Nacht und Nebel, in Dunkelheit und Verwirrung liegen Schöpfung und menſchliche Geſtaltungen zuerſt vor den Augen des Kindes. Allmälig faſt es einige leuchtende Stellen auf, es erkent Einiges, erkent es wieder, und irgend eine menſchliche Umgebung gibt den Namen, gleichſam den Nagel der Dinge. So lernt das Kind ſehr viel Dinge kennen und benennen, ohne daſs es Menſchenhände und Menſchenaugen darauf leiten. — Die gröſten Weltweiſen bewundern ja die ſelbſtändige Thätigkeit der Kinder in ihren erſten Jahren, und die Maſſe von Kentniſſen, die ſie ſich dadurch erwerben. Der Lehrer muſs dieſen Fingerzeig der Schöpfung benutzen; und muſs die Umgebungen des Kindes ſo mannigfaltig als möglich zu machen ſuchen, und das Kind leiten, das zu ſehen, was es noch nicht geſehen, und das zu benennen, was es noch nicht benant hat. Anfachen und Anregen — das iſt hier die Sache des Lehrers; denn ein Sprichwort ſagt ſchon: „Lehre iſt nur Blasbalg, der die Funken der Natur brennen macht.“ Die Bildekraft der Kinder wird dadurch ſchon früh gewekt. Ich erinnere mich hier an folgendes Beiſpiel: Ein Vater

zeigte

zeigte ſeinem vierjährigen Knaben einen Schlächter, wie er beſchäftigt war einen Ochſen zu ſchlachten. Mehre Wochen nachher ſieht derſelbe Knabe einen achtjährigen Schlächterſohn, der eben ſo wie der Vater gekleidet war, und auch die Schlächterwerkzeuge im Kleinen bei ſich führte; er zeigt ihn dem Vater, und fragt ob dies der Kälberſchlächter wäre." — Je mehrere Dinge man dem Kinde zeigt, je mehr wird die Anſchauungs- und Bildekraft gewinnen. Das nächſte Ding iſt das beſte. Damit die Kinder gewöhnt werden ins Einzelne zu gehen, und nicht oberflächlich anzuſchauen, ſo nehme man immer einzelne Dinge. Man ſage z. B. nicht: „Dies ſind Blumen; ſondern dis iſt ein Veilchen, dis eine Tulpe u. ſ. w. Die freie Schöpfung iſt beſſer zu dieſen Uebungen, als Werke von Menſchenhand; doch übergehe man auch letztere nicht. — Schon ein altes Sprichwort ſagt: Man lernt eher eine Sprache in der Küche, als in der Schule. Wenn dieſe Uebung von einem geſchikten Lehrer angeſtelt wird, ſo iſt dem Kinde ein Sporn zum Forſchen und Suchen gegeben, der das ganze Leben hindurch ſeine Würkungen, nicht bloß im Sinlichen, ſondern auch im Geiſtigen äußern wird. — Wenn das Kind eine groſe Menge mannigfaltiger Dinge geſehen hat, ſo wird es bald von ſelbſt darauf kommen, daſs manche Dinge eben ſo ausſehen als andere, denn aus der Anſchauung der Verſchiedenheiten entſpringt die Anſchauung der Aehnlichkeiten. Das Kind muſs alſo auch wiſſen die ähnlichen und gleichen Dinge zu benennen. Es gibt für dieſe Dinge keine andere Benennung, als die durch die Zahl. Das Zählen ſchließt ſich daher an das Benennen. An ſinlichen Gegenſtänden muſs ſich der Begriff des Mehr und des Minder entwikkeln,

wikkeln, wenn das Zählen keine leere Beſchäftigung ſein, ſondern eingreifen ſoll in den Geiſt und das Leben. Daſs man mit den ſinlichen Gegenſtänden abwechſeln muſs, iſt deshalb nothwendig, damit das Kind die Zahl als etwas Selbſtändiges und dadurch auch als etwas Geiſtiges auffaſſen lerne. Dieſe Uebung iſt die Vorübung der Zahllehre, die auch hier nothwendig eintreten muſs. Das Wie liegt aus meinem Geſichtskreiſe. — So hat das Kind nun ungleiche und gleiche Dinge, und zwar immer als Ganze, als für ſich beſtehende Einheiten erkant. Damit nun in ihm ſich ſinlich der Begriff entwikkele, daſs jedes Ding nicht ein ſelbſtändiges, ein durchaus für ſich beſtehendes, geſchloſſenes ſei, ſo iſt es jezt nothwendig, die Theile der Dinge kennen zu lernen. So ſieht das Kind, wie immer das Ganze ſich wieder zerſpalte. Sind die Theile gleiche, ſo fallen ſie der Zahl anheim, und enthalten die Vorſchule zu den Brüchen, ſind es ungleiche, — einer neuen Benennung. Dieſe Uebung führt ſo recht in deutliche Anſchauungen, und enthält in ihrer Steigerung, die hierher nicht gehört, den Begriff des Unendlichen; denn wo hört die Theilung auf, und wo geht ſie an? Daſs einige Theile wieder Theile, und dieſe wieder Theile haben, iſt ſo weit mit den Kindern durchzuführen, als es ſinlich wahrgenommen wird. Die Mengtheile ſind deshalb hier wichtig, nicht aber die Miſchtheile.

§. 134. Farbe, Geſtalt und Größe.

Die drei vorigen Uebungen hatten es mit den Dingen ſelbſt, mit dem Gleichen und Ungleichen der Art nach, mit dem Mehr und Weniger, mit dem Einfachen und Zuſammengeſetzten zu thun, und ſtanden ſo in der genaueſten Verbindung. Dieſe drei Uebungen haben es nicht

mit

mit den Dingen als Dingen zu thun, ſondern ſie erſpähen Eigenthümlichkeiten und Eigenſchaften, und führen ſo in das Außenweſen des Dinges. Sie ſchließen ſich genau an die vorigen Uebungen, indem das Geſicht ſowohl dort, als hier entſcheidet. Mit Gründen fängt die Farbe an. Die Erſcheinungen des Lichts und das Gehemtwerden deſſelben, oder die Farben ſtehen in unmittelbarer Berührung mit dem Auge, ſchlagen und treffen nothwendig in daſſelbe, während Geſtalt und Größe erſt mittelbar mit demſelben in Berührung ſtehen. Die Kinder greifen gern nach dem Lichte, ſehen ſtarr darauf hin, als wenn Auge und Licht ſich anzögen, und der Wilde verſucht ſeine Darſtellungskraft in Farben; und kettet an ſie den erſten Begriff der Schönheit. — Wir kommen alſo auch mit dieſer Uebung dem Wunſche und dem Handeln des Kindes entgegen, und führen es mit ſichrer Hand, wo es allein nicht zu gehen vermag. Keiner wird mich hoffentlich wohl ſo miſsverſtehen, daſs ich dem Kinde die Farben erklären wolle, — nein es ſoll ſie ſehen, oft ſehen und wiederſehen, damit der Eindrukk bleibe. Keinesweges denke hier Jemand an eine Götheſche Farbenlehre, oder an die Erklärung der Regenbogenfarben, oder an die Lichtbrechungen des gläſernen Dreikant (*Prisma*) oder an, wer weiß, welche hohe Dinge und feine Weisheit. — Die acht Hauptfarben fangen die Uebung an, und die Miſch- oder Nebenfarben ſchließen ſich daran. — Der Farbenſinn iſt bei denen unter uns, die ihn nicht des gewinlichen Gebrauchs willen entwikkeln, faſt todt. Ja es geht ſo weit, daſs Leute mit großer Scheingelehrſamkeit über Gemälde ein breites Urtheil fällen, ohne auch nur die Hauptfarben zu kennen. Keinesweges behaupte ich, daſs Farbenkentniſs, Gemäldekentniſs ſei, aber ohne dieſe iſt jene unklar.

Alle unſre Künſte ſind vom ſinlichen Boden entwurzelt, ſchweben in der hohen Wiſſenſchaft ohne Obdach, und nagen höchſtens noch an alten Erinnerungen. Wenn wir wieder ſinlich im edlen Sinne des Worts werden, ſo werden wir auch ſinnig und gediegen geiſtig. Unſere Schein-Geiſterei iſt nur ein Anflug von Geiſt. — Würklich in Hinſicht der Kunſt herſcht bei uns, mit einigen Ausnahmen, ein oſſianiſches Nebelfeld. Sie iſt bei vielen übergegangen in Kunſtſprechereien. Die Kunſt möchte ich ſagen, läſt ſich nicht durch Kunſt erzeugen; ſondern man muſs das Sinliche kennen, ſinnvoll ſein, ſinreich handeln. — Den Fingerzeig hierzu gebe folgende Thatſache: „Ein Turner (Gymnaſtiker), aus Friedrich Ludwig Jahn's Anſtalt in Berlin, ſahe in Potsdam eine Bildſäule, die zwei Ringer darſtelte, betrachtete ſie genau, und zeigte ſeinem Begleiter, daſs es unmöglich wäre, eine ſolche Stellung beim Ringen anzunehmen, und ſtelte ſeine Behauptung anſchaulich den übrigen dar, indem er ſich mit einem andern faſte." — Dieſer Turner hatte nach meiner Meinung mehr Anlage zum Bildhauer, als viele Herren, die römiſche und grichiſche Bildſäulen angegaft. — Hat man in den Kindern den Sinn für Farben durch mancherlei Anſchauungen gewekt, ſo ſpähen ſie von ſelbſt, und ſehen beiläufig tauſend andere Dinge. Der, wer die Farbe genau kent, wird betrachten die Blumen auf dem Felde und in den Gärten, die Schmetterlinge, die Miner; und da alles Farbe hat, Manches und Vieles. Die Eigenſchaften der Durchſichtigkeit und Undurchſichtigkeit, des Dunklen und Hellen u. ſ. w., ſchließen ſich hier ſehr folgerecht an. Dieſe Uebung iſt zugleich eine Vorübung zum Mahlen, welches hier nicht her gehört. — Nach der Farbe iſt das Auffallendſte an den Dingen die Form

oder

oder die Geſtalt. So wie man Grundfarben annimt, ſo gibt es auch Grundformen, oder ſolche Formen aus denen viele andere abgeleitet werden So wie die Farben in einander übergehen und verſchmelzen, ſo auch die Formen. Die Lehre von den Steingebilden (*Cryſtallographie*) entwikkelt dies näher. Die Uebung in der Form iſt die Vorübung zur Rundbildekunſt, ſo wie ſie überhaupt das Bilden auf dem auflöſenden (analytiſchen) Wege kennen lehrt. Sie begint mit den regelmäßigen Körpern, und geht vom Allerbeſtimteſten ins Allerunbeſtimteſte über. Die Körper der Raumlehre (Geometrie) machen alſo den Anfang, und führen über zu den verſchiedenſten Formen in der Schöpfung. Die Miner bieten in der Schöpfung noch die regelmäßigſten Formen dar, die Regel verſchwindet ſchon mehr bei den Pflanzen, noch mehr bei den Thieren, gleichſam als wenn die größere Vollkomnung mehr den Regeln der Schule Troz böte. Dieſe Uebung iſt die Vorübung der Raumlehre, der Bildekunſt und der Erſcheinungskunde. Wie weit man hier gehen ſoll, dies läſt ſich nur nach der Faſslichkeit beſtimmen. Das Uebergehen der einen Form in die andere iſt ſchon zu ſchwer, und gehört noch nicht hieher, da es überhaupt dieſe Uebung nur noch mit dem Sein, nicht mit dem Werden und Verändern zu thun hat. — Die Form und die Farbe geben das äußere Wie der Dinge an, die Größe aber das Wieviel des Wie, und ſchließt ſich an die Form. Den Zuſammenhang der Form und Größe zeigt die Raumlehre. Die drei Grundrichtungen als Urmaße aller Größen ſind zu allernächſt ſinlich wahrzunehmen. Die Größe wird beſtimt durch die Form, und muſs alſo auf dieſe folgen, kann ihr aber nicht vorangehen. Jede

Größe

Größe iſt ein Vergleichungsbegriff, nur wahrnehmbar im Verhältniſs. Man kann zuerſt beliebige Maßſtabe wählen, und daran die einmal angenommenen anſchließen. Auf das würkliche Meſſen komt es hierbei nicht an, ſondern auf das Abſchätzen. Nicht der Verſuch ſoll entſcheiden, ſondern das Auge ohne Verſuch. — Schon Rouſſeaus führt ſeinen Aemil hierauf. Leider haben unſre guten Werkzeuge unſre Sinne in den Stand der Ruhe geſetzt, oder ins Altentheil getrieben. — Das Vergleichen gleichgeſtalteter Gegenſtände als das Leichtere geht dem Vergleichen ungleichgeſtalteter als dem Schwerern voran. — Sind ſo Farbe, Form und Größe in der Nähe erkant, ſo folgt das Erkennen in der Ferne und in der Dunkelheit. Die Täuſchungen der Dunkelheit haben ja ſo manche Truggeſtalten geſchaffen; nur Sinnenübungen können ſie bannen. Die Ferne verändert die Größe, die Richtung die Geſtalt, und die dazwiſchen liegende Luft und Lichtmaſſe vorzüglich die Farben. Bei dieſen Uebungen kauft man beſſere und dauerhaftere Brillen, als je eine Menſchenhand machen kann. Spiele und die mannigfaltigſten körperlichen Uebungen treten hier oft in nothwendige oft in zufällige Verbindung. — Daſs auf dieſe Uebungen die Raumlehre als ein beſonderer Gegenſtand des Unterrichts folgt, bemerkt jeder leicht von ſelbſt. — Noch eins muſs ich zum Schluſſe dieſer ſechs Uebungen erwähnen. Jedes Ding wird am beſten an und durch ſich erkant; und jedes Ding was in der Nähe iſt, iſt auch des Kennens werth. Dis hat man ſonſt nicht geglaubt, ſondern man mahlte 1) lieber ein Kuh ab, und zeigte dieſe, ſtatt auf den Hof zu gehen und die würkliche ſehen zu laſſen. 2) Glaubte man

man die Dinge in der Nähe wären zu gemein und zu gewöhnlich, indem man nicht bemerkte, daſs man ſie nur mit gemeinen und gewöhnlichen Augen ſo anſah, und daher mahlte man amerikaniſche und neuholländiſche Dinge ab, um ſie den Kindern zu zeigen. Was das Letzte anbetrift, ſo iſt dis ein gewöhnlicher Menſchenfehler, Alles in der Ferne für beſſer zu halten als in der Nähe, zumal bei einem Volke das ſich nicht genug und alles außer ſich überſchätzt. Aber ein Lehrer darf und muſs dieſen Fehler nicht haben, ſonſt ſchadet er wo er nutzen ſoll, er verflacht wo er vertiefen muſs. Was den Bilderdienſt überhaupt anbetrift, ſo iſt dieſer in Glaubensſachen weit eher zu dulden und eher zu rechtfertigen als in Erziehungsſachen; denn dort ſtellen Bilder das Hohe und Erhabene anſchaulich dar, was man ſonſt nicht ſehen kann; hier aber wird das Herrliche und Vollkommene, was man, wenn man Augen und Beine gebraucht, ſehen kann, entſtelt und verkrüppelt. Es gab eine Zeit, wo ſich in der Verbildung alles verbilderte. Wenn man alle Bilderfibeln von der Bienenrodſchen an, und alle Bilderbücher von *Commenius orbis pictus* an zuſammenſtelt, ſo hat man gewiſs ein verzertes Bild von der Schöpfung. Daſs das Kind alles ſo wahr und vollkommen ſehe als möglich iſt wichtig Beſſer als Zeichnungen und Kupferſtiche ſind gute Abbildungen von der Rundbildekunſt. Leider iſt das Gute theuer, und das Wohlfeile eben ſo ſchlecht als die Bilder, die für Kinder gemacht ſind, oft von kindiſchen Menſchen. Soll das Kind Bilder ſehen, ſo ſind am beſten die, wo jedes Ding getrent vom andern daſteht, und zwar gezeichnet nach räumlichen (geometriſchen) nicht nach lichtigen (perſpectiviſchen) Verhältniſſen, zum wenigſten nicht

Anfangs. Da aber auch hier das Gute theuer iſt, ſo thun wir Volksſchullehrer auch hierauf Verzicht, und ſomit auf allen Bilderkram, und bilden friſchweg ohne Bilder unſre Zöglinge; denn Gott ſelbſt hat für uns reichlich geſorgt; denn er gab uns die ganze große Schöpfung unentgeltlich und damit mehr, als wir in allen Bilderläden der Welt nur kaufen können. — So weit dieſe Abſchweifung, wenn es eine iſt!

§. 135. Gehör, Gefühl, Geruch, Geſchmakk.

Bis hieher hatten wir bloß mit dem Sichtlichen zu thun, es mochte ſich uns darſtellen als ein Ding oder als ein Eigenthum deſſelben. Wir nahmen alſo den vorzüglichſten Sinn in Anſpruch, denjenigen, der uns eigentlich die Welt täglich nachſchaft. Die Mittheilungen der Dinge durch das Geſicht ſind die ſchnellſten, wegen der ſchnellen Verbreitung der Lichtmaſſe. Derjenige Sinn, der nach dem Auge am leichteſten angedrungen (*afficirt*) wird, iſt das Ohr. Dieſe Mittheilung iſt langſamer, und ſetzt immer eine Bewegung voraus, wodurch die Luft in Erſchütterung geſetzt wurde. Das Hören iſt alſo weiter nichts als das Wahrnehmen der zum Zittern und Schwingen gebrachten Luft. Das Hörbare theilt ſich auch hinter einem Gegenſtande mit, ſo nicht das Sichtbare, weil die Lichtſtrahlen von anderer Art ſind, als die Luftſchwingungen. Das Licht dringt eher das Kind an, als der Schall, aber nach dem Lichte folgt er. Eigentlich iſt das Hören ein Fühlen mit dem Ohr. Taube fühlen auch mit andern Theilen des Körpers den Schall. Auch wir können es; z. B. halten wir die Hand auf den Bauch der Bratſche und verſtopfen uns die Ohren. Der Schall iſt nicht ſo in jedem beliebigen

Au-

genblikk wahrzunehmen wie Farbe, Licht, Geſtalt und Größe, da jener immer eine Bewegung vorausſezt. —

Das Verhältniſs der 5 Sinne drükt ſich am beſten ſo aus:

1) Durch das Gefühl wird der Stoff empfunden als Stoff, als Gegenſtand oder Widerſtand in der Undurchdringlichkeit.

2) Durch den Geſchmakk erkennen wir ihn in der Auflöſung, in der Durchdringung. Sein Innenweſen wird entäußert.

3) Durch das Geſicht nehmen wir ihn wahr in ſeiner Begränztheit. Da das Mittel (*medium*) dieſer Wahrnehmung die Lichtmaſſe iſt, ſo bemerken wir zugleich ſein Verhältniſs zur Lichtmaſſe (Farbe, Glanz u. ſ. w.)

4) Durch den Geruch bemerken wir die Maſſe in ihren feinen unſichtlichen Ausflüſſen, oder die Wärkung der Maſſe auf die Luft im Zuſtande der Ruhe.

5) Das Gehör zeigt uns nicht ſelbſt die Maſſe, ſondern ihr Einwürken auf die Luft in ihrer Bewegung. — Man vergleiche „Barthels Phyſiologie.“ —

Die verſchiedenen Schallarten (Klänge) beginnen dieſe Uebung. Die Lautübungen tragen auch das Ihrige bei zur Vollkomnung des Gehörs. Vorzüglich gehört aber hieher die Höhe und Tiefe, das Laute und Leiſe u. ſ. w. (§. 32.). Das Wahrnehmen und Selbſthervorbringen kann hier Hand in Hand gehen, denn man lernt am beſten durch Machen. — Wie ſehr wir auch hierin zurük ſind, zeigen nicht allein die Gaſſenhauer, ſondern ſagar der Kirchengeſang. Wenn auch nur jedes Kind dahin komt,

 daſs

daſs es Höhe und Tiefe, die Stuffen derſelben, und das Verhältniſs eines Tons zum andern angeben kann! — Auch im Dunklen ſind oft Gehörübungen anzuſtellen, die beim Nutzen Vergnügen gewähren. Spiele mancherlei Art, z. B. das Pfeifblindekuh gehören ganz hieher; auch das „Jakob wo biſt Du?" übt ſehr gut, um die Richtung anzugeben, in der der Schall komt. Auch die Entfernung der erſten Schallurſache ließe ſich beſtimmen. Das Gewitter gibt Gelegenheit dazu. Eben ſo beſtimbar iſt der Raum, in dem der Schall eingeſchloſſen iſt, und die Eigenſchaft des Schallenden, vorzüglich Größe und Geſtalt. Daß ſich an dieſe Uebung die eigentliche Geſanglehre anſchließt, wozu ſie wieder eine Vorübung iſt, braucht kaum erinnert zu werden. — Das Gefühl ſpaltet ſich in das allgemeine körperliche Gefühl und in den Taſtſinn. So wie der Geſichtsſinn mehr der Sinn für die Flächen iſt, ſo der Gefühlsſinn mehr der für die Körper. So wie alle Sinne in Nerven beſtehen ſo auch das Gefühl. Die ganze Haut des Menſchen hat Gefühlsnerven. Da, wo Theile auslaufen, ſich endigen, als z. B. in den Finger- und Zehenſpitzen vereinigen und verſchließen ſie ſich vorzüglich, und bilden den Taſtſinn. Vorzüglich bemerken wir den Taſtſinn an den Fingern, vielleicht weil hier die Nervenbüſchel ſtärker ſind als an den Zehen, vielleicht auch weil die Uebung ſie geſteigert. Das allgemeine körperliche Gefühl iſt bildſam nach zwei Richtungen, deren gehöriger Einklang wichtig iſt. Die erſte Richtung iſt Feinheit, die zweite Derbheit. Jedes Angränzende und Andringende zu fühlen und zu unterſcheiden als das Rauhe und Ebne, Harte und Weiche, Kalte und Warme, darin beſteht die Feinheit. Jedes Angränzende und Andringende zu ertragen und aus-

auszuhalten, darin beſteht die Derbheit. Die Derbheit verdient den Vorrang. — Wie ſehr man die Feinheit ausbilden kann, das zeigen Blinde und Stumme. Erſtere ſollen es bis zum Farbenfühlen bringen, und Letztere leſen und verſtehen das, was man ihnen auf den Rükken mit den Fingern ſchreibt. — Die Ausbildung des Taſtſinnes iſt bei uns deshalb ſehr vernachläſsigt, weil das Auge eine Vormundſchaft über dieſen Sinn führt. — Uebungen im Dunkeln oder mit verbundenen Augen können auf die mannigfaltigſte Weiſe angeſtelt werden; um das Dikke und Dünne, das Harte und Weiche, das Rauhe und Ebene, das Schwere und Leichte, das Spröde nnd Biegſame u. ſ. w. zu erkennen. Auge und Ohr brauchten nicht in unmittelbarer Berührung mit den anzuſchauenden Gegenſtänden zu ſtehen, ſondern Licht und Luft waren die Träger und Verbinder. Mit dem Gefühl iſt es anders; denn ohne unmittelbare Berührung iſt es todt. Die Wilden beſitzen dieſen Sinn im Durchſchnitt ſehr ſtark. Sie bemerken fühlend und hörend, indem ſie an die Erde ſich legen, den Meilen weit entfernten Feind. Man vergleiche Rouſſeaus Aemil überſetzt 1762 S. 257—265. Der Forſchtrieb in die Schöpfung wird durch Uebung dieſes Sinnes wieder geſtärkt und belebt. — Die beiden noch übrigen Sinne, die mit Recht die letzten ſind, weil die Eindrükke, welche ſie uns zuführen bei weiten nicht ſo wichtig und richtig ſind, als die von den andern Sinnen, — heißen Geruch und Geſchmakk. Es ſcheint als wenn dieſe Sinne eigentlich nur Abarten des Gefühls wären. So wie ſich das Geſicht zum Gefühl verhält, ſo der Geruch zum Geſchmakk, — vordeutend und anzeigend. Aerzte und Scheidekünſtler haben das Weſen dieſer Sinne noch nicht aufs Reine gebracht;

bracht; und es kann uns nicht wundern, wenn wir auf dieſem unbeſtimten Felde der Empfindung die Sprache eben ſo unbeſtimt finden und dürftig. — Es ſcheint als wenn dieſe Sinne am meiſten hervorſtechen und am ſtärkſten ſind in dem rohen Zuſtande, daher 1) bei Thieren, 2) bei noch nicht entthierten, 3) bei verthierten Menſchen, den Feinſinnlern, nämlich den Feinſchmekkern und den Feinriechern. Bei beiden erſtern Gattungen ſteht es gut mit dieſen beiden Sinnen, denn ſie verbinden Feinheit mit Derbheit, ſie nehmen wahr und unterſcheiden, aber ſie ertragen auch. Bei leztern fehlt die Derbheit, und ſie geben ſich ihrer Feinſinnelei ſo hin, daſs das Mittel bei ihnen Zwekk wird. — Der nur hat dieſe Sinne ausgebildet, der alles was ſie andringt (*afficirt*) genau unterſcheidet, aber alles auch erträgt und erduldet, mit einem Wort kein Geruch- und Koſtverachter iſt. Ob gewiſſe Grundgerüche und Grundgeſchmäkke anzunehmen ſind, woraus die übrigen entſpringen, darüber will ich nicht entſcheiden. Ich glaube die nähere Vergleichung dieſer Sinne mit den übrigen kann uns zu Manchem führen. So wie man Aehnlichkeit zwiſchen Ton und Farbe fand, und dis auch namentlich ausdrükte, ſo findet ſie vielleicht auch ſtatt zwiſchen Gefühl, Geruch und Geſchmakk, und die Namen können deshalb immer für drei Sinne gelten. Es gibt ja eine Gegend, wo man ſprechend keinen Geruch hat, und daher die Blume ſchmekt. Schmekk- und riechbare Gegenſtände gibt es genug, wenn man ſich nur die Mühe nimt ſie aufzuſuchen und zu unterſuchen. Es fragt ſich ob nicht jeder Gegenſtand eigentlich ſchmekt und riecht? Erſteres wird man eher zugeben als Lezteres, ob es gleich eben ſo wahr iſt. Starke Gerüche und Geſchmäkke unterdrükken die ſchwächern, ſo wie die

Son-

Sonne die Sterne verdunkelt, und der Kanonendonner das Mükkengeſumſe überſchalt. Das Starke hebt überall das Schwächere auf. — In wie fern ſtarke Gerüche auf den Verſtand Einfluſs haben (wofür man das Beiſpiel der Arzneikrämer anführt,) dis gehört nicht hieher. So viel brauchen auch unſere Schüler nicht zu riechen. Daſs die Stärkung dieſer beiden Sinne in Hinſicht der Derbheit wichtig iſt in Krankheiten, und in Hinſicht der Feinheit bei dem nähern Eindringen in die Schöpfung, erhellet von ſelbſt. Alles Wiſſen ging ja überhaupt vom Sinnlichen aus, und muſs daher in der Anſchauungs- und Empfindungslehre ſeine Keime haben. Da aller Sinn für Schönheit ebenfals, wie die Erkentniſs, ihre Wurzel im Sinlichen hat, und da man ſo oft darüber ſprechen hört, daſs auch dieſer Sinn ſoll in Kindern erwekt werden, ſo auch Einiges darüber. Alles Empfinden des Angenehmen und Unangenehmen ſcheint mir in dem Verhältniſs zweier Gegentheile oder zweier Pole und in ihrer Uebereinſtimmung zu liegen. Was uns angenehm iſt, darin entdekken wir Einheit in der Verſchiedenheit (Einklang, Harmonie). Entdekken wir bloße Einheit, ſo ſprechen wir von Einförmigkeit, Einfachheit, Eintönigkeit. Entdekken wir bloß Verſchiedenheit ohne Einheit, ſo iſt uns die Sache ein Gewirr. Zweifeln wir an Einheit und Verſchiedenheit oder ſind ſie ſchwer zu erkennen, ſo haſſen wir dieſe Sache, ſie iſt uns häſslich, wir mögen ſie nicht faſſen, nicht nehmen; ſie iſt unangenehm. Da nun bei jedem der Sinn fürs Angenehme und Unangenehme, (für Schönheit, Wohlklang u. ſ. w.) verſchieden ausgebildet iſt, ſo wie das Denken und Alles bei verſchiedenen Menſchen, ſo iſt das fade Sprichwort entſtan-

ſtanden: „Jeder hat ſeinen eignen Geſchmakk" (*de guſtibus non eſt diſputandum*). — Keiner ſagt, Jeder hat ſein eignes Denken. Da aber doch dieſer Punkt des Wahrnehmens, wegen verſchiedner Anlagen und verſchiedner Bildung in Hinſicht des Schönheitsſinnes einmal verſchieden iſt, ſo muſs er ebenfals in Anſchlag gebracht werden. So ſcheint mir zu folgen, daſs das Empfinden des Angenehmen und Unangenehmen ſich am beſten in einem Dreiekk entwerfe. Das gleichſeitige Dreiekk, worin alles im gleichen Verhältniſs iſt, ließe ſich annehmen als das Urverhältniſs der Schönheit, worin beide Pole und ihr Verhältniſs zu dem Punkte des Wahrnehmens, das Hochbild (Ideal) ausmachen. Und ſo möchte ich das Dreiekk als die Form des Schönheitsſinnes aufſtellen. Wenn z. B. der gröſte Tonkünſtler ein Stükk verfertigte, das das Hochbild aller Vollkommenheit wäre, ſo würde in dieſem Stükk bei der gröſten Verſchiedenheit die gröſte Einheit, bei dem mannigfaltigſten Vielklang der ſchlagendſte Einklang ſtatt finden; — und wenn nun der vollkommenſte Tonkünſtler dieſes Stükk auf die vollkommenſte Weiſe ausgeführt anhörte, ſo würde er den höchſten Genuſs aller Tonkunſt haben. Sein Verhältniſs würde alſo das eben angenommene ſein. Die Schönheit, empfunden durch das Geſicht, als Form oder als Farbe, durch das Gehör als Ton, durch das Gefühl, durch Geruch und Geſchmakk iſt immer dieſelbe. — Wenn man Striche zuſammenſtelt, von denen man nicht wiſſen kann, ob ſie gerade oder ſchräg ſtehen, gerade oder krum ſind, wenn ich Töne höre, von denen ich nicht weiß, ob ſie c oder d ſind, ſo waltet hier daſſelbe Geſetz; ich zweifle, und dis iſt mir unangenehm. Wenn ich lauter gleiche lange Stangen ſehe, lauter feine gleiche

Töne

Töne höre, mit dem Allerſanfteſten mich lange ſtreiche, etwas ſehr Süßes lange genieße, dieſelben Wohlgerüche ſtets empfinde, ſo iſt es mir unangenehm, ich entdekke in der Einheit keine Verſchiedenheit. Geſicht und Ohr ſind die vorzüglichſten Schöpfer der Schönheit; erſteres weil es räumlich und daher gleichzeitig darſtelt, letzteres weil es räumlich und zeitig zugleich darſtellen kann, und zeitig mit einer großen Schnelle. Nie wird Gefühl, Geruch und Geſchmakk etwas Aehnliches empfinden, wie das Ohr und das Auge, da die Pole hier immer in die Zeit fallen; wenn das Verhältniſs groß ſein ſoll. Das Durchaus Schönſte (abſolut Schönſte) könte nur als ſolches auch empfunden werden von dem, der den durchaus ausgebildetſten Geſchmakk hätte. Ein Gemälde von Rafael und ein Tonſtükk von Mozart, iſt daher ein Nichts für einen Wilden. Er erkent Verſchiedenheit ohne Einheit; oder vielleicht gar Einheit ohne Verſchiedenheit. — Wenn der Schönheitsſinn auch zum Gegenſtande gar nichts Sinliches mehr hat, z. B. ein Gedicht, ſo klebt ihm doch noch immer die Sinlichkeit an. Das Denken kann ſich ganz der Sinlichkeit entwinden, der Schönheisſinn nie ganz. Der ſinlichſte Menſch ſo fern er anſchauet, wahrnimt und empfindet, iſt immer ehrwürdig; ſo fern er aber genießt, ſo fern er ſich ſeinem Sinn fürs Angenehme ganz hingibt, ſo wird er thieriſch. Alle Menſchen, die den Schönheitsſinn zu ſehr anbauen, erſchlaffen und verſinlichen. Von den Dichtern an, die Tonkünſtler, Mahler und Bildhauer hindurch bis zu den Gaumkitzlern des ſinkenden Roms herſchte oft die Sinlichkeit zu ſehr vor. — Wenn wir bisweilen das Werk bis zum Himmel erheben,

ſo möchten wir den Meiſter in die Hölle ſtürzen. Ich ſage bisweilen und nicht immer; denn es gibt auch hier Helden, denen bei aller Ausbildung des Schönheitsſinnes die Vernunft, Vernunft blieb, und dieſe ſind nicht hoch genug zu achten, denn ſie gleichen dem wählenden Herkules am Scheidewege. — Was aber die anbetrift, die man mit dem Namen neue Aeſthetiker benent, und die ſo in der gemüthlichen Betrachtung dahin leben, ſo weiß ich nicht was dieſe Chineſen hier wollen; in der Erziehung können wir wenigſtens ſolche gemüthliche Empfindler nicht gebrauchen. — Der Schönheitsſinn kann keinesweges durch Schönſprecherei gebildet werden, ſondern durch Machen des Schönen. Wir laſſen zeichnen und ſingen, und ſomit kann uns Keiner vorwerfen, daſs wir nicht den Schönheitsſinn bildeten. Weiter aber wollen wir nichts dafür thun.

§. 136. Beſtandtheile, Zuſtand, Gebrauch.

Alle vorhergehenden Uebungen hatten es mit dem Bei- und Aneinanderſein der Dinge zu thun, und lehrten ſo dieſelben kennen in einem Ruhen, in einem ſtehenden Sein, ſo fern es ſolches gibt. Die ganze Schöpfung und alle Menſchenwerke wurden aufgefaſt im Tode. Der Raum lag bei dieſen zum Grunde. Bei den folgenden iſt es anders. Bei ihnen liegt zum Grunde die Zeit. Die Dinge werden jezt aufgefaſt im Nacheinanderſein, im Werden, im Leben und Regen. Durch dieſe Uebungen erhält das Kind erſt das wahre Bild der Welt, als der ſtets ſich erneuernden Schöpfung, und des immerwährenden Bildens. Die erſte Unterſuchung iſt, ein Sein abzuleiten aus einem andern, oder in einem Sein ein Geweſenſein zu erblikken,

woraus es geworden iſt. So iſt der Tiſch; — ſein Daſein ſetzt voraus das frühere Daſein des Holzes; er beſteht aus Holz, oder ſeine Beſtandtheile, — das, woraus ſein Daſein hervorging, iſt Holz. Da Menſchenhände nicht ſo künſtlich als die Schöpfung ſelbſt die Dinge weben und bilden, da ſie ſcharf trennen, gränzen und zuſammenſetzen, was die Schöpfung nicht mit ſo grellen Zügen thut, ſo gehen hier Werke von Menſchenhänden Werken der Schöpfung voran. Von den Beſtandtheilen geht man über zu andern Beſtandtheilen, und komt zuletzt zu angenommenen erſten Theilen (Urtheilen oder Urſtoffen). Daſs hier mehr die Meng- als Miſchſtoffe zu betrachten ſind, daſs man hier mehr ſondern als ſcheiden, mehr ſinnig als geiſtig verfahren muſs, bringt die Kraft des Kindes und der Gegenſtand von ſelbſt mit ſich. Die Bearbeitungskunde (Technologie) hat in dieſer Uebung ganz ihren Grund und ihre Anfänge. An die Beſtandtheile der Dinge ſchließt ſich nothwendiger Weiſe das Entſtehen. So leiten wieder die Menſchenwerke in die Schöpfung. Das Befördern des Entſtehens, oder das Bebauen und Entſtehen laſſen der Dinge, ſo fern es abhängt von menſchlicher Kraft, ſteht hiermit in Verbindung, und zeigt den Kindern anſchaulich menſchliche Thätigkeit und menſchliche Freiheit. Das Verwandeln nach nothwendigen und bedingten Geſetzen, ſeis beſtimt durch ſich ſelbſt, ſeis befördert von gegebenen Bedingungen oder von menſchlicher Freiheit, iſt eine Fortführungsgeſchichte des Entſtehens, ſo wie auch das Vergehen; denn beides iſt nur ein Aufhören des Einen zum Daſein des Andern. Hat ſo das Kind die ganze Fülle des Lebens angeſchaut, und iſt es dahin gelangt, daſs es Freiheit und Nothwendigkeit darin erblikt, ſo muſs es nun das Leben wieder feſthal-

ten

ten und feſſeln. So entſteht der Zuſtand, ein gegenwärti-ges Leben, worin jedes Ding ſich befindet. (Es grünt der Baum, es rieſelt der Bach, es ſpricht der Menſch.) Jedes Ding hat ein beſtimtes Leben, einen Zuſtand, worin es ſich zu jeder Zeit befindet, und der die entgegen-ſetzten ſtets ausſchließt. — Dieſer Zuſtand kann aber auch gedacht und gefunden werden nicht bloß in der Gegenwart, als ein ſeiender, ſondern in der Vergangenheit als ein geweſener, in der Zukunft als ein werdender. So wird klar die Zeit angeſchaut; als die Beſtimmerin des Geweſen-ſeins, des Seins und des Werdens. Der Zuſtand eröfnet ein weites Feld der ſinlichen Anſchauung und der geiſtigen Betrachtung. — Iſt dieſer Zuſtand nothwen-dig oder beſtimt durch andere Zuſtände, Dinge und Ei-genſchaften? — Wer beſtimte, — wie beſtimte er u. ſ. w.? — Dieſer Zuſtand kann ferner nur für ſich die-ſem Dinge zukommen, oder er kann übergehen, ein-würken auf ein anderes Ding, und ſo zwei Dinge in beſtimten Zuſammenhang und in beſtimte Würkungen zu einander bringen. Werden ſo zwei Dinge durch den Zuſtand in Verbindung gebracht, ſo ſind verſchiedene Verhältniſſe möglich: 1) Sie können wechſelſeitig auf einander einwürken. 2) Das Eine kann ſich leidend, das andere thätig dabei verhalten, das eine empfangend, das andere gebend, 3) daſſelbe Ding kann auch wieder auf ſich ſelbſt einwürken. — Doch dieſe Unterſcheidun-gen gehören nicht hieher, indem ſie ſchon zu weit in den Kreis der Begriffe führen. Durch das Befinden in ver-ſchiedenen Zuſtänden lernt das Kind am beſten den Zu-ſtand kennen; denn es ſchaut ſo ſich ſelbſt im Leben an. Auf dieſe Weiſe iſt dieſe Uebung nicht bloß bildend für Anſchauung und Begriff, ſondern auch für den Körper.

Das

Das Kind muſs hungern und durſten, frieren und ſchwitzen, und dann ſchaut es an, was dis für Zuſtände ſind. Es muſs laufen und klettern, ſpringen und ringen, ſchweben (balanciren) und ſchwingen (voltigiren). — Nur auf dieſe Weiſe wird künftig die Sprache gehaltvoll und lebendig, denn ſie geht aus vom Leben. Wer mit einem Geſpielen gerungen hat, der weiß, was es heißt mit dem Tode ringen, nach Ehre ringen, u. ſ. w. Ein hölzerner Wortmenſch denkt ſich nur etwas Hohles und Unbeſtimtes darunter. Alle Zuſtandswörter, (*Verba*) wie beinahe alle Wörter in der Sprache, ſind vom Sinlichen entlehnt, und waren urſprünglich bloß ſinlich. Als Beiſpiele mögen nur folgende dienen: obliegen, unterliegen, überſchlagen, fußen, beiſtehen, ſtrekken, übermannen, ziehen, bei der Hand ſein, in den Wurf kommen, auf dem Sprunge ſtehen, erobern, ſich herausnehmen, ſich an einem reiben. — An den Zuſtand ſchließt ſich an die Möglichkeit der Zuſtände, worein Dinge übergehen können, gleichſam ein begreifliches Vorſchauen, entlehnt aus der Erfahrung. Hieran reihet ſich der Gebrauch der Dinge, oder die Angabe, in welche mögliche Zuſtände der Menſch die Dinge zu ſeinem Nutzen (für ſich) verſetzen kann. Dieſes Feld iſt wieder ſehr weit, ſtelt den Menſchen dar als den Verwalter der Schöpfung und als die Krone der Erde. Nur lege man auf dieſen Gebrauch keinen zu großen Werth, und verhüte ja, daſs die Kinder nicht alle Dinge mit der Gebrauchs-Wage wägen. Durch ſolche Anſichten wird der Menſch herabgewürdigt und für das Höhere abgeſtumpft, ohne das doch das Leben nur im Eſſen, Trinken und Schlafen beſteht. Wie nachtheilig dieſe Richtung in der Erziehung, ſeit einigen

Jahr-

Jahrzehenden angenommen, auf den Zeitgeiſt gewürkt, davon brauche ich nicht zu ſprechen, ſondern nur zu ſagen: „Wer Augen hat, der ſehe!“ Den Gebrauch der Dinge lernt das Kind wieder am beſten durch Brauchen kennen; und wo dis nicht der Fall iſt, durch Anſchauung. Die Werkſtäte ſind hier die beſten Lehrſäle. Das bloße Wort iſt nichts; ein hohles Geſpenſt und Trugbild, wie überhaupt in der ganzen Anſchauungs- und Empfindungslehre. Es iſt nur das Heft der Anſchauung.

§. 137. Unterſcheidung, nähere Beſtimmung und Verhältniſs der Dinge, Eigenſchaften und Zuſtände.

Dinge, Eigenſchaften und Zuſtände, dis waren die Gegenſtände, womit ſich alle vorhergegangene Uebungen beſchäftigten. Jeder dieſer Gegenſtände hatte ſein Feld für ſich, uud machte ein Ganzes für ſich aus. Jetzt komt es darauf an dieſe drei verſchiedene Gegenſtände mit Einem Male zu betrachten und zu vergleichen, um ſo ihre wechſelſeitigen Beziehungen zu erfaſſen. Eigentlich iſt dieſe Uebung nur eine Vereinigung der vorhergegangenen und deshalb ſehr leicht. Darauf werden die Zuſtände und Eigenſchaften näher beſtimt, ihnen wird gleichſam eine neue Eigenſchaft mitgetheilt. So unterſcheidet ſich ſchnell reiten von langſam reiten, ſehr gut von weniger gut. — Manches hierher Gehörige iſt auch ſchon früher vorgekommen, z. B. ſchwärzlich grau; allein dieſe Fälle ſind häufig in der Anſchauungs- und Empfindungslehre. Alle Gegenſtände, liegen hier nicht nacheinander, ſondern

in

in und durcheinander. Nur der Lehrer zieht hier einen Faden, wo eigentlich keiner ſtatt findet, weil er doch alles nacheinander treiben muſs. Das Geſetz wornach dieſer Faden gezogen wird, iſt das der Leichtigkeit. — So viel als möglich muſs man zu verhüten ſuchen, daſs nicht das Spätere früher genommen wird, das Frühere kann immer wieder ſpäter eintreten, und muſs eintreten, damit ſich alle Einzelnheiten wieder zu einem Ganzen verweben. — Von der nähern Beſtimmung der Zuſtände und Eigenſchaften gehen wir über zu den Verhältniſſen, in denen zwei Dinge zu einander ſtehen können, wodurch wir zugleich beſtimmen, wie ihre Zuſtände ſich wechſelweis verhalten. Dieſe Verhältniſſe ſind mannigfaltig, wie uns ſchon die Verhältniſswörter (*Praepoſitionen*) anzeigen. Wir haben es nicht mit ihnen, ſondern mit der Anſchauung zu thun, die ſie bezeichnen. Es iſt auffallend, wenn man die Verhältniſswörter vergleicht, wie ſinnreich ſie alle räumlichen und zeitlichen Verhältniſſe bezeichnen, und durch Zuſammenſetzungen ſogar die feinſten Unterſchiede andeuten. Für den Lehrer iſt es ein Leichtes zwei Dinge in alle mögliche Verhältniſſe zu legen.

§. 138. Ordnung.

Die Uebungen in vorigem §. einten ſchon das Einzelne zum Zuſammengeſetzten; dieſer §. macht dieſes Vereinen zu ſeinem eigentlichen Hauptzwekk, weil er durch den vorigen vorbereitet iſt. Das Vergleichen und Unterſcheiden der Dinge nach allen möglichen Merkmalen, das man ſo häufig in den Verſtandesübungen trift, hat hier ſeinen rechten Platz. Die Mannigfaltigkeit dieſer Uebung iſt groß; und wenn Kinder die vorigen Uebungen mit Luſt und Liebe getrieben, ſo werden

ſie

ſie hier unerſchöpflich ſein. Eine Folge von dieſem Vergleichen und Unterſcheiden iſt das Ordnen. — Die leichteſte Ordnung iſt die Nebenordnung. Dinge, worin dis oder jenes Gleiche ſtatt findet, gehören neben einander — werden zuſammengeſtelt; Dinge wo dis nicht der Fall iſt, gehören nicht zuſammen, trennen oder ſcheiden ſich, ſtoßen ſich gleichſam zurükk, während jene ſich anziehen. Nach der Nebenordnung folgt Ueberordnung. Dinge, die alle dieſe Gleichheit haben, in dieſem Zuſtande ſind, oder dieſe Eigenſchaft beſitzen, denen iſt übergeordnet, oder dieſe ſind enthalten in jenem Dinge oder gehören zu ihm. Das Gegentheil von der Ueberordnung iſt die Unterordnung. Am ſchwierigſten iſt die Inordnung, oder das nothwendige Enthaltenſein des einen Dinges in dem andern. Die Eigenſchaften oder die Zuſtände, nach denen man neben- über- und unterordnet, können ſehr verſchieden ſein. Es kann Gleichheit und Aehnlichkeit, Raum und Zeit entſcheiden. Das Nebengeordnete kann wieder untergeordnet, das Uebergeordnete wieder nebengeordnet werden, u. ſ. w. Fellenberg ſagt in dem Aufſatz über Erziehungs- und Unterrichtsgrundſätze (2tes Heft des Hesperus): „Zum Ordnen gehören Begriffe, die ſich aus dem Gleichen in dem Mannigfaltigen erheben, und ſich theils untereinander abſtuffen, theils auf der gleichen Stuffe ſind, theils ſich einander entgegenſetzen.“ -- Dis iſt die beſte Vorbereitung zur Denklehre (Logik) und überhaupt zu allem geiſtigen Bilden. Da hier ſinliches Ordnen nicht immer mehr ausgeführt werden kann, ſo iſt dieſe Uebung der Uebergang von der Anſchauung zum Begriff, und macht wohl die Grenze, die ſich jedoch nicht ſo genau beſtimmen läſt. Alle die folgenden Uebungen fallen ebenfals mehr dem Begriffe als der

Anſchauung anheim. Es iſt daher jedem Lehrer zu überlaſſen, wie weit er in ſie eingehen will und kann. Ich habe ſie noch hieher geſtelt, theils um deutlich den Uebergang von der Anſchauung zum Begriff zu zeigen, theils um ſo weit als möglich den eingeſchlagenen Weg zu verfolgen. — Wie ſehr oft bei uns Erwachſenen Fertigkeit im Ordnen zu wünſchen wäre, und wie alles förmliches Denken und leerer ſogenanter Logikkram nichts hilft, davon geben uns tauſend verwirte Bücher Beiſpiele genug. — Wie weiterhin die Sprache als ſtoffhaltige Denklehre die förmliche ganz unnöthig macht, wird die weitere Bearbeitung der Sprache hoffentlich ſelbſt zeigen. —

§. 139. Zuſammenhang.

Es gibt Dinge, von denen das eine das andere hervorbringt, das eine in naher Verwandſchaft, in einem beſtimten Zuſammenhang mit dem andern ſteht, ſo daſs gleichſam das Eine nur den vollen Sinn hat durch das andere. Das Auffaſſen dieſer Dinge in dieſem Zuſammenhange iſt ein fortgeſeztes Ordnen verbunden mit einem fortgeſezten in Verhältniſs ſetzen. — Am auffallendſten iſt dieſer Zuſammenhang: 1) als Zeichen und Bezeichnetes. Das Zeichen iſt der Schlüſſel, die Thüre zu dem, was es bezeichnet, ein Vorbote und ein Stellvertreter. Dieſe Uebung bringt dahin in jedem Dinge noch einen Hintergrund zu ſuchen, von dem äußern Erſcheinen fortzugehen zum Sein, das wieder ein Erſcheinen iſt eines andern Seins. Alles Wiſſen wird ſo in ſeiner wahren Verhältniſsgeſtalt angeſchaut. — Dieſe Uebung fortgeſezt, führt zulezt zu dem Hintergrunde aller Dinge, zur Gottheit, ſo wie mehre andere Uebungen (§. 93.). Doch gehöret das weitere Ausführen

dieſer Gegenſtände nicht hieher. Daſs der Lehrer auch hier, wie immer, nicht weit über das Sinliche heraus-gehen darf, erinnere ich hier abermals. — Ein zweiter Zuſammenhang iſt der des Selbſtandes (*Subjects*) mit dem Gegenſtande (*Object*). Ohne Selbſtand iſt kein Gegenſtand. Beide fordern ſich wechſelweis, und wenn ſie auch nicht beſtimt wörtlich ausgedrükt werden, ſo liegen ſie doch ſtets im Hintergrunde. Das Selb-ſtändige iſt das Herſchende (die Freiheit); Das Gegen-ſtändige das Beherſchte (der ſinliche Abdrukk der Frei-heit). Nur durch den Selbſtand wird ein Gegenſtand möglich (§. 136). Ein dritter Zuſammenhang der Dinge iſt der nach Urſach und Würkung. Von dieſer Uebung möchte ich ſagen, daſs ſie die ganze Welt mit ihrem Thun und Treiben als etwas Nothwendiges vereint. — Selbſt die Freiheit erſcheint hier in den ge-naueſten Schranken. Die Zeit wird hier in der That begriffen, und der geſunde Menſchenverſtand findet hier Grund und Boden gleichſam erhaben über alle Weis-heit. — Hieran ſchließt ſich die vierte Verwandſchaft, nämlich die als Mittel und Zwekk. Wo die vo-rige Uebung nur Nothwendigkeit ſah, da zeigt dieſe Freiheit. Wie die vorige Uebung nur das Uhrwerk im Gehen betrachtete, ſo betrachtet es dieſe im Machen und nach ſeiner Beſtimmung. Alle Men-ſchenhände, und ſelbſt die Schöpfung ſind hier beſchäf-tigt mit dem Erreichen, um wieder zu erreichen. Das Ende des Erreichens muſs ſich darſtellen, und das Wie deſſelben ſo klar in die Augen fallen. Gott iſt das Ende, die Tugend das Wie. — Bis dahin füh-ren wir aber nicht, denn wir wiſſen wohl, daſs wenn man das Höchſte erreichen will, man keine Stuffe über-ſpringen darf, und ſind uns wohl bewuſt, daſs wir jetzt

mit

mit unſern Kindern, noch auf der unterſten Stuffe ſtehen, auf der wir die höchſte kaum hin ahnden.

§. 140. Zurükgerufene und übergangene Anſchauung.

In dem menſchlichen Geiſte verdrängt nach dem Geſetze alles Beſiegens das Stärkere und Lebendigere ſtets das weniger Starke und weniger Lebendige. Daher ſind ja die Eindrükke der Kindheit noch in dem Greiſe lebhaft und dauernd, während ſpätere ſchon in Nacht und Nebel verſchwunden. Die Stärke kann doppelt ſein, nämlich: 1) rührt ſie her vom Gegenſtande, 2) von der Empfänglichkeit. Verſchiedene Nebenumſtände beſtimmen beide Arten näher. Daſs das Kind auch Eindrükke nicht bloß empfange, ſondern erhalte, daran muſs uns Alles liegen, da ja jeder Eindrukk ſtärkend auf das Kind einwürken ſoll; welches ein vorübergehender nicht kann. Es iſt eine unmögliche Arbeit ein Sieb zu füllen mit Waſſer. Es wäre unmöglich das Kind ohne Gedächtniſs zu bilden; denn der frühere Eindrukk ſoll ja neue bewürken, und alles zuſammenhängen und auseinander folgen. Zum Aufbewahren und Behalten iſt das erſte Erforderniſs ein ſtarker und langdauernder Eindrukk; das zweite eine durch Luſt und Liebe, und zulezt durch Wachſen der Kraft geſtärkte Auffaſſungskraft. — Iſt der Eindrukk zu ſchwach, ſind ſehr verſchiedene durcheinander, daſs der eine den andern nicht aufkommen läſt, und bleiben alſo alle verwirt, ſo kann unmöglich die Faſſungskraft ſie erhalten. Die Anſchauungen und Empfindungen, die durch unſre mannigfaltigen Uebungen das Kind bekam, ſollen ſo ſtark ſein, und mit ſo ſtarker Kraft empfangen werden, daſs ſie nicht

wieder verſchwinden. Da aber das Kind ſpäterhin Eindrükke bekommen wird, von denen dis nicht wird gelten können, ſo muſs es uns auch wichtig ſein, das Kind dahin zu führen, daſs es auch dieſe bewahrt und erhält. — Gedächtniſsübungen, man mag ſo viel dafür und dawider ſprechen als man will, ſind nützlich, ſind nothwendig. Keinesweges laſſen wir uns deshalb ein auf die Künſte des Arretin, des Brunno und des Faineigle, denn wir wollen keine künſtliche Gedächtniſſer und Behalter ziehen. Unſere Abſicht iſt es nicht den Kopf des Kindes zu einem todten Bücherſchrank, oder zu einem Allbuch des Wiſſens zu machen. Komt es von ſelbſt dazu, ſo wollen wir die Schöpfung preiſen, zumal wenn ſie mit Stoff auch Geiſt verband; welche Verbindung den guten Kopf ausmacht. — Alles Behalten gründet ſich auf Verbinden und Sondern, auf Ordnen und Trennen. Deshalb ſind unſere früher angeſtelten Uebungen zugleich Vorübungen für das Gedächtniſs. — Das Zeichen, in ſo fern es etwas Willkührliches iſt, verſchwindet am erſten dem Gedächtniſs; daher das Zahlen- und Namengedächtniſs ſo hoch geprieſen wird. Das Ortgedächtniſs findet ſich eher, zumal für den, deſſen Forſchkraft durch die Anſchauungs- und Empfindungskunſt geübt iſt. — Uns bleibt alſo jezt auch nur vorzüglich Namen und Zahl noch übrig. Das Behalten derſelben iſt höchſt wichtig. Durch die Schreibekunſt iſt das Gedächtniſs ſehr verdrängt worden. Wer iſt jezt noch bibelfeſt? Wer trägt jezt Geſchichte ohne Hefte vor? Wer weiß ganze Schriftſteller auswendig? — Wir wollen damit keinesweges die ſonſt einſeitigen und oft ſehr ungereimten Gedächtniſsübungen früherer Zeiten vertheidigen, und ſo

die Vergangenheit über die Gegenwart erheben. Nur auch dem Gedächtniſs ſeine Ehre! —

Den Beſchluſs dieſer Uebungen machen übergangene Anſchauungen. Da es unmöglich iſt Alles anzuſchauen und zu empfinden, ſo muſs auch die Bildekraft in dem Kinde erwekket werden. Es muſs lebhaft anſchauen und ſich einbilden können, was es nicht geſehen, nicht gehört und nicht empfunden; denn es ſoll ſich über das Sinliche auch erheben. Die Einbildungskraft wird ſchon geſtärkt durch Erinnerungen. Da oft das Gedächtniſs nicht treu iſt, ſo ſucht die Bildekraft ihr zu helfen. Lügen und Gerüchte haben hier ihren Grund. Wir wollen keineswegs ſo die Bildekraft miſsbrauchen, ſondern das Gemiſsbrauchte gebrauchen. Erklärungen, Schilderungen, Beſchreibungen dienen alſo hier ſtatt der Anſchauung. Je beſtimter dieſe Schilderungen und Beziehungen ſind, deſto treuer wird die Bildekraft darſtellen. Die Einbildungskraft iſt die Wiege aller Künſte; die Anſchauung die Mutter. — Die zu Hochbildern (Idealen) geſteigerte Einbildungskraft ſoll nicht Sache des Kindes ſein, das ſich noch zu dem Niedrigen halten muſs. Das Niedrige ſoll bei dem Kinde hoch ſtehen, und nicht das Hohe niedrig, ſonſt entſtehen Scheinbilder und Truggeſtalten, es verſchwindet Glaube und Liebe. —

Da dieſen und ähnlichen Uebungen ſo oft die Ausbildung des Gefühls hinzugefügt wird, ſo habe ich mich hierüber auch noch zu erklären. Das Gefühl oder der Sinn für Theilnahme, oder richtiger das Verſchwinden des Ichs im Gleichen oder Höhern, ſteht zu ſehr über das Wort erhaben, als daſs je die Schulen ſich einbilden könten, hier viel zu würken. That und Leben ſind hier die

die Schulſtube; Schikkſale die Lehrer. Jede wohl eingerichtete Schule wird von ſelbſt hier das Ihrige thun, weil ſie ebenfals eine Welt und ein Leben iſt. Wo hierin die Worte vorherſchen, da erblikt man leere Gemüthsmenſchen, gemüthliche Weltlinge oder verſtelte Gemüthler, die da ſcheinen in Gemüthlichkeit zu verſchmelzen wie Wachs, zu zerrinnen wie Waſſer. Dieſe Waſſerſuppen, und Ziereien in Unzier wollen wir nicht befördern. Die gefühlvollen oder verfühlten Schwärmereien, wie man ſie in Römerfratzen findet, bei vernarten und blütverwelkten Weibern, in den Reden und Thaten weibiſcher Männer, und weibgeknechteter Laffen; dieſe verhaſten Scheuſaale der Zeit müſſen fern bleiben von dem Kinde, wenn die Gegenwart nicht ganz die Zukunft entſtellen ſoll. — Was vom Gefühl gilt, gilt noch mehr von der Gottesfurcht, deren frühe Entwikkelung durch Worte nach meiner Meinung, eine Gotteslästerung iſt — ein Verſpielen des Höchſten. Gottesfurcht, ſo wie ſie das reine Chriſtenthum nicht bloß in Lehre, ſondern in That und Leben enthält, iſt etwas zu Erhabenes, etwas zu Beſeeligendes, als daſs Kinder ein Wortſpiel daraus machen ſollen. Wo Gottes Finger goldene Worte ins Herz der Menſchen ſchreibt, was wollen wir da viel kritzeln! Das Leben eines jeden Menſchen enthält heilige Augenblikke, — das ſind Stunden der Gottesfurcht, von Gott ſelber gegeben. Unſere Tage ſind reich an ſolchen Lehr-Stunden. — Es iſt eigen, daſs die jetzige Zeit oft kalt dabei bleibt, während ſie überall der wörtlichen Gottesfurcht huldigt. — Clemens der 14te (Ganganelli) ſagt in ſeinen Briefen, 1. Theil S. 191: „Die ewigen Wahrheiten müſſen ſo viel als möglich nur von heiligen Lippen vorgetragen werden;" und ich füge hinzu: drum müſſen

wir oft Gottesfurcht lehren, während wir ſchweigen. — — — Hiermit ſchließen wir dieſen ganzen wichtigen Abſchnitt, deſſen Ausführung wichtiger iſt, als die hier aufgeſtelte Begründung. Wir gingen hier oft ein in das Verwikkeltſte, in das Höchſte und Tiefſte, um das Einfache zu finden, und aus dem Schweren das Leichte. Die Vergleichung dieſes Abſchnittes in der faſslichen Anweiſung wird hoffentlich zeigen, daſs es uns bei dieſem Gegenſtande nicht um leere Worte, ſondern um die That zu thun iſt.

16ter Abſchnitt.

Geſchichtliche und unterrichtliche Darſtellung der Lautlehre.

§. 141. Vorerinnerung.

Viele Gegenſtände, die in dieſen Abſchnitt einſchlagen, ſind ſchon in den vorigen Abſchnitten da erwähnt, wo es der näheren Erklärung wegen nöthig war. Hier alſo nur ſo viel, als zur Ueberſicht des Ganzen hinreichend iſt. Das Geſchichtliche iſt in dieſen Unterſuchungen gröſstentheils mit dem Unterrichtlichen verbunden, oft eben daſſelbe, nämlich Geſchichte des Unterrichts, und deshalb ſchwer zu trennen. Eine Geſchichte der Lautlehre können wir eigentlich nicht ſchreiben, da noch keine Lautlehre, ſondern nur Vorarbeiten dazu da ſind. Wenn wir übrigens in dieſem Abſchnitte hier

und

und da, dieſen oder jenen Wegeinſchlager tadeln, ſo geſchieht es der Sache wegen, und ſo viel als möglich nachſichtig; aber ſtreng und ſcharf muſs es bleiben, denn Halbheiten wollen wir nicht weder im Werke der Verfaſſer noch in unſern Worten. Auch uns wird ja mit Gottes Hülfe von einem andern Beſſermacher der Tadel treffen. Jeder mache es ſo gut als er kann!

§. 142. Werke über den Laut ohne unterrichtliche Abſicht.

Unter den Aerzten gab es bisweilen tüchtige Männer, die ſich auf Unterſuchung der Sprachwerkzeuge legten. Wir bemerken zunächſt Haller (3ter Band ſeiner Phyſiologie). Haller kante die Sprachwerkzeuge gut, unterſuchte ſtets mit Genauigkeit, uud verband damit die Kenntniſſe deſſen, was vor ihm hierin geleiſtet war. Wir wollen deshalb den Leſer keinesweges aufmerkſam machen auf die Werke, vorzüglich franzöſiſcher Schriftſteller, die vor ihm da waren; denn wir müſten ſonſt viele Titel abſchreiben, und ſelbſt von Werken, die wir theilweiſe nicht geleſen. Das Werk von Amman verdient unter dieſen am meiſten herausgehoben zu werden. Ein anderes franzöſiſches Werk verdient noch Erwähnung, nämlich: „*Traité de la formation mechanique des langues de Charles de Brosses*;“ überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Michael Hißmann, 2 Theile, Leipzig 1777. Dieſes Werk enthält in der Urſchrift und Ueberſetzung ſehr viel Falſches; und es iſt einem anfangenden Lautforſcher nicht in die Hände zu geben; denn er würde mehr auf Irr- als auf Rechtwege geführt werden. Man findet auch hierin die andern franzöſiſchen Werke hierüber ſo wie in Haller erwähnt. —

Das

Das wichtigſte von allen Werken iſt folgendes von einem Arzte: „Kempelens Mechanismus der menſchlichen Sprache nebſt der Beſchreibung ſeiner ſprechenden Maſchine. Wien 1791.“ Dieſer Kempelen hat vorzüglich den Weg zur förmlichen Lautlehre gebahnt. So wie Er, hat auch Kratzenſtein, und neuerlich Robertſon in Paris, an einem Sprechwerk gearbeitet (§. 35). Wir wollen nicht entſcheiden, ob man es je wird dahin bringen ein vollſtändiges Sprechwerk zu erfinden. — Noch müſſen wir ein kleines Werk erwähnen, was wir vor einigen Tagen durch einen Freund erhielten. „Ueber allgemeine Alphabetologie und Sprach-Mechanismus von *Du Bois* als Probe von einem größern Werk, welches unter dem Namen Cadmus erſcheinen ſoll. Es war uns dis Werk deshalb auffallend, weil der Verfaſſer eine ähnliche Stimmlautlehre aufſtelt wie wir, zwar nicht in dem Umfange begründet. Es ſpricht dis für dieſe Lehre, da zwei Lautforſcher, die nichts von einander gewuſt haben auf etwas Aehnliches kamen. Ein anderes Werk, was dem Titel nach nicht hierher zu gehören ſcheint, aber doch hieher gehört, wenn nicht des Sinnes, doch des Unſinnes wegen, nennen wir noch: „Mathematiſche Philoſophie von Joh. Jak. Wagner, Erlangen 1811. Der Verfaſſer zeigt darin, daſs ſich die Philoſophie in Mathematik, und beide wieder in Sprache auflöſen. Er will ein Weltalphabet finden, und hat dazu eine Hieroglyphen-Tafel entworfen. Die verſchiedenen Lautſprachen haben nach ihm das Bild der Welt entſtelt. Die Buchſtaben ſind ihm Ideenbilder. In dem Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung, den 8ten April 1812, verſpricht der Verfaſſer die nähere Ausführung in einem Werk, mit dem Namen das Alphabet. Das ſoll Grammatik und Lexikon

zu-

zugleich ſein. Die Dinge ſind ihm Punkte. Das Alphabet ſoll ſein der Welt einfaches Abbild, und zwar dadurch, daſs es ihre Achſe und ihren Aequator darſtelt. Sehr freut ſich Hr. Wagner über die Arithmetik des menſchlichen Lebens von Butte, und er zweifelt nun gar nicht mehr an die Vernichtung aller beſondren Sprachen durch eine dem menſchlichen Geiſt ſelbſt eingeborne allgemeine Schrift, und fügt hinzu, daſs Butte öfters gefunden wie Gott zählt. Wahrſcheinlich wird Wagner nun finden, wie Gott ſpricht, und er wird dann der Einzige ſein, der ſich unmittelbar mit unſerm Herrgott unterhalten kann. „Eine Sprache, Ein Geiſt, Eine Religion!" ſchreibt er, und wir fügen hinzu: „Gott ſei Dank nur Ein Wagner! — Der vorzüglichſte Arzt in neuern Zeiten, der ſich auch auf die Sprachwerkzeuge eingelaſſen, iſt unſtreitig Sömmerring (§. 6.).

§. 143. Was die Wortforſcher (Grammatiker) hierin geleiſtet.

Die ſogenanten Grammatiker (Buchſtabenforſcher) haben ſich immer zu ſehr als ſolche gezeigt, nur ſich um den Buchſtaben, ſelten um den Laut bekümmert; und deshalb hierin ſehr wenig geleiſtet; obgleich ſie hätten vieles leiſten ſollen; da bis hieher die ganze Sprache in ihren Händen lag. Keiner dieſer Herren hat es einmal der Mühe werth gehalten, einen Kempelen und andere zu Rathe zu ziehen, ihr Gebäude war alſo ſtets grundlos, und ſo kann es uns nicht wundern, wenn eins das andere einſtürzte, und jährlich ein Heer von Grammatiken erſchien. In den Feldern der Willkührlichkeit und Beliebigkeit kann vieles geändert und geneuert werden.

Aus

Aus ihnen ſelbſt kann daher der Lautforſcher wenig lernen, wohl aber aus ihrer Vergleichung in derſelben und in verſchiedenen Sprachen. Eben ſo iſt dem Lautforſcher das Kennen verſchiedner Mundarten, und verſchiedner andrer lebenden Sprachen ſehr wichtig.

§. 144. Die Taubſtummenlehrer.

Der Mangel hat ſchon zu vielen neuen Erfindungen geführt; ſo auch der Mangel des Gehörs zur nähern Kenntniſs der Sprachwerkzeuge und deſſen Gebrauch. Die Taubſtummenlehrer verwarfen deshalb früher das Buchſtaben-Weſen als die Lehrer von Hörenden. Man denke an Heinicke (§. 146 und 147.). Wolke, Eſchke, und ſein Nachfolger Grashoff haben hierin würklich viel geleiſtet; wenn auch letzterer nicht ſchriftlich. Den Weg, den Taubſtummenlehrer einſchlagen, muſs durchaus der Lautforſcher genau kennen, und wo möglich ſelbſt verſucht haben.

§. 145. Was in Hinſicht der Anſchauungs- und Empfindungslehre geleiſtet.

In keinem Gegenſtande des Unterrichts iſt beinahe mehreres gethan und wenigeres gelungen als hierin, mehr gefuſcht und weniger gemeiſtert. Wie viele Kinderfreunde, wie viele Denkübungen, Verſtandesübungen und dergleichen hat es nicht gegeben! (§. 131.) Wir wollen ſie nicht geradezu tadeln, denn ſelbſt der Weg den wir einſchlagen, hat einiges mit ihnen gemein, und iſt bei weiten noch nicht geebnet genug, als daſs wir mit Wohlgefallen darauf hinſehen könten. Wir wollen nur noch bemerken, was hierin zu thun iſt: Manche Gedanken aus wiſſenſchaftlichen Sprachlehren müſſen mehr

mehr benutzt werden. Der Weg, auf dem Völker in ihrer Kindheit allmälig zur Sprache gelangten, iſt näher zu unterſuchen, und mit Berükſichtigung der Volksſprache Anwendung davon zu machen. Dann muſs derjenige, der hierin etwas leiſten will, durchaus nicht bloß ein Wort ſondern ein Sachkenner ſein. Die Farbenlehre iſt näher zu ergründen. Ich will nicht behaupten, daſs ſie ein Göthe erſchöpft hat. Die Lehre vom Schall, die Raumlehre, Erſcheinungskunde (Erd- Thier- Pflanzen- und Minerkunde) ſind durchaus für den Lehrer hierin nothwendig. Die Anſchauungs- und Empfindungslehre iſt der ſchwierigſte Gegenſtand des Sprachunterrichts, weil er der leichteſte ſein ſoll, der umfaſſendſte, weil er faslich ſein muſs. — Die ſogenanten Menſchenlieber (Philanthropen), die anfänglich mehr auf das Würkliche als auf das Wörtliche ſahen, haben dieſe Sache vielſeitig in Anregung gebracht, und manche Bruchſtükke geliefert für die Anregung der Sinne, aber ohne Ordnung. Fichte machte in ſeinen Reden an das deutſche Volk die neueſten ſchweizeriſchen Erzieher vorzüglich aufmerkſam auf eine Empfindungslehre. In der Anſchauung hatten ſie damals ſchon Manches geleiſtet. Viele Gedanken ſind durch ſie auch in dieſer Hinſicht in Gang und in Schwang gebracht; an das Werkliche hat ſich noch Keiner gemacht. Es ſcheint würklich als wenn unſer Volk zu ſehr vergeiſtet und zu ſehr entſinlicht iſt. Man bedenkt nicht, daſs es hohle Geiſter und Schattenbilder ſind, die nicht aus der Sinlichkeit entſpringen. Die Erkenntniſs muſs ſinlicher, der Wille geiſtiger, und das Würken gehaltiger werden. — Guts-Muths machte in ſeiner Gymnaſtik, 2te Auflage, S. 472 — 508, vorzüglich aufmerkſam auf die Sinnenübungen, eben ſo auch Vieth in ſeinem Verſuch einer

Ency-

Encyclopädie der Leibesübungen, 2ter Theil, S. 148 — 174. So vielen Beifall beide Werke erhalten haben, ſo wenig hat man ſie wie in Allen, ſo auch hierin befolgt. — Das neueſte Werk in dieſer Hinſicht iſt: „Die ſinnlichen Wahrnehmungen von W. C. L. von Türk." Obgleich dis Werk viele Vorzüge hat, zumal in Vergleich mit frühern, ſo können wir doch in vielen Dingen dem Verfaſſer nicht beiſtimmen. Er komt immer wieder auf bloßen Wörterkram zurük, miſcht die Wortlehre (Grammatik) und die Lehre vom Satze ſogar ſchon mit ein, ordnet nicht vom Leichten zum Schweren, (z. B. die Farbe komt viel zu ſpät) verwechſelt Geſtalt und Größe, und erzielt eigentlich nur Klugſprecherei. Auch die Form in Fragen und Antworten iſt durchaus verwerflich, weil kein denkender Lehrer Luſt haben kann ein ſolches Buch durchzuleſen; weil ſich nicht jeder Gegenſtand ſo einkleiden läſt, und weil endlich Derjenige, dem man es ſo vorkauen und ins Maul ſchmieren muſs, ganz davon bleiben mag; denn er wird nur ein jämmerlicher Nachbeter und Nachkneter ſein. Ich habe ſelbſt geſehen, daſs Lehrer ſolche Bücher haben in die Hand genommen, Wort für Wort gefragt, und weil die Kinder unter hundertmal nur ein Mal die Antwort ſagten, die im Buche ſtand, auch die Antwort vorgeleſen. — Noch mache ich aufmerkſam auf folgenden Aufſatz: „Uebungen aus dem Unterricht in der Mutterſprache, wie er in der Anſtalt zu Iferten gegeben wird (von Kawerau) in der Wochenſchrift für Menſchenbildung, von Heinrich Peſtalozzi, und ſeinen Freunden, 4ter Band, 2tes und 3tes Heft. Ob ich gleich in einigen Anſichten des Sprachunterrichts von dem Verfaſſer abweiche, ſo muſs ich doch dieſe Uebungen als ſehr gut anerkennen. Der Verfaſſer verräth darin eine

herr-

herliche Sachkenntniſs, die durchaus beim erſten Sprachunterricht das Weſentlichſte iſt.

§. 146. Die alte Art Leſen zu lehren.

Die alte Art Leſen zu lehren hatte die Gewohnheit für ſich, ſonſt alles gegen ſich. Schwer läſt ſich ſagen, wie man auf dieſes verdrehte Weſen gekommen iſt, z. B. es, ze ha a u, auszuſprechen ſchau; zet ä ha en e — Zähne. Auf dieſe Weiſe lernten die Kinder vom Lehrer nichts, ſondern ſie muſten von einer Menge gegebener Fälle ſich die Ausſprache des Lautes abnehmen; — ſie lernten alſo eigentlich von ſelbſt leſen. Das unſinnige Buchſtabiren, wobei der Lehrer und Schüler ſich quält um nichts und wieder nichts, iſt alſo ganz verwerflich. Die Zeiten waren damals ſo, wir wollen ſie nicht verachten; aber daſs noch jetzt Leute dieſe jämmerliche Buchſtabier-Boksbeutelei nicht wollen fahren laſſen, das iſt wahrhaft Sünde wider den heiligen Geiſt; wenn auch nur im Kleinen. Schwerlich hat man immer ſo Leſen gelehrt. Auffallend iſt es, daſs Heinikens Schriften nichts gegen dieſen Unſinn ausrichten konten. Er ſagt: „dieſe Lehrart iſt eine henkermäßige, ein Ungeheuer. — — Peſtilenz und theure Zeit, Folter und Rindviehſeuche, Aberglauben und Blutvergießen haben nicht ſo viel Unheil geſtiftet! — — Herren und Ketzerverbannereien ſind geringere Vorurtheile; — eine Verſtand- und Vernunftwüſtende Plage iſt es. Alle Separatiſten entſtehen aus dem Buchſtabieren u. ſ. w." Freilich durch einen ſolchen Eifer ſchadete wohl Heinike mehr.

§. 147. Verbeſſerungsverſuche vor Olivier.

Die Lehrer und Erzieher merkten wohl, wie lange Zeit ſie an dieſem todten Buchſtabieren verlohren, und ſuchten allerlei Erleichterungsmittel. Schon 1735 machte ein Schriftſteller unter dem Namen Nachſinner, folgende Verſe:

Wenn man hoch leſen will,
ſpricht man ha, o, ce, ha,
Man tönet zweimal ha
Und iſt darin kein a.
Klingt es nicht wunderlich,
wenn man will Spielen ſagen
und kommt mit es, pe, i,
e, el, e, en hervor.
Ein ſolch gezognes Spiel
möcht mich vom Lernen jagen.
So komt ja allzu ſchwer
der rechte Zwekk hervor.

Vorzüglich ſuchte man es durch Bilder zu treiben, die einen ſolchen Gegenſtand vorſtelten, in deſſen Namen dieſer Buchſtabe enthalten war. Solche Hahn- und Wolfsfibeln treiben ſich ja noch in tauſend Schulen herum. Andere ſuchten die Buchſtaben durch ihre Geſtalt, oder auf eine andere ſinliche Weiſe bemerkbar zu machen, als: das k hat einen krauſen Kopf, die Schläge thun weh u. ſ. w. Baſedow gab die Buchſtaben aus Zukkerteig gebakken den Kindern zu verdauen; körperlich ging dieſe Verdauung, ob geiſtig, — dis iſt eine andere Frage. Andere erſannen allerlei Spiele. Solche Spiele führten gar zu nichts. Campe ſtelte in ſeiner: „Neuen Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weiſe leſen zu lehren, Altona 1778,“ ein

ein Buchſtabenſpiel, Silbenſpiel, Plapperſpiel, Rednerſpiel und ein Lauffeuer auf. Das Gute hatte dieſe Schrift, daſs man die Mitlaute mit einem nachtönenden e, und die gedoppelten Stimmlaute gleich zuſammen als eins ausſprechen ließ. Die Spielereien waren in öffentlichen Schulen gar nicht einzuführen; da überhaupt Lernen kein Spiel iſt. Nach Campe trat Heinike auf in folgenden Schriften: „Neues A B C, Sylben und Leſebuch 1780; Vier Fragmente über alte und neue Lehrarten 1783 Methaphyſik für Schulmeiſter und Plusmacher 1785.“ — Noch müſſen wir Venzky, Zeidler, Ikelsamer und Overberg als Verbeſſerer erwähnen. Xavier Hofmann gab 1780 zu München eine Leſemethode heraus, worin er das Vorbuchſtabieren tadelt. Leider unterdrükte und hinderte ſein Würken der Buchſtabierer, Kanonikus Braun; ſo wie Riſt der vorzüglicheGegner von Heinike war. In derſelben Zeit ungefähr gaben Simon und Schweighäuſer eine neue Fibel heraus. Ihre Art Leſen zu lehren hatte etwas Aehnliches mit der unſrigen. Sie ließen die Mitlaute nicht einzeln ausſprechen, ſondern verbanden ſie gleich mit den Stimmlauten. Der bekante Gedike legte ſich nun auch auf dis Fach, uud ſchlug den entgegengeſetzten Weg von Simon und Schweighäuſer ein. Jene ſtelten die Buchſtaben zuſammen (*Synthesis*), dieſer ließ Wörter in dieſelbe auflöſen (*Analysis*). Daſs dieſer Weg ſehr falſch iſt, und dahin bringt, daſs der Schüler nie richtig ſchreiben lernt, habe ich ſelbſt erfahren, nicht in dem ich es ſo trieb, ſondern in dem ich eine ziemlich erwachſene Schülerin bekam, mit der es ſo betrieben war. Der Schüler komt nie zu einer beſtimten Anſchauung der Spellen und der Laute. Gedike gab auch ein Kinderbuch zur erſten Uebung im Leſen, ohne A B C und Buchſtabieren, heraus. —

Der Prediger Gieſeler erfand eine Leſemaſchine, die ſpäterhin (1797) Plato beſchrieben hat. Die Freiſchule zu Leipzig führte ſie ein. Alle Buchſtaben ſind in mehreren Abdrükken auf Pappe geklebt, aus denen man das Wort zuſammenſetzt, um es wieder zu trennen nach Gedikeſcher Art. Ein ſolcher Buchſtabenkaſten iſt für den erſten Anfang ſehr zu billigen.

§. 148. Olivier.

Keine Buchſtabenkrämerei kündigte ſich wohl je höchtrabender an, als die des Deutſch-Franzöſen Olivier, Profeſſors zu Deſſau. Als Inhaber eines wichtigen Geheimniſſes trat er auf, und zog damit umher in Leipzig, Halle, Berlin u. ſ. w. Die Werke, worin das Geheimniſs mehr angekündigt als würklich offen dargelegt iſt, ſind: *a*) „Die Kunſt Leſen und Rechtſchreiben zu lehren auf ihr einzig wahres, höchſt einfaches und untrügliches Grundprinzip zurükgeführt, eine glükliche in jeder Sprache anwendbare Entdekkung und Erfindung" *b*) „Ueber den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichtsmethoden" *c*) „Zeugniſſe für Oliviers Methode." In ſeinem „Orthoepographiſchen Elementarwerk, Deſſau 1804. 2 Thl. nebſt Kupfern und Tabellen" beförderte er das wichtige Geheimniſs an das Tageslicht. Dis Geheimniſs beſteht kurz darin. Die Kinder lernen zuerſt die Vorlaute an einer Kupfertafel, z. B. Traube (be) Weide (de) u. ſ. w., dann die Stimmlaute, dann die Nachlaute auf dieſelbe Weiſe, als Aloe (e) Traub (b). Den Vorlauten wird hinten, den Nachlauten vorne ein kurzes e angehängt. Sind an den Kupfertafeln die Laute und Buchſtaben eingeübt,

ſo geht es an eine andere Tafel, worauf keine Kupfer ſind. Dann geht es zu zuſammengeſetzten Vor- und Nachlauten, die auch alle mit einem kurzen e ausgeſprochen werden, und ſo allmälig an mehre Leſetafeln. — Unſtreitig hat Olivier Verdienſte, mehr als Zuſammenſteller, denn als Erfinder. Vor ihm hatte kein Schulmann ſich auf ſo genaue Unterſuchungen des Lauts eingelaſſen, als er; keiner das Vorhandene, vorzüglich den Kempelen und Haller, ſo gut benutzt als er. Wir verachten alſo keineswegs Olivier, aber wir tadeln, 1) daſs er glaubt etwas Neues gefunden zu haben, ein Geheimniſs, und daſs er ſeine wakkern Vorfahren, von denen er theilweis abgeſchrieben, nicht gehörig erwähnet; 2) daſs er in zwei dikkleibigen Theilen ſo wenig Sachen ſagt, und nur viele Worte; 3) daſs er die franzöſiſche und deutſche Sprache vermengt, welche Mengung und Miſchung freilich in ſeinem eigenen Grundweſen liegt; 4) ſeine unnützen Bilder, 5) das Unpaſſende ſeiner Lehrart für Volksſchulen, 6) daſs ſeine ganze Lautlehre kein zuſammenhängendes Ganze iſt, 7) daſs er Mitlaute für ſelbſtausſprechbare Laute hält, 8) daſs ſeine Lehre für die Rechtſchreibung noch mehr Verwirrung verurſacht, als jetzt da iſt. — Die franzöſiſche Tafeln Oliviers ſollen faſt wörtlich übereinſtimmen mit denen, welche der Exminiſter *Francois de Neufchateau* in ſeiner *methode pratique de la lecture* 1799 aufſtelte. Diejenigen, die gegen Olivier ſprachen und ſchrieben, waren theilweiſe elende Buchſtabierer, ganz unfähig in Oliviers Gedanken einzudringen. Dis gilt alſo auch von der Schrift: „Ueber die neue Leſe-Lehrart des Profeſſor Olivier, und über ſeine auf höhere Veranlaſſung (denn ſonſt wäre es nicht zugelaſſen) in unſern

Schu-

Schulen gegebenen Verſuche. Berlin 1803. Unter den Schriften, welche Oliviers Lehrart mit Recht begünſtigten, zeichnet ſich aus: „Pädagogiſch amtlichen Berichte an das Publikum über die Lautmethode des Hrn. Profeſſor Olivier (von Tillich, Perſchke, Hilſcher) Leipzig 1805. — So viel iſt gewiſs, Olivier hat die Bahn in der Lautlehre gebrochen. Ohne ihn würde ſchwerlich ein Stephani, und ein Krug aufgeſtanden ſein; und wären dieſe nicht aufgeſtanden, ſo würde auch ich ſchwerlich ſo hier ſchreiben, als ich hier ſchreibe. Wir müſſen unſere Vordermänner achten, aber dabei können wir uns immer, und müſſen uns ihrer Fehler bewuſt werden, denn ſonſt wäre ja unſer Schreiben eitel Tand. Der Nachfolger muſs es beſſer machen als der Vorgänger, zum wenigſten es glauben und dahin ſtreben.

§. 149. Stephani.

In derſelben Zeit, wie Olivier auftrat, erſchien auch Stephani. Er gab folgende Schriften heraus, in denen ſelbſt zu bemerken iſt, wie er allmälig ſeine Grundſätze berichtigte und verbeſſerte: 1) Unterricht in der gründlichſten und leichteſten Methode Kindern das Leſen zu lehren 1803. 2) Elementarbuch zum Leſenlernen, eine Wandfibel und Anweiſung zum zwekmäßigen Gebrauch derſelben 1804. 3) Im Jahr 1806 gab er einen Verſuch heraus zur Feſtſetzung der Namen der Buchſtaben, deſſen Titel mir nicht genau bekant iſt. In Hinſicht der Lautlehre als Lehre ſteht Stephani wie auch Krug (§. 150.) hinter Olivier; beide haben mehr auf das Werkliche geſehen. Stephani's Bemühungen, die

ſich zugleich mehr an das Alte anſchmiegten, als die von Olivier, fanden daher bei Schulmännern weit größern Eingang. Viel hat ſich Stephani mit den Namen der Buchſtaben beſchäftigt, und mehre aufgeſtelt. Die Mitlaute ſind ihm auch hörbar, und zwar ſtelt er die Nachlaute dazu auf. Er meint, wenn man die Nachlaute lange fort tönen ließe, ſo höre man ſie. Mit den Ziſchern geht dis ſo etwas, mit dem Hemmern aber gar nicht. Er läſt ſie alſo eigentlich mit einem kurzen e, vorne angeſezt, ausſprechen. Wie falſch dis iſt, wenn ſolcher Laut Vorlaut wird, und bei Zuſammenſezungen erhelt von ſelbſt. Daſs Stephani mit der Bekantmachung der Sprachwerkzeuge begint, würde uns wohl gefallen bei Lehrſchülern (Seminariſten) wo wir daſſelbe thun; bei den Kindern iſt dieſer Weg der der Betrachtung, und nicht der der Anſchauung; und deshalb verwerflich. Das Kind muſs hören und ſehen, wie der Laut ausgeſprochen wird, und damit gut. Daſs er Laut, Zeichen oder Buchſtaben und Namen deſſelben zugleich kennen lehrt, iſt ebenfals zu ſchwierig. Die Verbindung der Laute von den einfachſten bis zu den zuſammengeſezteſten hat Stephani mehr befolgt, als die übrigen, auch iſt der Taktſchlag von ihm berükſichtigt. Der Ton, mit dem Stephani auftrat, war beſcheiden, und hierin zeichnete er ſich vor Olivier aus.

§. 150. Krug.

Schon bevor Krug Lehrer an der Bürgerſchule zu Leipzig wurde, beſchäftigte er ſich mit dieſem Gegenſtande. In dieſer Schule aber ſuchte er denſelben ganz zu begründen und zu erforſchen, und zwar werklich. Das

erſte

Erſte, was er deshalb herausgab, waren Leſebücher, und zwar: 1) Hochdeutſche Sprachelemententafel zum Rechtſprechen, Leſen- und Schreibenlernen. 2) Hochdeutſches Syllabier- Leſe- und Sprachbuch für Bürger- und Landſchulen auch beim Privatunterricht 1806. 3) Erſtes Lehr- und Leſebuch für Bürger und Landſchulen u. ſ. w. 1806. 2te Auflage vom vorigen. 4) Die gereimte Kinderwelt, oder A B C und Syllabierbuch, Leipzig bei Sommer." Im Jahr 1808 glaubte er ſeine Lehrart vollſtändig ausgebildet zu haben, und gab ſie deshalb heraus unter der Nenne (Titel): „Ausführliche Anweiſung, die hochdeutſche Sprache recht ausſprechen, leſen und recht ſchreiben zu lehren, Leipzig bei Heinrich Graff (20 gl.). Anſtößig iſt es, daſs er darin ſtatt Laute ſtets Töne ſagt. Das lange und kurze Ausſprechen derſelben hat er zuerſt vorzüglich berükſichtigt. Seine Voll- und Nebentöne ſind nicht ſprachrichtig (6ter Abſchnitt). Das Befehligen (Commandiren) läſt ſich bei Kindern nicht verwerfen. Daſs er das Leſen nach den Begriffen, wo noch kein Begriff iſt, erklärt, iſt tadelhaft; ſo wie ſein ganzes Taktweſen bei den einzelnen Lauten, wodurch das Leſen erſchwert und nicht verbeſſert wird. Sein ſogenantes Tonſuchen oder Auflöſen der Wörter in Laute, iſt nicht zu tadeln. In den eigentlichen Laut iſt Krug, ſeinem Buche nach, gar nicht eingedrungen. Daſs er vorzüglich das Sehen der Mundbewegung an dem Lehrer empfiehlt, beweiſt, daſs er die Sache werklich gut verſtand. Wolke ſagt hierüber auch ſchon in ſeiner Anweiſung zur Belehrung der Stummen S. 8: „Stelle beim Vorſprechen der Laute dich ſo, daſs der Stumme jede Bewegung der Sprachwerkzeuge ſehen kann; dann ſprich laut und deutlich. Dann zeige gedrukt und geſchrie-

ſchrieben dieſen Laut vor, und laſs es ſelbſt ſchreiben, verſteht ſich mit den runden ſogenanten engliſchen Buchſtaben." Was von Stummen gilt, das gilt hier auch von Hörenden. Die Art, wie Krug die Wörter abtheilt, halte ich für ganz verwerflich. Einfacher iſt übrigens ſein Lautweſen, als das des Olivier. Sein Stuffengang in den Leſebüchern, wie überhaupt ſeine Leſebücher, ſind dem Stoffe und der Form nach verwerflich. Die gereimte Kinder=Welt iſt eine wahre Ungereimtheit bei allem Reimgeklingel. Man denke daran, wie Klopſtokk, ein tüchtiger Sprachforſcher, dieſes Geklingel haſte. Auf Volksſchulen iſt ſeine Lehrart auch ſchwer anzuwenden. Wir verkennen alſo die Bemühungen des wakkern Krug keineswegs, ſind aber mit dem Erfolge derſelben nicht ganz zufrieden. Wir ſelbſt haben große Mühe gehabt uns durch ſeine Anleitung, die einem algebraiſchen Handbuch oft gleicht, durchzuarbeiten, wie wird es dem Dorfſchullehrer gelingen? In Hinſicht der Rechtſchreibung hat Krug ſchriftlich nichts gethan.

§. 151. Andere Lautforſcher.

Außer dieſen drei Verbeſſerern des Leſeunterrichts, denn viel weiter geht doch bei ihnen der Blikk auch nicht, gibt es noch mehre, die ſich oft dieſen über= und nebenordnen, oft aber ſehr untergeordnet ſind. Wir bemerken zuerſt den Hrn. Pöhlmann, nicht wegen ſeiner Wichtigkeit, ſondern wegen ſeiner Wichtigſchreibung. Es hat dieſer Mann nichts Neues erfunden, aber er behauptet daſſelbe längſt gethan zu haben, was Olivier und ſogar was Peſtalozzi wolte. Man kann ihm dis nur dann verzeihen, wenn er nicht weiß, was dieſe

wolten. Seine Verdienſte ſind folgende: 1) er hat die Leſe- und Kinderwelt mit einer großen Menge Schriften belaſtet, 2) er läſt die Doppellaute als Einen Laut ausſprechen, wie ſchon manche verſtändige Buchſtabirer thaten, 3) er hat ein dikleibiges Leſebuch geſchrieben nebſt andern, die wir zur Erſparung des Raums nicht nennen wollen. Dieſes Leſebuch iſt zugleich ein Katechismus, und ein Fundgrube alles Wiſſenswürdigſten für Kinder. So hat Hr. Pählmann gegen die Worte der Bibel nicht bloß zweien, ſondern dreien Herren gedienet. — Dieſem folge Hr. Magiſter Taumer, der da glaubt auch früher als Stephani und Olivier alles eben ſo gut gethan zu haben; und dennoch nichts Neues hat. Dis beweiſt folgende Schrift: „Beitrag zur Geſchichte der natürlichen Elementarmethode, beſonders bei dem Leſen-Lehren, nebſt einem kurzen Abriſs derſelben, vorzüglich in Hinſicht auf Peſtallozzi, Olivier, Stephani, Wolke und Pöhlmann.“ Zu ihm mag ſich Zeller geſellen, der jezt in Kumetſchen bei Gumbinnen ſein Weſen treibt. In den Beiträgen zur Preuß. Nationalerziehung ſteht ſeine Lautlehre, die ſehr dikk iſt, von Nichts ausgeht, für Nichts und zu Nichts iſt; eine wahre geiſtige Strohdreſcherei; bei der ich nicht weiter verweilen will, da ſie allgemein bekant und erkant iſt. Peſtalozzi und ſeine Gehülfen haben hierin nichts Ausgezeichnetes geleiſtet; und in Hinſicht der Sprache iſt auch wohl von den Schweizern zu allerlezt Etwas zu erwarten. Mir komt es daher immer lächerlich vor, wenn die Leute von der Peſtalozziſchen Leſelehrart in ihrer Unwiſſenheit und Oberflächlichkeit ſprechen. Es iſt zwar wahr, daſs Peſtalozzi ein A B C Buch geſchrieben, aber hierauf ging ſein Sinn am wenigſten. Krüſi lehrt das Leſen in Iferten auf eine einfache Weiſe ohne Buchſtabieren

und

und ohne Schwa's. Obgleich Krug und Olivier, und Letzterer mit einem großen Wortſchwall, dort Vorleſungen über ihre Methoden hielten, und obgleich Niederer Letzterem ſehr hold war, ſo wurde doch nichts von dieſem Allen dort eingeführt. Auf das Tillichſche Leſebuch müſſen wir aber noch aufmerkſam machen, da dis vor allen erſten Leſebüchern das beſte iſt; eben ſo ſind auch nicht ganz verwerflich die Elementarübungen von Plamann. Auch die beiden Armenſchulen zu Amſterdam und Leiden, haben ihren Leſe- und Schreibeunterricht recht gut eingerichtet: Man ſetzt dort die kleinſten Kinder auf immer höhere Bänke hintereinander, einer ſchwarzen Tafel gegenüber, an die der Lehrer die Buchſtaben anheftet. Man geht von den einfachen Stimmlauten zu den gedoppelten, zu den einfachen und dann zu den zuſammengeſetzten Mitlauten, die man nach Olivier mit einem Schwa bezeichnet. Vierzig bis funfzig Kinder ſehen und leſen zugleich die Laute, Spellen und Wörter im Einklang. Eben ſo wird der Schreibunterricht auf der großen Tafel gegeben, und auf den Schiefertafeln ausgeführt. Die Kinder ſchreiben Striche, Buchſtaben, Spellen und Wörter, und dann wird ihnen in die Feder geſagt. Seidenſtükker verräth in der Vorrede zu ſeinem deklamatoriſchen Leſebuche auch ſehr gute Ideen über ein erſtes Leſebuch. Ich erwähne daraus nur folgende Stelle. S. *VII* — *VIII*: „Wenn aber auf der einen Seite Mangel an Uebung den Schulen zur Laſt fält, ſo trift dieſelben auf der andern Seite wieder der Vorwurf einer verkehrten Uebung. Man darf behaupten, daſs unſre Schulen das deklamatoriſche Leſen dadurch in ſeinem Keime erſtikken, daſs ſie das Wörterleſen und Gedankenleſen mit einander verbin-

binden. Beide Uebungen ſind ihrer Natur und ihrem Zwekke nach weſentlich von einander unterſchieden; das Wörterleſen iſt etwas rein Mechaniſches, und ſein Zwekk eine Fertigkeit. Unterſucht man, aus welchen Elementen die Fertigkeit des Wörterleſens gleichſam zuſammengeſezt iſt, ſo ergibt ſich, daſs jeder Beſtandtheil auf bloß mechaniſchem Wege aufgenommen wird. Zuvörderſt nimt das Gedächtniſs die einzelnen Buchſtaben für das Auge und für das Ohr, oder als ſichtbare Zeichen und als hörbare Laute, mechaniſch in ſeine Kammer auf; Die Zunge mit ihren Gehülfen würkt eben ſo mechaniſch, dieſe einzelnen Beſtandtheile der Wörter mit Geläufigkeit auszuſprechen; endlich übt ſich das Auge nicht minder mechaniſch, anfänglich mehrere Buchſtaben, ſodann mehrere Silben und Wörter mit einem Male zu überſehen und den Sprachwerkzeugen als fertigen Dienern gleichſam zu übergeben. Kein Urtheilen, kein Schließen, überhaupt keine Thätigkeit des Verſtandes wird bei der Uebung des Wörterleſens in Anſpruch genommen.“ Der Doktor Bell zu Madras verdient hier auch Erwähnung. Er ließ die Kinder die Buchſtaben in Sand mahlen. Dis that auch Lankaſter, der überhaupt der erſte iſt, der das Leſen und Schreiben verband, und die Wörter ordnete. Alle die Leſebücher, Kinderfreunde, Weihnachtsgeſchenke, Fibeln und Anleitungen dazu, zu erwähnen, die jämmerliche A B C Männer, Bilderkrämer, Schreibler, Lohnarbeiter der Buchhändler und dergleichen geſchrieben und gemacht, dazu muſs ich mein Unvermögen hier öffentlich bezeugen. — Nur noch ein Werk muſs ich anführen, was zwar ſchon in dem allgemeinen Bücherverzeichniſs der Michaelis-Meſſe erwähnt war, wovon ich aber nur 14 Bogen be-

kommen

kommen konte. Der Titel iſt: „Bertholdys Verſuch einer Sprachbildungslehre für Deutſche 1812.“ Weil wir die Bemühungen Bartholdys ſehr hochſchätzen, ſo müſſen wir über dieſes Werk, ſofern aus dieſen 14 Bogen ſein Zwekk erhellet, freimüthig unſer Urtheil ſagen. Der Endzwekk des Buches iſt nicht wiſſenſchaftlich, ſondern unterrichtlich. Wir müſſen bekennen, daſs das Ganze unſrer Meinung nach, verfehlt iſt. — Wie kann man damit anfangen den Kindern die Sprachwerkzeuge kennen zu lehren! — Wozu ſoll das Kind lernen, daſs ich a meine, wenn ich den Mittelfinger aufhebe, u. ſ. w.? Da lernt das Kind eine unnütze Fingerei. Der Hauptgrundſatz des erſten Unterrichts; der Lehrer muſs das Kind etwas thun laſſen, iſt nicht beachtet, ſondern das Erklären ſpielt von Anfang an die Hauptrolle. Endlich wie kann der Verfaſſer auf das Spellenmaß kommen, das ja nicht vom Laut in der Spelle, ſondern vom Begriff abhängt! — Doch genug! Wir wollen keinesweges dis Werk beurtheilen; fügen nur noch hinzu, daſs keine Schriftſtellerei ſchwerer iſt, als die leichteſte; und kein Unterricht ſchwieriger als der allererſte. — Was endlich noch alle Wandfibeln, und alſo auch die ſo eben erſchienene von dem Hrn. Bog betrift, ſo ſind dieſe durchaus nicht für Volksſchulen, und überhaupt zu ſpielend. Uebrigens ſind ſolche Buchſtabenſtäbe nichts Neues; und auffallend iſt es uns daher, wenn ein Beurtheiler der Bogſchen Wandfibel ſagt, daſs ſie grade ſo eingerichtet ſei, wie Peſtalozzi es angegeben. Solte man nicht zum zweiten Gebot noch hinzufügen: „Du ſolſt den Namen der Menſchen auch nicht miſsbrauchen?“ — Ueber dieſen ganzen Abſchnitt vergleiche man das 111te und 112te

Sükk

Stükk der neuen Leipziger Literatur = Zeitung Jahrgang 1810.

§. 152. Kurze Darſtellung des eignen Ganges.

Zum Schluſs dieſes Abſchnittes und zugleich des ganzen Werks, will ich jetzt noch den Gang erwähnen, den ich in der hierzu gehörigen faslichen Anweiſung für Volksſchullehrer näher entwikkelt habe. Bei der Sprache muſs auf zwei Dinge geſehen werden, auf Form und auf Stoff; oder auf Bezeichnung und Bezeichnetes. Die Sprachwerkzeuge geben die Form — die Bezeichnung; die Anſchauung und die Empfindung entwikkeln den erſten Stoff, der ſich ſpäterhin immer mehr und mehr vom Sinnlichen losreißt und zum Begriff, deſſen Veränderung, Beſtimmung zum Urtheil und Schluſs, überhaupt zum Denken erhebt. Die Uebung der Sprachwerkzeuge und der Empfindung und Anſchauung iſt das Erſte im Sprachunterricht. Kindern die Sprachwerkzeuge erklären, hieße mit dem Begriff anfangen, und alſo die Pferde hinter den Wagen anſpannen. Kindern Zeichen und Laut zugleich geben, heißt zweien Herren dienen. Das Kind muſs alſo zuerſt ſeine Sprachwerkzeuge üben in Hinſicht der reinen deutlichen und ſtarken Ausſprache. In den meiſten Schulen ſchont man die Bruſt, ſtatt ſie durch Uebung zu ſtärken. Bei dieſen Uebungen können die Kinder

ſtehen,

ſtehen, um das Sitzen ſo viel als möglich zu vermeiden. Seneka ſagt ſchon von der altrömiſchen Jugend; „ſie ſtanden ſtets aufgerichtet, man lehrte ſie nichts, was ſie ſitzend lernen muſten. — Dieſe Uebungen müſſen ſtuſſenweis gehen, und deshalb mit Leichtigkeit das Kind zur richtigen Ausſprache bringen. Rouſſeau ſagt in ſeinem Aemil, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen, 1762 1ter Theil, S. 89. „Ich wolte wünſchen, daſs die erſten Silbenſprechungen, die man das Kind hören läſt, ſelten, leicht, deutlich wären, oft wiederhohlt würden, und daſs die Wörter die ſie ausdrükken, ſich nur auf ſinliche Gegenſtände bezögen, welche man dem Kinde anfangs zeigen könte." Auf die richtige Ausſprache wird das Leſen und Schreiben gebauet, was durchaus wegen ſeiner Gleichartigkeit gleichlaufend ſein muſs. Wie ſehr die Ausſprache gewöhnlich vernachläſſigt wird, davon gibt uns den klarſten Beweis, daſs ſelbſt Franzoſen dis bemerkten. Cuvrier und Noel ſagen in ihrem Bericht über den öffentlichen Unterricht in den neuen Departements Niederdeutſchlands: „In den lebenden Sprachen, und dis iſt ein Fehler, der faſt allen deutſchen Schulen gemein iſt, wird die Ausſprache zu ſehr vernachläſſigt. So ſagt auch Friedrich Schlegel: („Deutſches Muſeum September 1812. S. 266.) „Eben ſo finde ich die Sorgfalt, welche in Frankreich, bei der Erziehung und zum Theil ſelbſt in öffentlichen Geſchäf-

ſchäften auf die Sprache und die Richtigkeit und Klarheit des Ausdruks gewandt wird, die allgemeine Strenge des Urtheils, die darinnen obwaltet, sehr lobenswerth. Es mag ſein, daſs gerade der Reichthum unſrer Sprache Urſache iſt, daſs die eigenthümliche Regel des Schiklichen, ja ſelbſt des Richtigen in ihr ungleich ſchwerer feſt zu ſtellen und allgemein herſchend zu machen iſt. Um ſo mehr ſolten wir es aber anerkennen, wie nothwendig es iſt, mit verdoppelter und gemeinſchaftlicher Anſtrengung auf dieſes Ziel hinzuwürken. Kann man aber wohl leugnen, daſs die gränzenloſeſte Vernachläſſigung der Sprache bei uns faſt allgemein herſchend iſt? — Welche Stelle nimt bei uns der Unterricht in der eignen Sprache ein, der bei den Griechen die Grundlage, und faſt auch der lezte Endzwekk der ganzen Erziehung war? Die Antwort darf ich mir leider erſparen." —

Da das Zeichnen ebenfals ein Gegenſtand des erſten Unterrichts iſt, und zugleich eine gute Vorübung für das Schreiben, ſo geht es demſelben, und wenn auch nur theilweiſe, voran.

Da wir auf den Laut das Leſen und Schreiben gründen, ſo müſſen wir auch die Zeichen darnach wählen, und ſpäterhin die Abweichungen derſelben vom Laute erſt hinzu ſetzen (Rechtſchreibung). Die Leſe- und Schreibeübungen gehen denſelben Weg, den die

Sprech-

Sprechübungen einſchlugen. — So lernt das Kind fertig leſen. Das Leſen nach dem Begriffe (nach dem Wortton) und nach dem Begrifsverhältniſs (nach dem Sprachton) und nach dem Geſamtſtoff (nach dem Sprach-einklang) gehört nicht in die Lautlehre, und muſs nicht eher genommen werden, bevor das Kind nicht dieſe Begriffe hat; denn das Leſen ſoll kein pappageimäßiges, ſchauſpieleriſches Weſen ſein, ſondern Jeder ſoll ſo ſprechen und leſen, wie er es ſelbſt fühlt. — Es iſt ein Gräuel, ein wahres Aergerniſs und ein Spott für unſer Zeitalter, wenn acht- und zehnjährige Mägdchen Stükke von Schiller ausſprechen (Declamiren). Was denkt ſich ſo ein Mägdchen dabei? Kann es da noch auffallend ſein, wenn wir ſo viele Zieräffinnen haben, die in der gröſten Gefühlloſigkeit — Gefühle, in der ſtumpfſten Gleichgültigkeit — Theilnahme, haſſend Liebe, und liebend Haſs erheucheln? Der Menſch ſoll ſich zeigen wie er iſt, und wenn auch ſein Weſen nicht immer geſchnörkelt, gehobelt, und geglättet iſt. Die einfache Schöpfung iſt beſſer, als ein alberner Ladenputz. Zum Einfachen, zum Gedigenen, zum Kernigen, zum Wahren zurük, in deſſen Folge die Schönheit iſt! — Die Anweiſung für Volksſchullehrer, und das erſte Sprachbuch, ſo leicht beide ſcheinen, waren die ſchwierigſten Gegenſtände der Bearbeitung, weil bei ſo großer Mannigfaltigkeit vorzüglich nach Einheit geſtrebt werden muſte, und weil oft die Ordnung in einer ſcheinbaren Unordnung beſtand.

Ich

Ich habe geſucht durch das erſte Sprachbuch die mannigfaltigſten Dinge, nämlich das Richtigſprechen, das Leſen und Schreiben, und die Rechtſchreibung zu erreichen. Wie ich es erreicht habe, das überlaſſe ich den Schulmännern, die darnach unterweiſen. Nur deren Urtheil iſt mir hierüber wichtig. — Die Anweiſung dazu konte und wolte ich nicht in Frage und Antwort einkleiden; denn dieſe Form, ſie mag Katechiſiren, Sokratiſiren oder wie heißen, iſt die allerſchlechteſte für den erſten Unterricht. Wer ein ſolches gekindelte Buch gebrauchen kann, muſs ſelbſt verkindelt ſein. „Das ſogenante Katechiſiren iſt ein Mittelunterricht zwiſchen dem erſten bloß thuenden, und dem letzten bloß aufnehmenden. Er iſt deshalb anwendbar bei den größern Kindern der Volksſchulen, nicht aber bei den Kleinern. — Ich habe mir oft gedacht, was wohl Chriſtus ſagen würde, wenn er mit ſiebenjährigen Kindern katechiſiren hörte, und Sokrates, wenn man vor ihm ſokratiſirte. Wie man Kinder zu Jeſu brachte, ſo herzete und küſſete er ſie, aber er katechiſirte nicht. — Ich beſtrebte mich ſo kurz und ſo deutlich als möglich die Anweiſung zu verfaſſen. Nur für den, welcher gar nicht denken, ſondern bloß das Vorgekauete nachkauen mag, kann Einiges darin zu kurz ſein. — Doch warum mich über Dis und Jenes erklären, warum wieder ſchreiben über das Geſchriebene! Jeder Beurtheiler mag ſehen, verſuchen, prüfen und richten! — Mit

Liebe

Liebe habe ich das Ganze geſchrieben, mit Luſt habe ich es gedacht. Möge es Liebe erwekken, Luſt entzünden, Thaten erzeugen! — Scharf habe ich mich über andere erklärt; man mag mich mit gleichem Maße meſſen! Durch Widerſprüche und Gegenſätze gewint die Wahrheit, ſo wie durch Kampf das Leben. Mayern ſagt im 2ten Theil der Wanderer S. 160: „Was wäre die Wahrheit ohne Widerſprüche; was wäre unſer Verſtand ohne Irthümer, das Gefühl ohne Schmerz, das Leben ohne Bedürfniſſe, eine Erde ohne Verwüſtung, ein Volk ohne Krieg? — Ein ewiges Einerlei ohne Erkentniſs, ohne Reiz, ohne Hoffnung, ohne Trieb! — ein Unglükk das man mit Anbetung abwenden ſolte." —

Nachſchrift.

Durch Umſtände und Zeit, durch Verleger und Verfaſſer wurde die völlige Herausgabe dieſes Werks über ein Jahr verhindert; und dennoch war dieſelbe ſo weit vorgerükt, daſs nicht gut mehr eine Aenderung anging, ohne einen Abſtich zu bewürken. Deshalb erſcheint hier das Ganze ſo, wie es vor einem Jahr bearbeitet wurde. Es tritt daher noch in einem etwas düſtren Gewande auf, weil die Sonne bei ſeinem Entſtehen noch nicht aufgegangen war. — Sonſt verhinderte der Drukk den Drukk, hier war es der Gegendrukk. Noch während der Sklavenketten wurde dieſe Schrift gedacht und geſchrieben, ſchon während der Freiheit tritt ſie in die deutſche Welt. Es geht ihr wie Fouqué (zwar franzöſiſch benamt, doch echt deutſch geſint) in ſeinem Zauberringe ſagt:

„Man geht aus Nacht in Sonne,
Man geht aus Graus in Wonne,
Aus Tod ins Leben ein!"

Die Sonne iſt uns jetzt aufgegangen, die ſchmachvollen Ketten, die Frankreichs Nimmerſatt uns ſchmiedete, ſind durch eigne Kraft geſprengt. Der Deutſche ſieht jetzt klar, was er ſein kann, was er iſt und was er vermag. Die Kraft, die er zeigt im Freimachen, der Geiſt, der rings das Volk beſeelt, der Sinn fürs Höchſte und Erhabenſte, der von Manchen gewekt, der nicht die Früchte mehr ſchaut, — der möge nie wieder ſchlummern, ſondern eben ſo kräftig, eben ſo deutſch, eben ſo edel im Innern ſchaffen und bauen. Nie möge die Perle wieder vor die Säue geworfen werden, nie mögen deutſche Fürſten vergeſſen, welch edles Volk ſie beherſchen, nie mögen Gewalthaber Volksrechte zertreten; ſondern dahin ſtreben, daſs Ein Geiſt — der der wahren Deutſchheit vom Throne herab bis zur Hütte wohne. Eine herliche Zeit für innere Bildung, für gediegene Wiſſenſchaften und Künſte kann jetzt beginnen, Deutſchland kann ſich zu einem Muſterſtaat erheben, wenn Einheit es beſeelt im Großen und Kleinen. Die Schulen, jetzt nicht mehr durch franſche und leider oft gefranſchte Kundſchafter umſpäht, können jetzt wieder deutſchen Sinn offen und öffentlich lehren und zeigen.

Die

Die deutſche Sprache kann ſich jezt aus deutſchen Thaten bereichern; ihre Fülle kann nun über alle Theile des Wiſſens und Könnens ſich ergießen und ſo aller Fremdelei Boden nehmen und Licht. Jezt iſt es Zeit, daſs die deutſche Sprache eben ſo in ihre vollen Rechte eintrete, wie wir Deutſchen ſelbſt wieder das Recht erſtritten, ein Volk zu ſein. Jezt werden gewiſs auch hierin deutſche Fürſten mit einem erhabnen Beiſpiel vorgehen, jezt werden deutſche Fräulein und Frauen deutſch lieben, leben und ſprechen. Denn ſolte nicht Jeden die öffentliche Schande treffen, der da jezt der Undeutſchheit noch fröhnen wolte? Man ſtrebt ja ſonſt immer nach dem Vollkommenſten, die Frauen ſind ja immer mehr für das Gefühl und das Gemüth als den kalten Verſtand, warum denn eine kalte verſtändige Sprache, wie die Franſche, warum eine einſeitige und gemüthloſe, da wir ſelbſt eine vielſeitige und gemüthvolle haben? Gewiſs ſteht unſre Sprache keiner nach. Dis ſagt ſchon der edle Kloppſtokk:

„Daſs keine, welche lebt, mit Deutſchlands Sprache ſich
In den zu kühnen Wettſtreit wage.

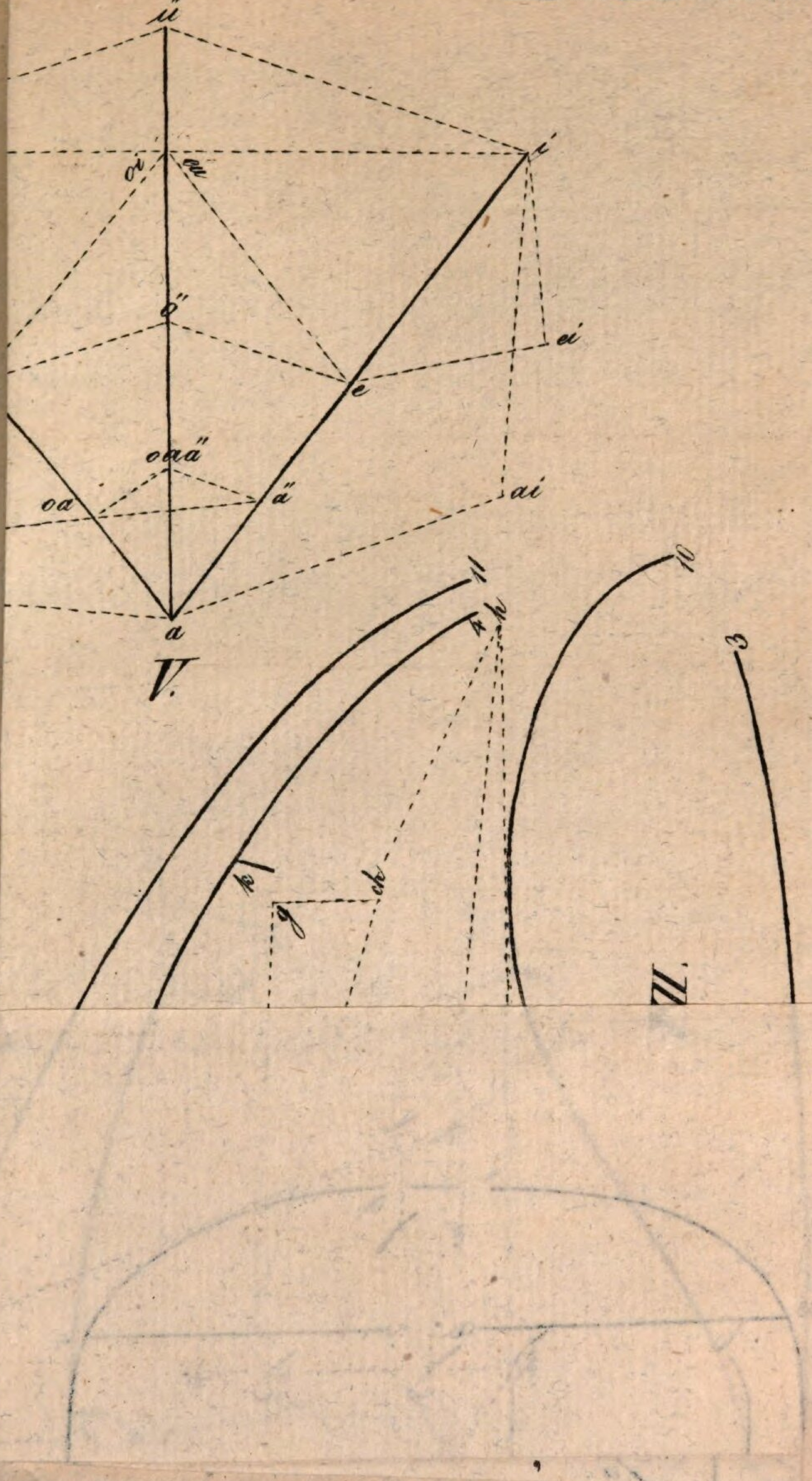
Sie

Sie iſt, damit ichs kurz mit ihrer Kraft es
ſage,
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutſcher Wendung
reich;
Iſt, was wir ſelbſt in jenen grauen Jahren,
Da Tazitus uns forſchte, waren,
Geſondert, unvermiſcht und nur ſich ſelber
gleich."

Und wenn unſre vornehmen Frauen doch auch Sprachen lernen wollen, warum nicht lieber die italiſche wegen der Tonkunſt, warum nicht die engliſche, da doch ſonſt engliſche Waaren nicht unwillkommen ſind, oder warum nicht gar die ebräiſche und griechiſche, damit ſie die Bibel in der Urſprache leſen könten! Das wäre doch noch etwas Gehaltvolles! So wie franſche Weltherrſchaft zuſammenfiel, da der Deutſche mal mit Gott ſeinen kräftigen Arm ausſtrekte, ſo muſs auch franſche Weltſprache verſchwinden, wenn der Deutſche ſeine Sprache väterlich hegt und pflegt.

Geſchrieben im Wonnemonat
1814.

Zur Lautlehre.



…Graſs, Barth und Kompagnie,
und
Leipzig, bei Ambroſius Barth.

(35)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Harnisch, Wilhelm,

Vollständiger Unterricht in der deutschen Sprache wissenschaftlich begrü
ndet, unterrichtlich dargest. und mit dazu gehörigen Uebungen versehen

Bd.: 1

Breslau 1814

L.germ. 97-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583729-6